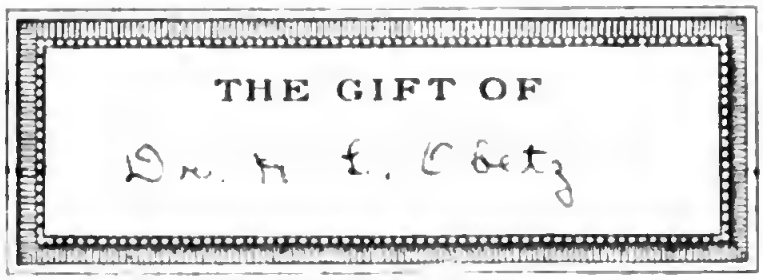
Bibliothek der Unterhaltung und des Wissens

1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM
CIRCUMSPICE


THE GIFT OF
Dr. H. L. Betz

830.6
B5-8

Bibliothek

der

Unterhaltung

und des

Wissens.

Mit Original-Beiträgen

der

hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Jahrgang 1884.

Dritter Band.

Stuttgart.

Verlag von Hermann Schönlein.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des dritten Bandes.

	Seite
Klippen des Glücks. Roman von Adolph Streckfuß. (Fortsetzung)	5
Eine Lüge. Novelle von E. Merk	101
Iwan der Schreckliche. Kulturgeschichtliches Charakterbild von Th. Winkler	185
Frankreichs Festungsgürtel. Von Hasso Harden	198
In den Heimstätten der Noth und des Elends in London. Von Friedrich v. Hellwald	209
Das Rückenmark. Physiologische Skizze von Paul Tunsch	219
Die Bauhütten des Mittelalters. Von Friedrich Zimmermann	232
Mannigfaltiges:	
Mittelalterlicher Aberglauben	243
Ein Gift als Erfrischungsmittel	245
Eine grausig-komische Geschichte als amerikanische Reklame	248
Ein poetisches Dekret	249
Die Ermordung des Herzogs von Buckingham im Jahre 1628	250
Genaues Zeitmaß	252
Gut gegeben	253
Ein schwieriges Räthsel	254
Gesandtenhändel	254
Die beiden Gellert	255
Ein Salonwagen im Jahre 1642	256

Klippen des Glücks.

Roman

von

Adolph Streckfuß.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Meine Frau," las Herr v. Osternau weiter, „hat heute soviel Besuche befreundeter und entfernt bekannter Damen empfangen müssen, wie sonst kaum in Wochen, sie ist in Verzweiflung über die indirekten Beileidsbezeugungen, über die unzarten Anspielungen, über die neugierigen Fragen nach den intimsten Familienverhältnissen, welche sie zu hören gezwungen war. Diese Visiten haben sie so aufgeregt, daß ich gezwungen gewesen bin, den gemessenen Befehl zu geben, in den nächsten Tagen jeden Besuch abzuweisen.

Dies ist nur der Anfang des Skandals, er wird noch größer werden, wenn, wie zu erwarten ist, die romantische Geschichte erst durch alle Zeitungen gehen wird. Heute bedauert man nicht mehr, wie vor einigen Tagen, das arme Mädchen, welches einem eiteln Wüstling geopfert werden soll, heute hat man für sie nur Worte der Verachtung; bedauert wird der Unglückliche, der angeblich gezwungen worden, einem hoffnungsvollen Leben durch Selbstmord ein Ende zu machen.

Unter diesen Umständen kann Bertha nicht in Berlin bleiben. Ihr Aufenthalt bei uns würde bald für sie selbst und auch für meine arme Frau unerträglich werden. Zur Tante Massenburg nach Königsberg kann sie nicht zurückkehren, denn der Skandal würde sie ja sofort auch dorthin verfolgen und in der kleineren Stadt noch viel peinlicher für das arme Kind werden, als hier. Die Tante Massenburg ist außerdem, wie Du weißt, eine so prüde Dame, daß sie schwerlich eine Nichte, deren Ruf, wenn auch ohne ihr Verschulden, einen Flecken erhalten hat!, in ihr Haus wieder aufnehmen würde.

In meiner Noth habe ich an Dich gedacht, lieber Fritz! Du bist ja durch Deine Frau ein Verwandter der armen Bertha, Du mußt ihr in Deinem gastlichen Hause so lange ein Asyl bieten, bis der Sturm vorübergezogen ist. Er wird nicht zu lange dauern. Man lebt schnell in heutiger Zeit und vergißt auch schnell. Nach wenigen Wochen, höchstens nach einigen Monaten, wird Niemand mehr daran denken, daß es jemals einen Egon v. Ernau gegeben hat. Er wird vergessen sein und mit ihm der Skandal, den er durch seinen Selbstmord über unsere Familie heraufbeschworen hat.

Ich bitte Dich recht von Herzen, lade unverzüglich die arme Bertha zu einem längeren Besuche nach Schloß Osternau ein! Ich weiß, daß Du mir durch Gewährung meiner Bitte ein Opfer zu bringen hast, ich weiß, daß der Skandal Bertha auch auf das Land hinaus verfolgen wird, und daß Dir daraus manche Unannehmlichkeit erwachsen kann, aber ich weiß auch, daß Du nie gezögert hast, Dich einer

ſolchen auszuſetzen, wenn es galt, ein gutes Werk zu thun. Für Bertha wird es von unſchätzbarem Werthe ſein, wenn ſie eine Zuflucht findet in einer ſo hochachtbaren Familie, deren Ruf untadelhaft rein iſt!

Und nun leb' wohl, mein lieber Fritz! Grüß' mir herzlich Deine treffliche Frau. Sie ſoll dem alten Onkel nicht zürnen dafür, daß er von ihr und Dir einen Liebesdienſt fordert, der Euch vielleicht ſchwer wird, den Ihr aber ſicherlich mir erweiſen werdet. Leb' wohl, ſchreibe bald, recht bald!

Dein treuer Onkel Saſtrow."

Ein langes peinliches Schweigen folgte der Vorleſung des langen Briefes, der allen Mitgliedern der Familie Stoff zu recht ernſtem Nachdenken bot, Herr v. Oſternau wartete vergeblich auf eine Aeußerung ſeiner Frau, die mit einem bedenklichen Geſicht vor ſich niederſchaute.

„Nun, Emma?" fragte er endlich. „Was denkſt Du über die unglückliche Geſchichte?"

„Ich bedaure das arme Mädchen," erwiederte Frau v. Oſternau ernſt. „Die Strafe, welche ſie für ihre Leichtfertigkeit erhält, iſt doch faſt zu hart!"

„Ich kann nicht einmal finden, daß Bertha leichtfertig geweſen ſei," bemerkte der Lieutenant. „Was hat ſie denn gethan, um einen ſolchen Vorwurf zu verdienen? Sie hat ſich dem Willen ihres Vaters gefügt, ſie hat ihre Einwilligung zu einer höchſt glänzenden Parthie gegeben und ſie hat es gern gethan. Sie konnte unmöglich ahnen, welche Folgen eine Verlobung haben würde, die ſo vortheilhaft für ſie und ihren Vater ſchien!"

„Das eben ist es; nur der Vortheil hat sie geleitet!“ fiel Lieschen eifrig ein. „Ich kann sie nicht einmal bedauern! Sie wußte durch den Onkel Sastrow, daß dieser abscheuliche Doktor v. Ernau ein Wüstling, ein Mensch ohne Herz und Charakter sei, und doch konnte sie sich bereit finden lassen, ihr Jawort zu geben, nur weil er reich war! Das ist eine mich empörende, schmähliche Berechnung!“

„Sollte sie etwa ihrem Vater den Gehorsam versagen?“ fragte der Lieutenant spöttisch.

„Ja, das sollte und mußte sie! Kein Vater hat das Recht, zu fordern, daß seine Tochter sich entehre durch die Verbindung mit einem Nichtswürdigen. Ich bin empört über Bertha Massenburg! Niemals hätte ich ihr eine so niedrige Gesinnung zugetraut. Sie war so reizend, so liebenswürdig, so gut! Ich hatte sie so lieb, als sie damals, es sind ja jetzt schon fünf Jahre her, fast den ganzen Sommer bei uns hier in Osternau verlebte! Es ist mir ganz entsetzlich, daß sie sich so weit herabwürdigen und durch den Reichthum eines elenden Menschen verblenden lassen konnte. Es ist nur eine gerechte Strafe, welche sie jetzt dafür trifft.“

„Du urtheilst, wenn auch nicht ganz ungerecht, doch lieblos und hart,“ sagte Herr v. Osternau ernst. „Bertha hat seit dem Tode ihrer Mutter ein überaus trauriges Leben geführt. Sie hatte keine Heimath. Bei dem leichtfertigen Vater, der Schulden auf Schulden häufte, dessen Güter sequestrirt wurden, und der selbst nirgends Ruhe fand, sondern rastlos seinen Vergnügungen nachjagte, konnte

sie nicht bleiben, sie mußte noch froh sein, daß die Tante Massenburg in Königsberg sie zu sich nahm. Daß das arme Kind im Hause der Tante die Hölle auf Erden gehabt hat, glaube ich gern; ich kenne ja die Tante, ich weiß, wie hart und lieblos sie stets gewesen ist. Man darf über Bertha nicht zu streng urtheilen, weil sie endlich freudig zu der von ihrem Vater gewünschten, sie aus einem fast unerträglichen Leben befreienden Verlobung ‚Ja' sagte. Wir müssen Mitleid mit dem unglücklichen Kinde fühlen. Dies fordere ich auch von Dir, Lieschen! Es ist Deine Pflicht, sie in unserem Hause mit derselben Liebe zu empfangen, welche Du ihr früher in einer glücklicheren Zeit gezeigt hast."

„Du willst sie also wirklich einladen, zu uns zu kommen?" fragte Frau v. Osternau besorgt.

„Ja, Emma. Das unglückliche Mädchen soll in unserem Hause Schutz gegen die Verdächtigungen und Verleumdungen finden, mit welchen die spektakelsüchtige Gesellschaft sie verfolgt."

„Aber, Fritz —"

„Unsere Pflicht müssen wir erfüllen, auch wenn es uns nicht immer ganz leicht wird! Und es ist eine Pflicht für uns, einer Verwandten die hilfreiche Hand zu reichen! Sprechen wir also davon nicht mehr, nur darüber, wie wir am schnellsten den Wunsch des Onkel Sastrow erfüllen können. Noch heute Abend werde ich an den Onkel und an Bertha schreiben. Herr Pechmayer reist morgen Früh mit Herr Storting nach Breslau, wenn er die Güte hat, die beiden Briefe mitzunehmen und sie auf dem Bahnhof

zur Poſt zu geben, kommen ſie morgen Nachmittag in Berlin an und wir können ſchon übermorgen Abend die Antwort hier haben, daß und wann Bertha hieher abreiſen wird. Wollen Sie die Güte haben, die beiden Briefe zu beſorgen, Herr Pechmayer?“

Egon fuhr bei dieſer direkt an ihn gerichteten Frage wie aus einem Traume geweckt empor. Er hatte der Vorleſung des Briefes mit peinvoller Aufmerkſamkeit gelauſcht, von dem Geſpräch aber, welches von den Familienmitgliedern geführt worden war, nichts gehört. Der Inhalt des Briefes hatte ihn tief erſchüttert. Er trug ja die Schuld an dem Stadtſkandal, unter welchem jetzt eine angeſehene Familie ſo ſchwer litt, und in welchen nun auch Herr v. Oſternau und die Seinigen hineingezogen wurden.

Als er den kurzen Abſchiedsbrief an ſeinen Vater geſchrieben und dann das väterliche Haus, wie er wähnte, auf Nimmerwiederſehen verlaſſen, als er glücklich die Eiſenbahn erreicht hatte, ohne von irgend einem Bekannten geſehen zu werden, war er durchdrungen geweſen von einem Gefühl des Behagens darüber, daß es ihm gelungen war, zu verſchwinden, ohne eine Spur zu hinterlaſſen. Es gewährte ihm einen eigenartigen Genuß, ſich auszumalen, welchen Eindruck ſein Verſchwinden auf alle die näheren und entfernteren Bekannten machen würde; daran, daß er irgend einem Menſchen auf der Welt durch ſeinen freiwilligen Tod ein ſchweres Leid zufügen könne, hatte er nicht einmal gedacht. Er wußte ja, daß ſein Vater unfähig war, einen wirklichen Schmerz zu empfinden, es gab

auf der ganzen weiten Welt keine Menſchenſeele, die betrübt werden konnte durch den Tod des ſo plötzlich aus dem Leben Geſchiedenen! Egon hatte Niemanden geliebt, und Niemand hatte ihn geliebt! Wie er es ſich gedacht hatte, war es geſchehen! Der Brief des Herrn v. Saſtrow ſchilderte ſicherlich ganz wahrheitsgetreu den gemachten Schmerz des Geheimraths v. Ernau, der, wenn er wirklich ein leiſes Bedauern über den Tod des Sohnes empfand, doch eben dadurch reichlich entſchädigt wurde, daß er vor der Welt den verzweifelten Vater ſpielen konnte, daß ſeine Eitelkeit durch das Aufſehen, welches das Verſchwinden Egon's machte, reichliche Befriedigung fand.

Egon verfolgte im Geiſte den Vater bei ſeiner Rundfahrt zu ſeinen Freunden und Bekannten, er hörte ſeine verzweifelten Klagen über den Tod des Sohnes, für den er im Leben niemals ein Gefühl der Liebe gehabt hatte, er hörte auch die ſcheinheiligen Troſtworte, die geheuchelten Beileidsbezeugungen, die dem trauernden Vater gewidmet wurden, und die ebenſowenig aus dem Herzen kamen, wie die Klagen des Verzweifelnden. Und Alle wußten, daß ſie ſich gegenſeitig belogen, die Tröſtenden, daß der trauernde Vater eine Komödie aufführe, daß er des Troſtes nicht bedürfe — der verzweifelte Vater, daß die ihm geſpendeten Troſtworte und Theilnahmeverſicherungen nur leere Phraſen ſeien. Aber die Komödie wurde doch geſpielt, weil die gute Sitte es ſo verlangte und weil die Schauſpieler in ihren Rollen ſich ſelbſt ausnehmend gefielen.

Es war Alles gekommen, wie Egon es ſich gedacht hatte, nur daran hatte er nicht gedacht, daß ſein Tod einen

ſchwarzen Schatten auf ein anderes Menſchenleben werfen, den Ruf der ihm beſtimmten Braut vernichten könne.

Er war ſchon peinlich berührt worden, als er bei der Vorleſung des Briefes ſeine eigene Charakterſchilderung mitanhören und ſich ſagen mußte, daß viel Wahres in dem harten über ihn gefällten Urtheil liege. Als er dann aber hörte, welches Urtheil Bertha v. Maſſenburg über ihn gefällt hatte, flog plötzlich eine ſchnell wieder verſchwindende dunkle Röthe über ſeine Wangen. Einen unglücklichen Schwächling nannte ſie ihn, einen Schwächling, dem jede Kraft des Charakters, jede Widerſtandsfähigkeit gegen das Schickſal fehle, einen Feigling, der es nicht gewagt habe, dem Willen des Vaters entgegenzutreten und der deshalb aus dem Leben geſchieden ſei. Sie widmete ihm ein verächtliches Mitleid!

Feigheit! Daſſelbe Wort hatte Lieschen auf dem Spazierritt gebraucht, als ſie ihren Abſcheu gegen den Selbſtmord ausſprach. Als ein charakterloſer Feigling wurde er von Bertha v. Maſſenburg bemitleidet und verachtet, als ein ſolcher mußte er auch Lieschen erſcheinen.

Er war ſo tief in dieſe Gedanken verſunken, daß er nichts von dem hörte, was um ihn her geſprochen wurde, daß er jäh auffuhr, als Herr v. Oſternau ſich mit ſeiner Frage an ihn wendete, er mußte verlegen bekennen, daß er die Frage nicht verſtanden habe.

„Das iſt ja eine merkwürdige Zerſtreuung," warf der Lieutenant boshaft ein, Herr v. Oſternau aber ſagte in ſeiner milden, freundlichen Weiſe:

„Herr Pechmayer iſt ermüdet von dem heutigen an-

ſtrengenden Tage, es iſt nur natürlich, daß er nicht dasſelbe Intereſſe für die ihm fremde Familienangelegenheit fühlt, wie wir, die wir unmittelbar durch dieſelbe betroffen werden.“ Er wiederholte dann die Bitte, daß Egon am folgenden Tage einen Brief nach Breslau mitnehmen und auf dem Bahnhof zur Poſt geben möge, und als Egon ſeine Bereitwilligkeit erklärte, fügte er hinzu: „Sie ſind müde, Herr Pechmayer, und werden ſich nach Ruhe ſehnen; ich will Sie deshalb nicht länger mehr abhalten, dieſe zu ſuchen, nur eine Bitte habe ich noch. Wir ſind Alle erregt durch den Brief des Onkel Saſtrow, mich wenigſtens wird der Inhalt deſſelben wohl eine ſchlafloſe Nacht koſten. Vielleicht gelingt es Ihnen, meinen Gedanken eine andere Richtung zu geben. Setzen Sie ſich an den Flügel, Herr Pechmayer, laſſen Sie den Zauber der Muſik auf uns wirken, ich hoffe, er wird mich beruhigen.“

Ein beredter Blick Lieschens unterſtützte die Bitte des Vaters.

Egon folgte gern dem geäußerten Wunſche. Er hatte in früherer Zeit oft, wenn er ſich ſchmerzlich erregt fühlte, ſich geflüchtet zu ſeinem lieben Pianino, nur in den letzten Monaten war ihm daſſelbe fremd geworden; der Zauber der Töne hatten ihm jeden Seelenſchmerz gelindert, aber er war ohnmächtig geweſen gegen die traurige geiſtige Ermattung, gegen die Langeweile und den Lebensüberdruß, von welchem Egon in der letzten Zeit überwältigt worden war. Zum erſten Male ſeit Monaten hatte er am Morgen bei ſeiner erſten Vorſtellung wieder mit Luſt geſpielt und ſich mit voller Seele ganz ſeinem Spiele hingegeben, jetzt,

als seine Finger über die Tasten glitten, erfüllte ihn wieder dieselbe Lust. Er dachte nicht mehr daran, daß Herr v. Osternau ihn zum Spiele eingeladen habe, nicht mehr daran, daß er sich in einem ihm fast fremden Kreise von Zuhörern befand, von denen einer, der Lieutenant, ihn mit einem boshaft hämischen Blick anschaute, er dachte überhaupt nicht mehr, nicht für seine Zuhörer spielte er, sondern für sich selbst. Unwillkürlich ging er nach einem kurzen Vorspiel über zu einem der wunderbaren Tonstücke Schumann's.

Wie oft hatte er das herrliche Werk des unsterblichen Meisters gespielt, er hatte es sich ganz zu eigen gemacht, nicht mehr als etwas Erlerntes, sondern aus sich selbst heraus spielte er, es war ihm, als entquelle jeder Ton seinem eigenen Fühlen, als spiele er nicht eine fremde Komposition, sondern als lege er seine eigene Seele in dieselbe, und so erschien es auch denen, die ihm athemlos, tief ergriffen von der Gewalt der Töne zuhörten.

Er war zu Ende. Mit dem letzten Ton war auch der Zauber entschwunden, der ihn umfangen gehalten hatte, während er spielte. Er sah sich wieder in dem Familienkreise des Herrn v. Osternau, dort neben dem Sopha saß ingrimmig vor sich niederstarrend der Lieutenant, neben ihm Frau v. Osternau, sie hatte die Hände gefaltet, träumerisch schaute sie in's Weite, die wunderbaren Töne, welche sie gehört hatte, hallten noch wieder in ihrer Seele. Und Lieschen? Eine Thräne glänzte in ihrem Auge! Mehr sah Egon nicht; das Blut drang ihm plötzlich zum Herzen, er fühlte, wie dieses ihm wild in der Brust pochte.

Es wäre ihm unerträglich gewesen, jetzt ein Wort des Beifalls oder des Dankes zu hören. Er mußte fort, allein sein mit sich selbst! Aufspringend stieß er achtlos den Sessel zurück, ohne Abschied wollte er forteilen, da fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, daß dies ein Verstoß gegen die herrschende Sitte sein würde.

Ja die Sitte! Er mußte sich ihr beugen, war er doch der Kandidat Gottlieb Pechmayer, der nicht formlos seine gnädige Herrschaft verlassen durfte! Wenn er sich niemals selbst zu beherrschen vermocht hatte, jetzt mußte er es lernen. Und er lernte es. Mit einer ganz salonmäßigen Verbeugung wendete er sich an Herrn v. Osternau, mit durchaus angemessenen, seiner Stellung entsprechenden Worten bat er um Entschuldigung, wenn er nicht weiter spiele, aber er fühle sich wirklich etwas angegriffen, und er bat um die Erlaubniß, sich nach seinem Zimmer zurückziehen zu dürfen; er küßte Frau v. Osternau die dargebotene Hand, auch gegen Lieschen verbeugte er sich vorschriftsmäßig und sogar dem Lieutenant widmete er einen flüchtigen Gruß. Dann aber, als die Thüre des Wohnzimmers sich hinter ihm schloß, als er allein draußen auf dem Korridor stand, fuhr er sich mit der Hand über die Stirne, war's ihm doch, als müsse er eine Wolke, die auf seinem Geiste ruhe, von derselben verscheuchen.

War er denn wirklich er selbst, derselbe Egon v. Ernau, der niemals eine Rücksicht darauf genommen hatte, was Andere von ihm dachten, der kein anderes Gesetz als seinen eigenen Willen gekannt hatte? Weshalb fühlte er sich plötzlich gezwungen, sich zu beherrschen, sich sklavisch zu

beugen unter die von ihm niemals anerkannten Gesetze der herrschenden Sitte? Er verstand sich nicht mehr — es war eine plötzliche Veränderung mit ihm vorgegangen, über die er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte.

9.

Die schwarzen Wetterwolken, welche schon am Nachmittag drohend am Horizont sich gelagert hatten, waren langsam am Himmel emporgestiegen, eine tiefe Finsterniß herrschte, nur durch zuckende Blitzstrahlen, die mit ihrem scharfen, blendenden Lichte für einen Moment den Garten beleuchteten, wurde sie mitunter durchbrochen.

Egon stand am geöffneten Fenster; er fühlte sich, seit er allein war, wieder wohler und freier, losgelöst von den Fesseln der herrschenden Sitte, der er sich hatte beugen müssen, die ihm nicht erlaubte, sich in der Gesellschaft frei seinen Gedanken hinzugeben.

Es that ihm wohl, daß dort draußen die Elemente den wilden Kampf zu beginnen schienen, daß die alten Bäume vom Sturmwind durcheinander geschüttelt wurden; das Rauschen der Blätter, das Knarren der Aeste, das Brausen des Windes erschien ihm wie die schönste Musik, und wenn ein Blitz jäh die tiefe Finsterniß durchbrach, leuchtete sein Auge freudig auf.

So nächtlich dunkel wie dort draußen, sah es auch in seinem Innern aus; was hätte er darum gegeben, wenn auch ein Blitz der Erkenntniß dies Dunkel durchbrochen hätte!

Der Ernst des Lebens war plötzlich an ihn heran-

getreten. Er hatte bisher niemals an die Zukunft und selten an die Vergangenheit gedacht, stets nur der Gegenwart gelebt, sich willenlos dem Impulse des Momentes überlassen, ohne je die Tragweite dessen, was er that, zu berechnen. Ein Gefühl der Verantwortlichkeit hatte er niemals gekannt, nur sich selbst hatte er gelebt; er hatte gemeint, gegen keinen Menschen auf der weiten Welt Verpflichtungen zu haben, weshalb hätte er da irgend eine Rücksicht nehmen sollen?

Als ihm der tolle Einfall kam, für eine kurze Zeit die Rolle des Kandidaten Gottlieb Pechmayer zu spielen, war es ihm wohl in den Sinn gekommen, daß diese ihm irgend einen Zwang auferlegen könne, allein gedankenlos war er der Eingebung des Augenblickes gefolgt, konnte er doch in jedem Moment, sobald ihm dieses Leben unbequem und langweilig wurde, dasselbe beenden — seinen geliebten Revolver hatte er ja behalten. Gelangweilt hatte er sich nun allerdings nicht seit jenem Augenblicke, in welchem er die Kleider mit Gottlieb Pechmayer vertauscht und diesem seinen Namen abgeborgt hatte, aber was hatte er dadurch gewonnen. Fühlte er sich glücklich? War er ausgesöhnt mit dem Leben? Hatte dieses etwa einen neuen Reiz für ihn gewonnen? Nein, wahrlich nicht! Früher hatte er, wenn es ihm je der Mühe werth war, an die Vergangenheit zu denken, es thun können ohne ein Bedauern, ohne ein Gefühl der Reue, mit einer gewissen langweiligen Gleichmüthigkeit hatte er zurückgeblickt auf sein früheres Dasein, heute erzeugte ihm dieser Rückblick ein Gefühl der Beschämung. Sein ganzes vergangenes Leben erschien ihm

frivol und nichtssagend. Er war ein charakterloser Schwächling gewesen! Bertha v. Massenburg hatte ihn richtig charakterisirt. Nur einem Zufall verdankte er es, daß ihn nicht auch die Beschuldigung gerecht traf, durch feigen Selbstmord sich dem Kampf des Lebens entzogen zu haben. Ein Gefühl tiefer Beschämung erfüllte ihn — trug er doch immer noch den Revolver in der Brusttasche, hatte er sich doch noch vor wenigen Stunden mit dem Gedanken beruhigt und getröstet, daß er in jedem Augenblick die Macht habe, einem unerträglichen Leben durch einen schnellen Entschluß zu entfliehen, es durch einen leisen Druck auf den Stecher des Revolvers zu beenden.

Mit einem unwillkürlichen Griff faßte er nach dem Revolver. Als er ihn hastig aus der Brusttasche zog, um ihn mit Abscheu von sich zu werfen, zog er mit dem Revolver einen Brief hervor, der auf den Fußboden niederfiel.

Es war der an den Kandidaten Gottlieb Pechmayer adressirte Brief, der am Abend mit der Posttasche angekommen war — Egon hatte ihn ganz vergessen, jetzt aber erinnerte er sich seines Schwankens, ob er den Brief annehmen solle oder nicht. Er hob ihn auf und trat in das Zimmer zurück zu dem vor dem Sopha stehenden Tisch, auf welchem die Lampe hell brannte.

Sein Gedankengang hatte eine andere Richtung erhalten, der momentane Abscheu, welchen ihm der Revolver eingeflößt hatte, war verschwunden, mit einem bitteren Lächeln betrachtete er die Waffe, die ihm einst so lieb gewesen war.

„Fast hätte ich mich auf immer von Dir getrennt,

Du alter treuer Freund!" flüsterte er. „Und wieder ist's ein Zufall, das Niederfallen dieses elenden Briefes, der mich abgehalten hat, dem Eindruck des Augenblickes zu folgen. Werde ich denn niemals meiner selbst Herr werden? — ‚Er ist ein Mensch ohne Charakter, es fehlt ihm die Selbstbeherrschung,' — so hat der alte Herr aus Berlin geschrieben. Wahrlich, er hat Recht! Immer und immer wieder beherrscht mich der Augenblick. Wollte ich nicht mich vor mir selbst retten, als ich den Revolver aus der Tasche zog, um ihn aus dem Fenster zu werfen? Er wird ja gefährlich nur durch meinen eigenen Willen, nur dann, wenn mir die Kraft desselben fehlt, wenn ich wirklich der Feigling bin, der es nicht wagt, mit dem Leben zu kämpfen. Nein, ich fürchte Dich nicht mehr, alter Freund, Du sollst bei mir bleiben, nicht als ein letzter Helfer in der Noth, sondern als ein Mahner, der mir zuruft: Beherrsche Dich selbst!"

Er ließ den Revolver wieder in die Brusttasche gleiten, dann erst betrachtete er den Brief, den er noch immer in der linken Hand hielt. Die Adresse: „An den Kandidaten Gottlieb Pechmayer zu Schloß Osternau bei Mirbach," war mit großen Buchstaben sehr schön geschrieben, aber hinter dem Namen Pechmayer standen in Klammern noch zwei mit winzig kleinen Buchstaben geschriebene Worte, die Buchstaben waren so klein und fein, daß Egon trotz seines scharfen Auges sie erst entziffern konnte, als er das Papier ganz nahe an die Lampe in das hellste Licht hielt, jetzt las er: Fritz Glückskind.

Fritz Glückskind! Das war der Name, den Egon er-

funden und sich selbst gegeben hatte, als er am See dem wirklichen Gottlieb Pechmayer seine Geschichte erzählen wollte, Niemand kannte diesen Namen, als eben der echte Pechmayer, von Niemand als von diesem konnte daher der Brief herrühren. Er war an Egon selbst gerichtet, darüber konnte jetzt kein Zweifel mehr walten — Egon war vollberechtigt, das Schreiben zu erbrechen. Er that es und las:

„Hochverehrter Herr Glückskind!

Verzeihen Sie mir, wenn ich noch einmal in meiner tiefsten Noth mich hilfeflehend an Sie wende! Aber wahrlich, ich kann nicht anders. Des Herrn Wege sind wunderbar! Als ich in dunkler Verzweiflung frevelhaft mein Leben zu beenden im Begriffe stand, da sandte des Herrn Gnade mir einen Retter; Sie, hochverehrter Herr Glückskind, retteten nicht nur mein leibliches Leben, Sie retteten auch meine Seele, als Sie mich vor Begehung der schwersten Sünde bewahrten, und in Ihrer unerschöpflichen Großmuth gaben Sie mir das Geld, nicht nur, um meinen Onkel zu befriedigen, sondern auch, um nach Amerika auszuwandern und dort glücklich zu werden! Viertausend Mark schenkten Sie mir! — Sie werden es mir nicht verargen, wenn ich mir zu bemerken erlaube, daß Sie sich zu meinem Schaden um hundert Mark verzählt haben. Ich habe gleich, nachdem Sie fort waren, nachgezählt, es waren nur drei Tausendmarkscheine und neun Hunderter, also im Ganzen nur dreitausendneunhundert Mark. Ich rief Ihnen nach, aber Sie haben mich nicht gehört — ich habe daher jedenfalls noch hundert Mark gut.

Doch nicht deshalb schreibe ich Ihnen, hundert Mark sind zwar für mich eine hohe Summe, aber ich würde sie gern verschmerzen, würde jetzt schon in Hamburg oder Bremen sein, um mit dem nächsten Schiff nach Amerika abzufahren, wenn es nicht dem Schicksal gefallen hätte, mir eine neue schwere Prüfung aufzuerlegen.

Wohl ist der Geist willig, aber das Fleisch ist schwach. Die Versuchung ist an mich herangetreten, ich habe ihr nicht zu widerstehen vermocht! Ich unglückseliger Mensch habe Alles, Alles verloren! Nichts bleibt mir übrig, als nochmals an Sie, verehrter Herr Glückskind, mich hilfebittend zu wenden.

Und mein Herz ist von Hoffnung erfüllt, ich weiß es, Sie werden mein Flehen nicht unerhört lassen.

Wie es gekommen, daß ich Alles, was Sie mir geschenkt haben, wieder verlieren mußte, ahnen Sie wohl. Meine unselige Leidenschaft für das Spiel hat mich wieder um Alles gebracht. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen! Als ich in Berlin ankam, glücklich und froh, erfüllt von den schönsten Hoffnungen, da trat mir auf dem Wege vom Bahnhof nach meiner Wohnung der Versucher in den Weg. Zwei von den Herren, an welche ich das Geld meines Onkels verspielt hatte, und die so anständig gewesen waren, wenigstens die Zeche für mich zu bezahlen, was sie doch gar nicht nöthig gehabt hätten, begegneten mir ganz nahe beim Bahnhof auf der Straße.

Ich erkannte sie gleich; sie hatten mich auch wieder erkannt, aber es war ihnen unangenehm, mit mir zusammenzutreffen, sie haben es mir selbst nachher gesagt,

weil ſie fürchteten, ich werde von ihnen Revanche fordern, und ſie könnten dann leicht den ganzen Gewinn wieder verlieren. Sie ſuchten deshalb, mir auszuweichen und gingen ſchnell, ohne mich zu begrüßen, in ein Haus. Ich folgte ihnen, eine ſolche Gelegenheit, mein verlorenes Geld wieder zu gewinnen, konnte mir im ganzen Leben nicht wieder geboten werden. Sie dürften es mir nicht abſchlagen, mit mir zu ſpielen, das ſagte ich ihnen, als ich ſie im Flur des Hauſes hinter der Thüre verſteckt ſtehend traf. Sie ſahen ſich ſehr beſtürzt einander an, zuerſt weigerten ſie ſich, mit mir zu ſpielen, ſie geſtanden mir, aus welchem Grunde ſie mir aus dem Wege gegangen ſeien, als ich aber energiſch mein gutes Recht forderte, konnten ſie ſich nicht länger weigern. Sie führten mich nach einer Reſtauration, in welcher wir zufällig auch ihren Freund, der das vorige Mal mit von der Parthie geweſen war, trafen. Auch er wollte anfangs ſich nicht dazu herbeilaſſen, mir Gelegenheit zum Wiedergewinnen meines Geldes zu geben, aber auf Zureden ſeiner Freunde entſchloß er ſich, es doch zu thun.

Ich hatte mir vorgenommen, recht vorſichtig zu ſpielen, nicht zu viel zu wagen, und ſogleich mit dem Spiel aufzuhören, wenn ich etwa wieder Unglück haben ſollte; aber ich hatte kein Unglück, ich gewann, und da erwachte in mir die alte Leidenſchaft. Ich dachte an nichts mehr als an das Spiel, alle meine guten Vorſätze vergaß ich. O, ich unglückſeliger, elender Menſch! Ich gewann und verlor wieder da verdoppelte ich den Einſatz, um das Verlorene wieder zu gewinnen, und immer höher wurde das

Spiel! — Nach kaum einer Stunde hatte ich Alles verloren, nicht einen Pfennig hatte ich mehr in der Tasche; wäre nicht der von den Herren, welcher am meisten gewonnen hatte, so anständig gewesen, mir zwanzig Mark zu geben, dann hätte ich nicht das Geld gehabt, um ein paar Tage in Berlin leben zu können.

Voll Verzweiflung ging ich nach meiner alten Wohnung, meine Wirthin nahm mich wieder auf, ich hatte ihr ja die Miethe schon bis zum Fünfzehnten bezahlt. In meinem einsamen Zimmer warf ich mich trostlos auf einen Stuhl, da kam mir der Gedanke, an Sie zu schreiben, verehrter Herr Glückskind!

Sie sind reich, Sie wollten Tausende von Mark in's Wasser werfen, Ihnen kann es nicht darauf ankommen, noch einmal einem Unglücklichen zu helfen, der nur bei Ihnen Hilfe und Rettung finden kann. Ich bitte Sie, ich flehe Sie an, schicken Sie mir noch einmal viertausend Mark, ich will ja dann auch gern auf die hundert Mark verzichten, welche Sie mir eigentlich noch schulden.

Was soll ich thun, wenn Sie mir nicht helfen? Ich haben Ihnen zwar gelobt, Niemand zu verrathen, daß Sie unter meinem Namen die Informatorstelle in Schloß Osternau angenommen haben, und daß ich Ihnen alle meine Legitimationspapiere übergeben habe; aber beim besten Willen ist es mir ja nicht möglich, mein Wort zu halten. Nach Amerika kann ich ja nicht mehr auswandern, ich muß hier bleiben, und um leben zu können, muß ich wieder hier eine Stelle annehmen, dazu aber brauche ich meine Legitimationspapiere. Ja, ich muß selbst Anspruch

machen auf die mir zugesagte Stelle in Schloß Osternau, denn ich bekomme eine solche nicht wieder, und nur wenn ich sie bekomme, kann ich jährlich so viel zurücklegen, daß ich nach und nach meinem Onkel sein Geld zurückzahlen kann. Das wäre meine einzige Hoffnung, denn zahle ich es nicht zurück, dann bringt er mich sicherlich in das Zuchthaus, aber wenn ich ihm Theilzahlungen mache, wartet er vielleicht, um nicht Alles zu verlieren.

Sie müssen selbst einsehen, verehrter Herr Glückskind, daß die Noth mich zwingen würde, Ihnen mein Wort nicht zu halten, obgleich es mir ein tiefer Schmerz wäre, wenn ich Sie dadurch in Ungelegenheiten brächte. Ich bin Ihnen so von Herzen dankbar, daß es mich zur Verzweiflung bringen würde, wenn Sie deshalb vom Gericht in Strafe genommen würden, weil Sie einen falschen Namen angenommen und falsche Legitimationspapiere gebraucht haben.

Aber dies kann ja gar nicht geschehen. Sie werden gewiß mein Flehen erhören und mir noch einmal die viertausend Mark schicken, die ich Unglückseliger im Spiel verloren habe. Ich schwöre Ihnen bei Allem, was mir heilig ist, daß ich sofort nach Empfang des Geldes mit der nächsten Post meinem Onkel sein Geld schicken und dann, ohne mich auch nur noch einen Tag in Berlin aufzuhalten, nach Hamburg und mit dem ersten Schiff nach Amerika fahren werde. Ich schwöre Ihnen, daß ich keine Karte wieder anrühren, jeder Versuchung widerstehen will.

Helfen Sie mir nur dies eine, eine Mal noch, lieber,

verehrter Herr Glückskind, darum flehe ich Sie an, auf meinen Knieen vor Ihnen liegend!

Ihr verzweifelter, Ihnen aber ewig in tiefſter Dankbarkeit ergebener

Gottlieb Pechmayer.

P. S. Meine Adreſſe iſt: Kandidat Gottlieb Pechmayer, Berlin, Inſelſtraße 52 bei Frau Wiebe."

Mit immer finſterer werdendem Geſicht hatte Egon den Brief geleſen, als er zu Ende war, warf er denſelben voll Abſcheu fort. „Erbärmlicher Schuft!" murmelte er. „Welch' nichtswürdiger Miſchmaſch von geheuchelter Dankbarkeit, ſerviler Demuth, unglaublicher Dummheit und dummpfiffiger Niederträchtigkeit, die ſich ſogar, um ein neues Geſchenk von mir zu erpreſſen, bis zur verſteckten Drohung emporſchwingt. — Ja, der Schuft wagt es, mir mit dem Gericht zu drohen! Er meint, aus Furcht vor der Strafe würde ich ihm neue viertauſend Mark ſchicken, damit er zum dritten Male ſich von Bauernfängern ausplündern laſſen kann. Nein, mein würdiger Herr Gottlieb Pechmayer, Sie haben die Rechnung ohne den Wirth gemacht! Nichts bekommen Sie, nicht eine Mark!"

Mit großen Schritten ging Egon im Zimmer auf und nieder, der Brief hatte ihn doch erregt. Es war kaum der Mühe werth, überhaupt an den jämmerlichen Menſchen noch zu denken, denn davon, auf die unverſchämte Bitte einzugehen, konnte ja gar nicht die Rede ſein, auch war es thöricht, der lächerlichen Drohung nur einen Gedanken zu widmen, aber Egon mußte doch daran denken,

ja er nahm den Brief wieder auf und las ihn zum zweiten Male.

War wirklich die Drohung so lächerlich? Wenn der wahre Pechmayer es wagte, sie zur Ausführung zu bringen, konnte in der That der falsche Pechmayer in recht unangenehme Verlegenheiten kommen. Egon konnte nicht umhin, sich auszumalen, welche Konsequenzen die Nichtgewährung der Bitte Pechmayer's haben könne.

Die Führung eines falschen Namens war gesetzlich strafbar, darüber aber lachte Egon nur. Vor dem Gericht fürchtete er sich nicht, er konnte sich denselben ja jederzeit entziehen. Wenn er morgen Früh statt nach Breslau nach Berlin reiste, wer vermochte dann wohl den plötzlich aus Schloß Osternau verschwundenen falschen Pechmayer aufzufinden? Niemand konnte auch nur auf den Gedanken kommen, der von einer kurzen Vergnügungsreise zurückgekehrte Egon v. Ernau habe in Schloß Osternau für einen Tag die Rolle des Kandidaten Pechmayer gespielt! Auch der wirkliche Pechmayer konnte nicht zum Verräther werden, er kannte ja nur Herrn Fritz Glückskind, nicht den Doktor Egon v. Ernau. Der falsche Pechmayer verschwand, seine Spur verlor sich, um nie wieder aufgefunden zu werden.

Was würde wohl die Welt sagen, wenn der todtgeglaubte Egon v. Ernau plötzlich in Berlin frisch und wohlauf wieder erschiene? Egon lachte hell auf, als er sich den Empfang vergegenwärtigte, den er im väterlichen Hause haben werde, die erstaunten Gesichter der Dienerschaft und vor Allem die grenzenlose Verwunderung des

jetzt mit so vielem Glück den Verzweifelten spielenden Vaters. — Der arme Vater! Er wurde betrogen um die schöne Gelegenheit, sich als das Muster eines zärtlich liebenden Papa's aufzuspielen. Aber dafür wurde er entschädigt durch das Aufsehen, welches die Rückkehr des Sohnes machen mußte. Er konnte noch einmal in seiner Equipage in der Stadt umherfahren, alle seine Freunde aufsuchen und ihnen mit vor Freude strahlendem Gesicht sagen: „Mein Sohn lebt, ich bin der Glücklichste aller Väter.“ Für ihn war in jedem Falle gesorgt, er blieb der Musterpapa in Freud und Leid.

War es nicht das Klügste, auf diese Weise den gordischen Knoten des thörichten Abenteuers durchzuhauen, welches einer tollen Augenblickslaune entsprungen, schon so schwere, ungeahnte Folgen nach sich gezogen hatte?

Ja, wenn Egon klug und überlegt handeln wollte, dann mußte er Schloß Osternau morgen verlassen, um nicht wieder zurückzukehren. Und wenn er es that, wie gestaltete sich dann die Zukunft? Seltsam, er hatte früher niemals an die Zukunft gedacht, zum ersten Male that er es heute.

Als der wiedergekehrte Sohn wurde er mit Jubel empfangen, er bildete für Wochen den Mittelpunkt aller Stadtgespräche; alle die thörichten Gerüchte, welche sich an seinen Namen geknüpft hatten, zerfielen in sich selbst, auch die Gerüchte, welche so verhängnißvoll für Bertha v. Massenburg gewesen waren. Bertha war nicht mehr gezwungen, aus Berlin zu flüchten, denn — ein Schauer überlief Egon — die Verlobung konnte ja ganz in der

verabredeten Weise gefeiert werden, diese Verlobung, zu welcher er gedankenlos seine Einwilligung gegeben hatte, weil es ihm gleichgiltig war, ob er sein langweiliges Leben mit dieser oder jener Frau theilte. Erschienen ihm doch Alle gleich berechnend, gleich gefallsüchtig, gleich unbedeutend. Er hatte seine Einwilligung gegeben, jetzt konnte er nicht mehr zurück.

Weshalb klopfte ihm plötzlich das Herz so stürmisch? Weshalb fühlte er einen wahren Abscheu vor der Verbindung mit einem jungen Mädchen, welches als so schön und liebenswürdig geschildert wurde? „Niemals! Niemals!" murmelte er. Er konnte nicht klug und überlegt handeln, konnte nicht zurückkehren in's Vaterhaus, um das Wort des Vaters einzulösen, niemals, niemals!

Nein, er mußte bleiben in Schloß Osternau, mußte das Abenteuer, in welches er sich einmal eingelassen hatte, durchführen; schon um sich selbst zu prüfen, ob er wohl die Kraft des Charakters habe, sich selbst ein neues Leben zu schaffen, mußte er es thun. Nur deshalb? Schwebte nicht vor seiner Phantasie ein wunderliebliches Bild, welches ihn neckisch umgaukelte, welches ihn mit Zauberbanden umfangen hielt, ihm die Freiheit des Willens raubte, ihn zwang, zu bleiben, während es doch so klug, so vernünftig gewesen wäre, zu gehen!

Er war entschlossen, zu bleiben. Dann aber durfte er sich der Gefahr nicht aussetzen, durch den wahren Pechmayer aus Schloß Osternau vertrieben zu werden. Wenn Pechmayer seine Drohung wahr machte, wenn er Ansprüche auf die zugesagte Stelle erhob, wenn es offenbar wurde,

daß Egon ein Eindringling in das Schloß, der Träger eines falschen Namens sei, dann mußte er mit Schimpf und Schande aus Schloß Osternau fortziehen unter dem Hohngelächter des Lieutenants, der ihm die Schimpfworte Betrüger und Fälscher mit auf den Weg gab.

Es war unmöglich, Herrn v. Osternau den wahren Zusammenhang seines Abenteuers klar zu machen. Der wahre Pechmayer durfte nicht seine Ansprüche auf seinen Namen und seine Stellung erheben. Wie aber ihn davon zurückhalten? Es gab nur ein Mittel, seine Bitte mußte erfüllt werden. Egon biß sich ärgerlich auf die Lippen, es widerstrebte ihm, sich durch die Drohungen des elenden Menschen einschüchtern zu lassen, aber ihm blieb keine Wahl. Nur wenn er Pechmayer die verlangten viertausend Mark schickte, war er sicher vor Entdeckung. War er auch sicher? Konnte er den Worten des jeder Verführung zugänglichen Schwächlings trauen? Nein, wahrlich nicht! Pechmayer hatte schon einmal sein Wort gebrochen und er nahm gewiß keinen Anstand, es zum zweiten Male zu thun, wenn ihn wieder schlaue Betrüger zum Spiele verlockten. Aber gleichviel, er konnte wenigstens für kurze Zeit unschädlich gemacht werden. Was lag an der jämmerlichen Summe von viertausend Mark? Es war doch gut, daß Egon seine Brieftasche nicht in den See geworfen hatte, jetzt konnte er sie gebrauchen.

Er setzte sich schnell entschlossen an den Schreibtisch und schrieb:

„Noch einmal will ich Ihnen helfen, zum letzten Male! Wenn Sie wieder mit unverantwortlichem Leichtsinn sich

durch Gewinnsucht verlocken lassen, Ihrer Spielleidenschaft zu fröhnen, haben Sie keine Hilfe mehr von mir zu erwarten. Ich hätte Sie schon diesmal Ihrem Schicksal überlassen sollen, denn Ihre Thorheit, sich zum zweiten Male durch ganz gewöhnliche Bauernfänger betrügen zu lassen, verdient eigentlich eine solche Strafe, umsomehr, da Sie durch Ihre Drohung, Ihr Wort zu brechen, jede Schonung meinerseits verwirkt haben. Nur das Mitleid, welches mir Ihre kaum glaubliche Dummheit eingeflößt hat, nicht Ihre Drohung, welche ich verachte, bewegt mich, Ihre Bitte zu erfüllen, aber mit der festen Versicherung, daß ich Sie fortan Ihrem Schicksal überlassen werde. Ich bemerke nochmals, daß Ihre Drohung, Anspruch auf Ihren Namen und Ihre Stellung zu erheben und mich dadurch einer Verlegenheit oder gar einer gerichtlichen Strafe auszusetzen, mich gar nicht erschreckt und keinenfalls bewegen kann, meinen Entschluß zu ändern, Sie fortan Ihrem Schicksal zu überlassen. Da ich Ihren Namen und Ihre Legitimationspapiere mit Ihrer ausdrücklichen Genehmigung führe, könnte mich höchstens eine mir gleichgiltige Geldstrafe treffen, und die einzige Verlegenheit, der ich ausgesetzt werden würde, wäre die, den schlechten Scherz, den ich überhaupt nicht hätte beginnen sollen, einige Tage früher zu beenden, als es ohnehin geschehen wird. Sie selbst würden von der Ausführung Ihrer Drohung, von dem Bruch Ihres mit einem Eide bekräftigten Versprechens nicht den geringsten Nutzen haben, denn Ihr eigener an mich gerichteter Brief wird genügen, um es Ihnen unmöglich zu machen, jemals hier die Ver-

trauensstellung eines Informators einzunehmen. Herr v. Osternau würde dieselbe in seinem Hause einem wortbrüchigen leidenschaftlichen Spieler, der seinem eigenen Geständniß nach für eine Unterschlagung das Zuchthaus verdient, niemals anvertrauen.

Sie wissen jetzt, was Sie zu erwarten haben; ich kann Ihnen daher nur in Ihrem eigenen Interesse rathen, halten Sie diesmal Ihr Versprechen, reisen Sie so schnell wie möglich mit dem ersten Schiffe nach Amerika. Wenn Sie in Ihrer neuen Heimath vielleicht zum Ankauf einer Farm der Hilfe bedürfen, mögen Sie sich wieder an mich wenden, ich werde dann vielleicht daran denken, daß ich Ihnen das Leben gegen Ihren Willen gerettet habe. Inwieweit dieser Gedanke mich veranlassen wird, Ihre billigen Wünsche zu erfüllen, wird ganz von Ihnen und besonders davon abhängen, daß Sie Ihr Wort treu erfüllen.

Ich übersende Ihnen einliegend viertausend Mark, jeden Dank dafür verbitte ich mir. Ich wünsche nicht wieder mit einer Zuschrift von Ihnen belästigt zu werden. Schreiben Sie mir noch einmal, ehe Sie in Amerika angekommen sind, so haben Sie schon hiedurch jeden Anspruch auf eine Hilfe von mir verwirkt.

Fritz Glückskind."

10.

Am Morgen nach der ersten Nacht, die er im Schloß verbracht, wurde Egon früh durch die helle, tief in das Schlafzimmer hineinleuchtende Sonne geweckt. Das Gewitter hatte sich in der Nacht ausgetobt, am Morgen

ſtrahlte wieder vom wolkenloſen, tiefblauen Himmel die goldene Sonne in voller Pracht.

Egon war ſchnell aus dem Bett, kleidete ſich an und ging nach dem Garten hinunter; ein ganz eigenes, ihm vorher nie bekanntes Wonnegefühl erfüllte ihn, als er mit vollen Zügen die balſamiſche Luft einſog, welche die thaufriſchen Blätter des üppigen Gebüſches ausathmeten. Obgleich er nur wenige Stunden geruht hatte, fühlte er ſich doch ſo erfriſcht, ſo kräftig, wie niemals nach dem langen Schlaf, der ihn in Berlin bis tief in den Vormittag hinein auf dem Lager feſtzuhalten pflegte.

Durch den Garten wanderte Egon nach dem Feld hinaus, und unwillkürlich ſchlug er die Richtung nach den Oſterwieſen ein, er hatte ja Zeit zu einem längeren Spaziergang, denn erſt um ſieben Uhr mußte er nach der mit Herrn Storting getroffenen Verabredung zur Reiſe nach Breslau bereit ſein, und bis dahin hatte er noch mehr als zwei Stunden vor ſich.

Er hatte bald den Hügel erreicht, von welchem er geſtern mit Lieschen die Ausſchau auf die Oſterwieſe gehalten hatte. Wieder ſchaute er mit Entzücken nieder auf das reizende, liebliche Landſchaftsbild. Faſt noch ſchöner als geſtern erſchienen ihm die mit Millionen im Sonnenlicht funkelnder Diamanten überſäeten ſmaragdgrünen Wieſenflächen, faſt noch lieblicher und friedlicher, denn es fehlten heute auf ihnen die raſtlos arbeitenden Mäher und Heuerinnen. Die Arbeit auf der Wieſe hatte noch nicht begonnen, nur ein einzelner Reiter trabte über die weite Thalebene, er wendete ſich eben wieder dem Weg nach dem

Schlosse zu; als er Egon auf dem Hügel erblickte, winkte er mit der Hand und trieb sein Pferd zu schnellerem Laufe an. Egon erkannte in dem einsamen Reiter Herrn Storting.

„Guten Morgen, Herr Pechmayer!“ rief Storting schon von Weitem Egon zu. „Wahrhaftig, Sie sind ein Frühaufsteher. Ich hätte nicht vermuthet, Sie Morgens schon vor fünf Uhr hier bei der Osterwiese begrüßen zu können. Wollen Sie auch sich überzeugen, ob das nächtliche Unwetter uns Schaden gethan hat? Das freut mich; Sie zeigen ein Interesse für unsere Heuernte. Aber Sie können sich beruhigen, wir sind noch einmal leidlich davon gekommen.“

Er hielt sein schnaufendes Pferd an und reichte von demselben herab Egon freundschaftlich die Hand, dann fuhr er, ohne eine Antwort abzuwarten, fort, mit der Reitpeitsche nach der fernen Gebirgskette zeigend:

„Dort drüben drohte für uns die Gefahr. Hätte sich das Gewitter dort in den Bergen, wie es leider oft genug geschieht, mit einem Wolkenbruch entladen, dann würden Sie jetzt hinabschauen auf einen wogenden See zu Ihren Füßen. Die Oster, die einem schmalen Silberstreifen gleich sich durch das grüne Wiesenland schlängelt, hätte weithin das Land überfluthet und in ihrem rasenden Lauf unsere ganze Heuernte vernichtet. Keine Spur wäre geblieben von den Heuhaufen, die Sie dort aufgethürmt sehen, sie wären alle mit fortgeschwemmt worden, und an Stelle der blühenden, noch ungemähten Wiesen dort unten, hätten Sie in einigen Tagen nach dem Verlaufen des Wassers eine schmutzige, ekelhafte Schlammfläche gesehen.

Nun, Gott sei Dank, so schlimm ist es nicht geworden! Nur einen tüchtigen Platzregen hat das Gewitter in der Nacht gebracht, an einigen Stellen hat er das üppige hohe Gras niedergeschlagen, aber der Schaden ist nicht groß; ich kann unbesorgt mein Versprechen erfüllen und heute Vormittag mit Ihnen nach Breslau reisen."

Herr Storting war so vergnügt über die Rettung seiner Heuernte, daß er gar nicht mehr an die Mißstimmung dachte, welche er gestern gegen seinen Begleiter gefühlt hatte; er ritt neben diesem auf dem Rückwege nach dem Schloß plaudernd her, indem er ihn aufmerksam machte auf die prächtigen Weizenfelder, welche eine brillante Ernte versprachen, auf die üppige Fruchtbarkeit des in höchster Kultur stehenden Bodens. Mit wahrer Begeisterung sprach er dabei von Herrn v. Osternau, der durch seine ausgezeichnete Bewirthschaftung die Güter zu wahrhaft erstaunlichen Erträgen emporgehoben habe.

Die Worte kamen dem jungen Manne aus dem Herzen und sie trugen viel dazu bei, die Achtung, welche Egon ohnehin schon für Herrn v. Osternau fühlte, zu erhöhen. Ein Gutsherr, dem sein intelligenter Inspektor eine solche Verehrung zollte, mußte diese wohl verdienen.

Im Schloßhof nahm Storting vorläufig Abschied von Egon, er hatte noch auf dem Hofe zu thun, mußte die Arbeiter anweisen, sich überzeugen, daß die Gespanne bereit seien und das Vieh ordnungsmäßig gefüttert werde, denn der Herr Oberinspektor werde schwerlich vor acht Uhr sich sehen lassen, so lange schlafe er gewöhnlich, fügte Storting mit einem verächtlichen Lächeln hinzu.

Egon kehrte in sein Zimmer zurück, dort fand er schon das Frühstück auf dem Tisch vor dem Sopha servirt. Auf dem Tisch lag auch ein Brief mit der Adresse an Herrn Oberst a. D. v. Sastrow in Berlin. Es war der Brief, den Egon versprochen hatte, in Breslau auf die Post zu geben; er wurde durch denselben an das Schreiben erinnert, welches er gestern noch spät in der Nacht an den wahren Gottlieb Pechmayer gerichtet, aber noch nicht couvertirt, sondern unverschlossen in dem Schreibtisch verwahrt hatte. Er nahm es hervor und las es noch einmal. Es gefiel ihm nicht; alle die Bedenken, welche er gestern dagegen gehabt hatte, sich der Drohung Pechmayer's zu beugen, tauchten von Neuem in ihm auf, aber zugleich auch fühlte er noch lebhafter als gestern den brennenden Wunsch, in Schloß Osternau zu bleiben, ja es erschien ihm fast unmöglich, das frühere Leben in Berlin auf's Neue zu beginnen; schon bei dem Gedanken an dieses trostlose, langweilige, unerträgliche Leben aber überrieselte ihn ein Schauer. Nein, er wollte und konnte nicht zurückkehren, jedes Mittel war ihm recht, um sich diesem Leben zu entziehen.

Mit einem Seufzer nahm er vier Tausendmarkscheine aus der Brieftasche und legte sie in den Brief, den er schloß und an den Kandidaten Gottlieb Pechmayer, Berlin, Inselstraße 52, bei Frau Wiebe adressirte. Außer dem für Pechmayer bestimmten Geld entnahm Egon seinem geheimen Schatz noch zweihundert Mark. Soviel, meinte er, habe gewiß Gottlieb auch besessen, ehe er den falschen Spielern in die Hände gefallen war, und eine solche Summe konnte daher sein Stellvertreter wohl opfern, ohne seinem

Vorſatz, nur als armer Informator zu leben, untreu zu werden. Einige pädagogiſche Werke brauchte Egon nothwendig und außerdem mußte er ſich etwas Wäſche anſchaffen, denn diejenige, welche er in der Reiſetaſche fand, flößte ihm einen unüberwindlichen Ekel ein.

So ausgerüſtet trat Egon um ſieben Uhr in Storting's Begleitung die Reiſe nach Breslau an. Die Reiſetaſche, in welcher die beiden ſchwarzen Anzüge verpackt waren, durfte er ſich diesmal nicht ſelbſt nach der nahen Station Mirbach tragen, dies litt Storting nicht, ein Knecht nahm ſie auf den Rücken; erſt auf der Eiſenbahnſtation erhielt ſie Egon zurück.

In Breslau angekommen, war es Egon's erſtes Geſchäft, den Brief des Herrn v. Oſternau an den Oberſt v. Saſtrow und ſein eigenes an Gottlieb Pechmayer gerichtetes Schreiben der Poſt zu übergeben, dann trat er mit Storting die Wanderung in die Stadt an. Der erſte Beſuch galt dem Schneider.

Ganz ſo leicht, wie Storting ſich die Sache gedacht hatte, erledigte ſie ſich doch nicht. Der Schneider muſterte Egon mit mißtrauiſchem Blick, als er hörte, er ſolle dieſem zwei anſtändige Sommeranzüge aus ſeinem Lager verkaufen und wo möglich die in der Reiſetaſche enthaltenen ſchwarzen Anzüge umändern. Sein Mißtrauen wurde nicht vermindert, als er die beiden ſchwarzen Leibröcke Pechmayer's aus der Taſche nahm und ſie kopfſchüttelnd betrachtete. Den alten Anzug warf er verächtlich bei Seite; mit dem alten Plunder befaſſe ſich kein anſtändiger Schneider, erklärte er, der abgetragene, ſchmie-

rige Frack ſei keinen Nadelſtich mehr werth. Der beſſere Anzug ſei freilich auch nicht viel werth, er laſſe ſich allenfalls noch zurechtſtutzen, aber etwas Ordentliches werde aus dem nichtsnutzigen altmodiſchen Zeug nie zu machen ſein.

„Dann verkaufen wir den ganzen Plunder beim Trödler," fiel Storting ein. „Es iſt ohnehin das Beſte, wenn Sie ſich ganz neu equipiren."

Das fand der Schneider auch, aber als er hörte, daß er nicht baar bezahlt werden, ſondern Kredit geben ſolle, wurde ſein Geſicht ſehr lang. Wenn der Herr ſich ganz neu equipiren ſolle, ſo meinte er, wäre doch jedenfalls nöthig ein gewöhnlicher Sommeranzug und ein feinerer, ein ſchwarzer Tuchrock und außerdem Frack, Beinkleid und Weſte. Eine ſolche Kleidergarnitur aber könne er anſtändig — er rechnete an den Fingern nach — nicht liefern unter zweihundertfünfzig Mark, wenn er auch wirklich ſeinem verehrten Kunden Herrn Storting zu Gefallen ein Aeußerſtes thue. Zweihundertfünfzig Mark aber ſeien eine hohe Summe, das Geſchäft gehe ſchlecht, er müſſe alle ſeine Stoffe baar bezahlen, und da müſſe er denn vorſichtig im Kreditgeben ſein. So hoch er die Empfehlung des Herrn Storting ehre und ſo dankbar er für dieſelbe ſei, ſo könne er doch unmöglich dem Herrn Kandidaten für eine ſo große Summe Kredit gewähren.

Egon biß ſich auf die Lippen, um ein Lachen zu unterdrücken, als er hörte, daß der Schneider ſich fürchtete, ihm zweihundertfünfzig Mark zu kreditiren. Es machte ihm ein ganz eigenes Vergnügen, der Verhandlung zuzuhören, welche über ihn zwiſchen Storting und dem Schnei-

der geführt wurde. Es machte auf den Schneider einen unverkennbaren Eindruck, als ihm Storting mittheilte, der Herr Pechmayer erhalte in Schloß Osternau ein Gehalt von dreihundert Thaler bei ganz freier Station, und sei daher sehr wohl im Stande, zweihundertfünfzig Mark in vierteljährlichen Raten abzubezahlen, aber überzeugt war der vorsichtige Mann doch nicht, und erst als Storting sich erbot, selbst Bürgschaft für pünktliche Zahlung zu leisten und als Egon sich bereit erklärte, hundert Mark gleich baar und den Rest von hundertfünfzig Mark mit fünfzig Mark vierteljährlich abzuzahlen, schwanden seine Bedenken vollständig. Er zeigte nun die größte Bereitwilligkeit, für den verehrten Herrn Pechmayer das Beste zu geben, was er in seinem Magazin auf Lager habe.

Nun führte er seine Kunden nach dem Laden und aus dem reichen Schatz seines wirklich recht bedeutenden Lagers suchte er für Herrn Pechmayer die passenden Stücke hervor; es war dies nicht schwer. Für Egon's regelmäßig gebaute, schlanke und doch kräftige Gestalt fanden sich leicht Stücke, die so trefflich paßten, als seien sie eigens für ihn gearbeitet worden. Nach kaum einer halben Stunde fand sich Egon vollständig neu eingekleidet.

Das Geschäft war abgeschlossen, die neuen Sachen und Storting's geborgter Anzug, den Egon sofort mit einem der neu gekauften Sommeranzüge vertauscht hatte, lagen zusammengepackt in einem Ballen, den der Hausdiener nach dem Bahnhof bringen sollte, Egon hatte hundert Mark baar gezahlt, jetzt aber sollte er seinen Namen unter ein Schriftstück setzen, in welchem er sich verpflichtete,

hundertfünfzig Mark in vierteljährlichen Raten von fünfzig Mark zu zahlen. Schon hatte er die Feder in der Hand, da fiel ihm ein, daß er gar kein Recht habe, den Namen Pechmayer unter eine Schuldverpflichtung zu setzen, ja daß er sich hiedurch vielleicht sogar gesetzlich strafbar mache. Er zögerte, als aber Storting sagte: „Schreiben Sie, Herr Pechmayer, ich setze dann meinen Namen als Bürge gleich unter das Schriftstück!" mußte er wohl oder übel dieser Aufforderung entsprechen. Er konnte nicht mehr zurück, es war nur die Konsequenz der ersten Täuschung, die er begangen hatte, als er unter falschem Namen nach Schloß Osternau gekommen war; jetzt wurde er willenlos weiter vorwärts getrieben.

Egon's gute Laune war für einen Moment getrübt, aber eben nur für einen Moment; als er mit Storting das Kleidermagazin verließ, fühlte er sich verpflichtet, dem Inspektor seinen Dank dafür auszusprechen, daß er so bereitwillig die Bürgschaft für einen ihm eigentlich gänzlich Unbekannten übernommen habe; aber Storting wies den Dank lachend zurück.

„Danken Sie Fräulein Lieschen," sagte er, „wenn Sie überhaupt einen Dank aussprechen wollen, gebührt er nur unserem kleinen gnädigen Fräulein. ‚Machen Sie den Herrn Pechmayer zum Menschen', hat sie gestern zu mir gesagt. Es war kein für Sie besonders schmeichelhaftes Wort, für mich aber war es ein Befehl, dem unter allen Umständen Gehorsam geleistet werden muß. Ich sage es Ihnen offen, ohne diesen Befehl würde ich vielleicht Anstand genommen haben, für Sie zu bürgen, aber ich habe

es trotzdem heute, nachdem ich Sie schon etwas mehr kennen gelernt habe, gern gethan. Gestern habe ich mich über Sie geärgert und war Ihnen böse, heute aber erscheinen Sie mir als ein ganz anderer Mensch, ich habe Sie lieb gewonnen und ich bin überzeugt, daß ich durch meine Bürgschaft für Sie nicht die geringste Gefahr laufe."

„Fräulein Lieschens Befehl ist Ihnen Gesetz?" fragte Egon, der die letzten Worte kaum noch gehört hatte.

„Das sagte ich Ihnen gestern schon und heute wiederhole ich es," erwiederte Storting lachend, aber es lag doch ein eigener Ernst in seinem Blick, während sein Mund lachte. „Fräulein Lieschen ist die Herrscherin in Schloß Osternau. Wie Sie gestern den wilden Soliman gebändigt haben, daß er gehorsam sich Ihnen beugte, so wird Fräulein Lieschen Sie bändigen, ehe noch zwei Tage vergangen sind. Gestern haben Sie es noch versucht, sich aufzulehnen gegen die Zaubergewalt ihres Blickes, morgen werden Sie ihr willenlos gehorchen, wie ich, wie wir Alle im Schloß."

Er unterbrach sich plötzlich. „Wir sind zur Stelle," sagte er, nach einem Trödelladen zeigend, „hier bei dem würdigen Itzig, der Alles, auch das nichtswürdigste Zeug, kauft, wenn er es billig genug erstehen kann, wollen wir den Versuch machen, Ihre beiden schwarzen Fracks und Beinkleider zu versilbern. Gelingt es uns hier nicht, dann finden wir in ganz Breslau keinen Käufer."

Es gelang, wenn auch erst nach vielen Mühen. Als Herr Itzig die von einem Dienstmann in den Laden gebrachte Reisetasche öffnete und die beiden Fracks einen nach

dem anderen hervorzog, sie gegen das Licht hielt und jede Naht genau prüfte, schien er so wenig befriedigt von der ihm zum Kauf angebotenen Waare, daß er erklärte, wenn nicht die beiden Paare Beinkleider und die beiden schwarzen Westen dabei wären, würde er sich auf einen Handel überhaupt nicht einlassen, denn kein Mensch auf der ganzen weiten Gotteswelt kaufe solche abgelegte, abgeschabte, unmoderne Fracks. Mehr als einen Thaler könne er aber bei seiner Seele Seligkeit für die beiden Anzüge zusammen nicht geben und dabei werde er noch schweres Geld verlieren. Er gerieth ganz außer sich, als Storting kaltblütig zwölf Thaler forderte, er gab ein dutzendmal sein Ehrenwort, leistete zahllose Eide, daß er ein ruinirter Mann sei, wenn er solch' jämmerliches, unbrauchbares Zeug überhaupt kaufe, dabei aber bot er immer von Neuem zuerst zwei, dann drei, dann vier Thaler und stieg dann Mark für Mark in die Höhe, bei jedem Gebot noch einmal die sämmtlichen Kleidungsstücke ausgebreitet gegen das Licht haltend und auf alle Schäden, die sie zeigten, aufmerksam machend.

Egon war ein stummer Zeuge des ihn höchlichst amüsirenden Handels, den Storting mit unzerstörbarem Ernst betrieb. Zwölf Thaler! Bei dieser Forderung blieb Storting stehen, und erst als Herr Itzig wirklich bedenklich wurde, mehr als zwanzig Mark zu geben und aufhörte zu bieten, erklärte er als sein letztes Wort, daß acht Thaler der äußerste Preis sei, den er zugestehen könne.

„Ich kann nicht, auf Ehre nicht, ich schwöre es Ihnen!" schrie Herr Itzig, sich auf die Brust schlagend, als dann

aber Storting dem Dienſtmann den Befehl gab, die Sachen wieder in die Reiſetaſche zu packen, bot er einundzwanzig, zweiundzwanzig und dreiundzwanzig Mark, mehr könne er nicht geben, darauf leiſtete er einen heiligen Eid, um im nächſten Moment, als Storting dem Dienſtmann befahl, den Laden zu verlaſſen und die Sachen zu Moſes Löw zu bringen, ſchnell vorzuſpringen, die Taſche an ſich zu reißen und jämmerlich zu ſchreien: „Ich werde geben vierundzwanzig Mark, aber ich bin ruinirt, ich ſchwöre es Ihnen auf Ehre und Seligkeit!“

Und er gab vierundzwanzig Mark, der Dienſtmann wurde abgelohnt, Egon nahm die leer gewordene Reiſetaſche unter den Arm, nachdem er lächelnd die nach ſo langem Handeln gewonnene ſchöne Summe eingeſtrichen hatte.

Das Hauptgeſchäft in Breslau war gemacht, nur noch eine halbe Stunde hatte Egon bis zur Rückreiſe vor ſich; er wendete ſie an, um ſich in einer Wäſchehandlung mit der nothwendigſten Leibwäſche zu verſehen und in einer Buchhandlung den ganzen Vorrath pädagogiſcher Werke zu kaufen. In der letzten Minute erreichte er mit Storting glücklich den Zug, der ſie nach Mirbach zurückführte, er hatte nur eben noch ſo viel Zeit, das große Packet, welches der auf dem Perron wartende Hausdiener des Schneiders ihm übergab, in das Coupé zu ſchieben.

Die Erlebniſſe Egon's während der kleinen Reiſe nach Breslau und zurück waren ſehr geringfügig geweſen, ſie übten aber dennoch eine bedeutſame Wirkung auf ſein ganzes Denken, auf ſeine Lebensanſchauung aus. Zum erſten

Male hatte er einen Begriff vom Werthe des Geldes erhalten. Das bedenkliche Zögern des Schneiders, ihm einen Kredit von zweihundertfünfzig Mark zu eröffnen, der kleinliche Handel um wenige Mark im Trödelladen hatten ihn amüsirt, aber sie waren für ihn sehr lehrreich gewesen, sie hatten ihm gezeigt, welchen Werth selbst wenige Mark für Denjenigen haben, der sich in seinen Ausgaben beschränken muß. Daß er gezwungen wurde, bei seinen Wäsche- und Büchereinkäufen mit den geringen Mitteln, die er auf dieselben verwenden durfte, zu rechnen, daß er nicht in gewohnter Weise Alles kaufen konnte, was er wünschte, selbst nicht Alles, was er recht nothwendig zu gebrauchen meinte, daß er sich beschränken mußte auf das Nothwendigste, war für ihn von hoher Bedeutung.

Er hatte wohl gelächelt über den Ernst, mit welchem Storting bei dem Schneider die Kosten der Equipirung berechnete, diese lächerlich geringen Kosten von zweihundertfünfzig Mark, über die eiserne Zähigkeit Storting's bei dem Handel mit dem Trödler, durch welche dieser gezwungen wurde, sich bis zu vierundzwanzig Mark emporzusteigern; dieser Eifer, einige Mark zu sparen, war ihm kleinlich erschienen, aber er war aufgewendet im Interesse eines Anderen, und derselbe Storting, der so sorglich bemüht war, dem armen Kandidaten Pechmayer eine geringe Ausgabe zu sparen, eine kleine Einnahme zu schaffen, nahm keinen Anstand, sich für hundertfünfzig Mark zu verbürgen, die er selbst zahlen mußte, wenn etwa der Informator zahlungsunfähig wurde. Er that dies, obgleich für ihn hundertfünfzig Mark eine recht bedeutende Summe

war, er hatte offenherzig während der Reise Egon erzählt, daß er gar kein Vermögen besitze und auf sein vierhundert Thaler nebst freier Station betragendes Inspektorgehalt angewiesen sei und von diesem noch eine Schwester, die sich in Berlin zum Lehrerinnenexamen vorbereite, zu unterstützen habe.

Die Gefälligkeit, welche Storting Egon erwiesen hatte, erhielt unter solchen Umständen einen sehr hohen Werth, Egon fühlte sich zur Dankbarkeit verpflichtet, aber diese Verpflichtung drückte ihn nicht, sie erfüllte ihn im Gegentheil mit einem sehr wohlthuenden Gefühle. Wenn ihm früher irgend ein Bekannter einen Dienst geleistet hatte, war es stets in der eigennützigen Berechnung geschehen, der reiche Doktor v. Ernau werde sich durch irgend welche Gegenleistung erkenntlich erzeigen, jeder Freundlichkeit, welche Egon erfuhr, war er gewohnt, eigennützige, unlautere Motive unterzulegen, seine Menschenverachtung wurde nur gesteigert durch jedes dienstbereite Entgegenkommen. Storting's uneigennützige, ja opferfreudige Gefälligkeit machte deshalb auf ihn einen tiefen Eindruck, sie erschütterte das Mißtrauen, welches bisher ihm jedes freundschaftliche Entgegenkommen verbittert hatte, Storting mußte sich ja sagen, daß ihm schwerlich der arme Kandidat einen Gegendienst leisten werde, der einzige Lohn, den er vielleicht für seine bereitwillige Hilfe hoffen durfte, war ein freundlicher Blick aus einem schönen blauen Auge, das liebliche dankende Lächeln eines kleinen Mundes.

Die gehobene Stimmung, in welcher Egon von seiner Breslauer Reise zurückkehrte, wurde nicht herabgedrückt,

als er sogleich nach seiner Ankunft im Schloß seine übernommenen Pflichten erfüllen mußte. Die Unterrichtsstunde, welche er Fritzchen ertheilte, war für ihn eine Quelle des Genusses. Es machte ihm das größte Vergnügen, den Eifer und die Lust des reizenden Knaben beim Lernen zu beobachten, und eine wahre Herzensfreude gewährte es ihm, daß Fritzchen ihm mit kindlicher Offenheit versicherte, er könne gar nicht sagen, wie schön die Stunde gewesen sei und wie lieb er seinen Herrn Pechmayer habe.

Die Liebe des schönen Knaben galt ihm, seiner Person, er hatte sie sich erworben durch treue Pflichterfüllung; das sagte sich Egon mit Stolz, und die kindischen Zärtlichkeitsversicherungen Fritzchens waren ihm daher von höchstem Werth; nicht minder werthvoll aber war ihm auch der Dank, den ihm Frau v. Osternau bei Tisch dafür aussprach, daß es ihm so schnell gelungen sei, Fritzchen mit Lust und Liebe zum Lernen zu erfüllen.

Noch reizvoller aber als die Unterrichtsstunden Fritzchens waren für Egon diejenigen, welche er Lieschen gab.

Nach Beendigung der Billardparthie, in welcher er wieder zur Bewunderung des Herrn v. Osternau und zum großen Mißvergnügen des Lieutenants seine Meisterschaft bewiesen hatte, bat Frau v. Osternau Herrn Pechmayer, er möge ihr nach dem Familienwohnzimmer folgen, um dort Lieschen die erste Klavierstunde zu geben. Sie schritt dann Egon voraus und nahm auf dem Sopha Platz, um mit dem geliebten Strickstrumpf in der Hand Lehrer und Schülerin zu beobachten, während Lieschen sich an den Flügel setzte.

Egon ließ sich zuerst von seiner Schülerin ein schon von ihr geübtes Stück vorspielen; er wurde freudig überrascht durch die Innigkeit, mit welcher sie spielte. Es fehlte ihr noch viel an einer Vollendung der Technik, ihr Spiel offenbarte manche Fehler, die einem früheren mangelhaften Unterricht entsprangen, ihr Anschlag war nicht korrekt, aber alle diese Mängel verschwanden fast, nachdem sie die erste Befangenheit überwunden hatte. Sie versenkte sich mit ihrer Seele ganz in den Zauber der Melodie, sie legte ihr eigenes tiefes Gefühl in ihr Spiel und es ertönte aus demselben trotz der mangelhaften Technik.

Egon war entzückt. Hier that sich ihm ein Feld des Wirkens auf, wie er es zu finden nie gehofft hatte. Einer solchen Schülerin die kleinen Unarten abzugewöhnen, mußte leicht sein — er war ja ein Meister in der Technik — hatte Lieschen diese überwunden, dann war sie jedem Künstler ebenbürtig, denn Keiner konnte sie übertreffen in der Tiefe und Innigkeit des Gefühls.

Mit wahrem Feuereifer begann Egon seinen Unterricht, und er wurde belohnt durch den nicht minder regen Eifer der Schülerin, die mit feinem Verständniß und schneller Fassungsgabe alle seine Lehren aufnahm und bewundernswürdig schnell sich zu eigen machte. Er bedurfte oft kaum der Worte, um ihr zu sagen, was er wollte, sie las es in seinen Augen.

Schon nach der ersten Unterrichtsstunde hatte Lieschen, wie sie selbst glückselig erklärte und Frau v. Osternau bestätigte, viel, sehr viel gelernt, und jede folgende Stunde ergab neue überraschende Resultate, Fortschritte, welche

Egon selbst nicht minder in Staunen setzten, als Frau v. Osternau, die zuerst nur als Ehrenwächterin nach der mit ihrem Gatten getroffenen Verabredung dem Unterricht beiwohnte, dann aber gar nicht mehr daran dachte, Egon und seine Schülerin zu überwachen, obgleich sie regelmäßig ihren Platz im Sopha einnahm, weil sie mit gerechtem mütterlichen Stolz die bewundernswürdigen Fortschritte ihrer Tochter beobachtete. Zur Ueberwachung des Unterrichts hatte sie auch in der That keine Veranlassung, denn ihre Besorgniß, Lieschen könne für den Lehrer ein höheres Interesse gewinnen, als das für die Schülerin wünschenswerthe, schien ganz unbegründet. Den Künstler bewunderte Lieschen wohl, wie ihn ja auch Frau v. Osternau selbst bewunderte, sie lauschte jedem seiner Worte mit höchster Andacht, sie war auf's Eifrigste bemüht, sich seine Zufriedenheit zu erwerben, und wenn er ein lobendes Wort aussprach, dann erglänzte ein sonniges Lächeln auf ihrem lieblichen Gesicht, aber es war eben nur der Lehrer als solcher, dem sie eine an Verehrung grenzende Achtung zeigte; sobald die Unterrichtsstunde vorüber war, wurde Lieschen sofort wieder das fröhliche, harmlose, übermüthige Kind. Sie neckte Herrn Pechmayer, wie sie den Vetter Albrecht, Herrn Storting und Herrn v. Wangen, den dritten Inspektor, zu necken pflegte, sie sprach ihm ohne Rückhalt ihre aufrichtige Bewunderung für seine Meisterschaft im Billardspiel und in der Bändigung des wilden Soliman aus, dann aber tadelte sie ihn auch ebenso rückhaltlos, wenn er irgend eine ihr nicht gefallende Ansicht äußerte. Sie verkehrte mit ihm genau in derselben vertraulichen

Weiſe, wie mit den übrigen Herren, und gerade dieſe unbefangene Vertraulichkeit erſchien Frau v. Oſternau als der beſte Beweis dafür, daß ihre Sorge für Lieschen unbegründet geweſen ſei. Sie erlaubte es daher gern, daß Lieschen täglich mit Herrn Pechmayer weite Spaziergänge und Spazierritte nach den Feldern und Wieſen hinaus machte, um, wie ſie lachend ſagte, ihres Muſiklehrers Lehrerin in der höheren Landwirthſchaft zu werden. Natürlich begleitete Fritzchen ſtets ſeine Schweſter; allein mit Herrn Pechmayer war Lieschen niemals, denn Fritzchen würde um keinen Preis zu Haus geblieben ſein, er erachtete jede Minute des Tages, die er nicht bei ſeinem lieben Herrn Pechmayer zubringen konnte, für verloren.

Schönere Stunden hatte Egon nie verlebt, als diejenigen, welche ihm das zwangloſe Zuſammenſein mit Lieschen und Fritzchen bei den Wanderungen durch Felder und Wieſen und bei den Spazierritten gewährten. Er hatte es nie für möglich gehalten, daß die Landwirthſchaft ſo intereſſant ſein könne, wie ſie ihm jetzt plötzlich geworden war. Es war für ihn eine Wonne, ſich unterrichten zu laſſen, er freute ſich wie ein Kind, wenn Lieschen in ihrer reizenden, ihr allerliebſt ſtehenden altklugen Weiſe ſeinen Lerneifer und ſeine ſchnellen Fortſchritte lobte, aber kaum weniger freute er ſich, wenn ſie mitunter ihn recht herzlich auslachte über ſeine grenzenloſe Unwiſſenheit, darüber, daß er nicht einmal Roggen von Weizen unterſcheiden konnte, daß er ein Haferfeld für ein Gerſtenfeld gehalten hatte, daß er die waidenden Milchkühe eine Ochſenheerde nannte. Es beleidigte ihn gar nicht, daß ſie ihn aus-

lachte, sie war zu reizend, wenn sie es that. Herr Storting hatte prophezeit, Egon werde sich wie alle anderen Schloßbewohner bald der Herrschaft der kleinen Zauberin beugen. Er hatte Recht behalten. Egon gehorchte seiner lieblichen kleinen Lehrerin, er lächelte selbst wohl, wenn er darüber nachdachte, aber er gehorchte so willig, daß er sogar seine Zunge zügelte, wenn alter Gewohnheit gemäß ihm mitunter irgend eine frivole Bemerkung einfiel. Ein mißbilligendes, verweisendes Wort Lieschens genügte dann jedesmal, ihn sofort verstummen, ja erröthen zu lassen.

Niemals wagte er es mehr, halsbrechende Kunststücke mit dem Soliman zu versuchen, wenn er mit Lieschen und Fritzchen spazieren ritt, er galopirte ganz solide neben ihr her und dabei hielt er den Soliman so fest im Zügel, daß der feurige Renner gar nicht versuchen konnte, Extravaganzen zu begehen.

Es war ein ganz anderes, allen seinen früheren Angewohnheiten völlig widersprechendes Leben, welches Egon in Schloß Osternau führte, aber ein Leben, welches einen eigenen Zauber auf ihn ausübte,. in welchem er sich so ruhig, glücklich und zufrieden fühlte, daß er gar nicht an die Möglichkeit denken mochte, es könne einst wieder anders sich gestalten.

Des Morgens stand er fast mit dem Erwachen des Tages auf, er suchte dann Herrn Storting und ritt mit diesem auf das Feld hinaus. Wie Lieschen seine Lehrerin, so war Storting sein Lehrer in der Landwirthschaft und zwar mit glänzendem Erfolge. Er führte Egon ein in die Theorie der Bewirthschaftung eines großen Landbesitzes

erklärte ihm die Geſetze des Fruchtwechſels und einer rationellen Viehzucht, er trug ihm alle die landwirthſchaftlichen Lehren vor, die er ſelbſt den lehrreichen Unterhaltungen mit Herrn v. Oſternau abgelauſcht hatte. Ein wahrhaft freundſchaftliches Verhältniß geſtaltete ſich dabei zwiſchen ihm und Egon, dem es außerordentlich wohl that, zum erſten Male in ſeinem Leben einen Altersgenoſſen gefunden zu haben, von dem er ſicher ſein konnte, daß nicht unlautere, gewinnſüchtige Abſicht die Urſache ſeines freundſchaftlichen Entgegenkommens war.

Dem Morgenſpazierritt folgten das Frühſtück und dann die Unterrichtsſtunden für Fritzchen und Lieschen. Die Zeit bis zum Mittageſſen füllte Egon aus durch eifriges Studium ſeiner pädagogiſchen Bücher, für welche er nach Ueberwindung der erſten Vorſtudien das regſte Intereſſe gewann. Dann folgte die Mittagsmahlzeit, bei welcher er ſchon nach den erſten Tagen nicht mehr ſtumm den landwirthſchaftlichen Erörterungen des Herrn v. Oſternau zuhörte; er konnte bald an dem Geſpräch ſich betheiligen, wenn es auch nur durch Fragen geſchah, auf welche Herr v. Oſternau mit wahrem Vergnügen eingehend antwortete.

Gerade durch ſeine verſtändigen Fragen ſtieg Egon hoch in der Achtung des Herrn v. Oſternau, der mehrfach ſeine Bewunderung darüber ausſprach, wie ſchnell Herr Pechmayer die Grundbegriffe der Landwirthſchaftslehre in ſich aufgenommen habe, und der ſich über deſſen lebendiges Intereſſe für die Landwirthſchaft innig freute. Auch Frau v. Oſternau nickte wohl Egon freundlich zu, wenn er eifrig ſich an den landwirthſchaftlichen Geſprächen betheiligte, nur

der Lieutenant zeigte sich unzufrieden darüber. Er ließ keine Gelegenheit vorübergehen, Egon durch hingeworfene boshafte Bemerkungen zu kränken, wenn er meinte, daß der ihm im Grund der Seele verhaßte Informator durch seine Fragen seine grobe Unwissenheit verrathen habe, er konnte dies nicht unterlassen, obwohl ihm Egon niemals antwortete und Herr v. Osternau ihn mehrfach mit scharfen Worten zurückwies. Sein Haß wurde durch diese Zurechtweisungen nur erhöht. Nach dem Mittagsmahl folgte die Billardstunde und nach dieser ein Spaziergang oder Spazierritt mit Lieschen und Fritzchen, den Abend brachte dann Egon regelmäßig im Familienwohnzimmer zu. Wie schnell verflossen ihm da die flüchtigen Stunden! Es that ihm unendlich wohl, wenn Herr v. Osternau ihm mit einem warmen Händedruck für den Genuß dankte, den er durch den Gesang eines Volksliedes oder durch seine Phantasien auf dem Flügel ihm bereitet hatte, wenn Lieschen zwar kein Wort des Dankes sagte, ihn aber mit einem so seelenvollen Blick anschaute, daß er fühlte, seine Melodien seien ihr tief in's Herz gedrungen. Ein einziger solcher Blick wog zehnfach alle die Bitterkeiten auf, welche der Lieutenant mit der Absicht, ihn zu kränken und immer wieder an seine untergeordnete Lebensstellung zu erinnern, in die Unterhaltung zu werfen verstand. Was kümmerte es Egon, ob der Lieutenant ihn haßte, er hatte ja die Genugthuung, daß alle anderen Familienmitglieder ihm täglich näher traten, daß Fritzchen ihn mit wahrhaft abgöttischer Zärtlichkeit liebte, Frau v. Osternau ihm offen ihr Wohlwollen zeigte, Herr v. Osternau ihn ganz als Gleichgestellten,

als Freund des Hauſes mit achtungsvoller Freundlichkeit behandelte. Und Lieschen? Sie war ſo unbefangen, ſo heiter und übermüthig luſtig, wie am erſten Tage, ſie neckte ihn ſogar, als auf ſeinen Einzug in's Schloß einmal die Rede kam, ſchalkhaft mit dem entſetzlichen Frack, den er damals getragen habe, und in welchem er ihr, ſie wiederholte das Wort, genau wie eine Vogelſcheuche vorgekommen ſei; ſie war unverändert dieſelbe geblieben, heute noch, wie an jenem erſten Tage, das friſche, kecke, unbefangene, liebenswürdige, reizende Kind — aber wenn ſie mitunter plötzlich zu ihm aufblickte, dann ſtrahlte ihm aus dieſem Blicke ein Verſtändniß deſſen entgegen, was er ſelbſt tief im Herzen fühlte. Es war nur ein Moment, dann lachte und ſcherzte ſie wieder, unbefangen und neckiſch wie zuvor, ſolch' ein Augenblick aber erfüllte ihn mit unbeſchreiblicher Wonne.

11.

„Morgen wird Bertha bei uns eintreffen," ſagte Herr v. Oſternau, den Brief, den er eben der Poſttaſche entnommen und geleſen hatte, ſinken laſſend.

Egon, der allein keinen Brief erhalten und deshalb einen Blick in die neueſte Zeitung geworfen hatte — alle anderen Mitglieder des kleinen Kreiſes waren in die an ſie eingetroffenen Briefe vertieft — ließ erſchreckt das Zeitungsblatt fallen. Vor acht Tagen hatte er den Brief des Herrn v. Oſternau in Breslau der Poſt übergeben, in den erſten Tagen hatte er dann wohl mitunter mit Bangen daran gedacht, daß Fräulein v. Maſſenburg der Einladung

Folge leisten werde, als aber keine Antwort kam und Abends im Familienkreise kaum mehr der Name Bertha erwähnt wurde, hatte er gar nicht mehr daran gedacht, daß das friedliche Stillleben in Schloß Osternau durch das Hereintreten eines fremden Elementes gestört werden könne. Wie ihm erging es auch der Frau v. Osternau und Lieschen, denn Beide blickten offenbar recht unangenehm überrascht auf.

„Wirklich?“ sagte Frau v. Osternau mißmuthig. „Ich hatte schon gehofft, Bertha werde Deine Einladung ablehnen, da sie eine volle Woche mit der Antwort gezögert hat. Schreibt sie selbst?“

„Nein, der Onkel Sastrow theilt mir mit, daß sie morgen früh von Berlin abreisen und also morgen gegen Abend bei uns eintreffen wird. Du magst den Brief selbst lesen oder besser, ich lese ihn vor. Vetter Albrecht und Herr Pechmayer kennen ja den ersten Brief des Onkels, der zweite ist eine Ergänzung desselben.“

Herr v. Osternau nahm den Brief wieder auf und las:

„Mein lieber Fritz!

Verzeihe mir, daß ich Dir erst heute danke. Gewiß hast Du mit Recht täglich eine Antwort und die Anzeige, daß Bertha zu Dir kommen werde, erwartet, aber ich konnte sie Dir nicht früher geben, wenn ich Dir zugleich Bertha's bevorstehende Abreise mit Bestimmtheit melden wollte. Fast zugleich mit Deinem lieben Brief erhielt ich nämlich eine sehr sonderbare Nachricht. Werner v. Massenburg kam in größter Aufregung zu mir und erzählte, der Doktor Egon v. Ernau habe sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht das Leben genommen, sondern treibe sich irgendwo abenteuernd

in der Welt umher. Ein sehr genauer Bekannter des Herrn Doktor v. Ernau, ein Baron v. Freistetten, habe ihn in Breslau vor etwa acht Tage gesehen, gerade zwei Tage nach seinem Verschwinden. Werner hatte den Baron selbst gesprochen und aus dessen eigenem Munde die höchst sonderbar klingende Nachricht erhalten. Der Baron hatte ihm erzählt, er sei in Breslau, als er eben nach dem Bahnhof gefahren sei, dem Doktor v. Ernau auf der Straße begegnet, allerdings habe er ihn nicht gesprochen, denn er sei schnell an dem auf dem Bürgersteig Gehenden vorübergefahren, aber er kenne Herrn v. Ernau so genau, daß er ihn — obwohl er ihn nur ganz flüchtig erblickt — doch augenblicklich erkannt habe. Er habe auch aus dem Wagen heraus gegrüßt, aber keinen Gegengruß erhalten, da Herr v. Ernau gerade an das Schaufenster einer Buchhandlung getreten sei, die ausliegenden Bücher betrachtet und jedenfalls seinen Gruß nicht bemerkt habe. Hätte der Baron gewußt, welche Gerüchte über Ernau's Verschwinden in Berlin verbreitet seien, dann würde er auf die Gefahr hin, den Zug zu versäumen, aus dem Wagen gesprungen sein und seinen Freund angeredet haben. Leider aber sei ihm in Breslau noch kein Wort über den gefabelten Selbstmord zu Ohren gekommen und er habe es deshalb versäumt, den Wagen halten zu lassen, da er höchst eilig gewesen sei. Er wisse bestimmt, daß er sich nicht in der Person geirrt habe, und er könne einen Eid darauf ablegen, daß er den Todtgeglaubten lebend in Breslau auf der Straße gesehen habe.

Werner zitterte vor Aufregung, als er mir diese sonder-

bare Geschichte in Gegenwart meiner Frau und Bertha's erzählte, er kam eben von dem Geheimrath Ernau, der ebenfalls schon von dem Baron Freistetten benachrichtigt und durch dessen Erzählung nicht weniger aufgeregt worden war, als Werner selbst. Beide hatten berathschlagt, was unter solchen Umständen zu thun sei, sie hatten verabredet, daß eine Nachricht an die Zeitungen gegeben werden solle, damit diese in passender Weise die Nachricht von dem Selbstmorde des Doktors v. Ernau, der einer Vergnügungsreise wegen Berlin verlassen habe, dementirten. Der Geheimrath wollte sich außerdem an die Polizei wenden, damit in Breslau Nachforschungen nach dem Verbleib des jungen Mannes angestellt würden. Darüber waren Beide einig, daß wenn wirklich, wie sie jetzt sicher glaubten, der Doktor v. Ernau noch lebe, an ihren früheren Verabredungen nichts geändert werden dürfe. Der Geheimrath war überzeugt, daß sein Sohn gar nicht daran denke, die Verbindung mit Bertha v. Massenburg aufzugeben, eine Verbindung, die jetzt nach dem allgemeinen öffentlichen Skandal beiden Theilen noch viel wünschenswerther sein müsse als vorher.

Du kennst Werner v. Massenburg und weißt, wie sanguinisch er ist, Du wirst es daher nicht wunderbar finden, daß er trotz aller Bedenken, welche ich gegen die Wahrheit der Erzählung des Barons v. Freistetten erhob, fest überzeugt von derselben blieb. Seine Hoffnung, die ersehnte Verbindung zu Stande zu bringen, war neu belebt, er widerlegte alle meine Zweifel und versicherte, bei dem excentrischen Wesen des jungen Ernau, der stets den Eingebungen des Augenblicks zu folgen gewohnt sei, erscheine

es gar nicht verwundernswerth, wenn derselbe, um irgend einer abenteuerlichen Marotte zu folgen, im Lande umherreise. Dem Doktor v. Ernau sei nach dem übereinstimmenden Urtheil aller seiner Bekannten jede Tollheit zuzutrauen, er thue stets, ohne irgend eine Rücksicht auf Andere zu nehmen, nur das, was ihm gerade in den Sinn komme.

Mich und meine Frau überzeugten Werner's Gründe nicht, wohl aber überzeugten sie Bertha, die mit leuchtenden Augen schweigend der Erzählung ihres Vaters zugehört hatte. Sie erklärte, daß sie unmöglich Berlin verlassen könne, so lange diese leidige Angelegenheit nicht völlig aufgeklärt sei; sie wollte sofort an Dich schreiben, Dir für Deine Einladung danken, sie zugleich aber ablehnen. Nur mit Mühe hielt ich sie davon zurück.

Nachdem Werner mich verlassen hatte, hielt ich es für meine Pflicht, noch einmal recht ernst mit Bertha zu sprechen. Ich stellte ihr vor, daß, selbst wenn der junge Ernau noch lebe, dieser gerade durch die Rücksichtslosigkeit gegen seinen Vater und gegen sie selbst am besten bewiesen habe, wie wenig geeignet er sei, eine Frau glücklich zu machen. Ich zeigte ihr die Zukunft, die ihr als Gattin eines so excentrischen, egoistischen, blasirten Menschen bevorstehe, aber meine Worte übten gar keine Wirkung auf sie aus, sie bewirkten höchstens ein Lächeln ihres feinen, reizenden Mundes. Sie ist wunderschön, wenn sie so lieblich lächelt, mir aber erschien sie in jenem Augenblick gar nicht schön; ihr Lächeln erkältete mir das Herz.

Sie habe gar keine Angst vor der Zukunft, wenn nur ihr Wunsch, die Gattin des reichen jungen Ernau zu

werden, erfüllt werde, so erklärte sie mir mit ruhiger Entschiedenheit. Wenn der junge Herr wirklich, was noch gar nicht einmal feststehe, augenblicklich gegen die Verbindung mit ihr eine gewisse Abneigung fühle und hiedurch zu seiner abenteuerlichen Flucht veranlaßt worden sei, so werde es ihre Aufgabe sein, ihn von dieser Abneigung zu heilen. Ohne eitel zu sein, wisse sie doch, daß sie schön genug sei, um, wenn sie es ernstlich wolle, das Herz jedes jungen Mannes, der noch im Geringsten für den Reiz der Schönheit empfänglich sei, zu entflammen. Gerade deshalb müsse sie in Berlin bleiben. Eine so glänzende Parthie dürfe nicht ohne Kampf aufgegeben werden. Alle die schlechten Eigenschaften des Doktors v. Ernau kümmerten sie sehr wenig, er sei unermeßlich reich, ein Edelmann und in die beste Gesellschaft eingeführt, hiedurch würden alle etwaigen Charakterfehler reichlich ausgeglichen. Auf ein idyllisches Liebesleben in der Ehe mache sie keinen Anspruch, deshalb sei es auch gleichgiltig, ob sie selbst Liebe oder auch nur Achtung gegen ihren zukünftigen Gatten empfinde, wenn dieser nur ihren berechtigten Ansprüchen an das Leben Genüge leisten und zugleich ihren Vater aus allen seinen Verlegenheiten befreien könne.

Meine gute Frau hörte mit wahrem Entsetzen diesen Auseinandersetzungen zu, die auch mich empörten. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie unliebenswerth mir Bertha trotz ihrer Schönheit erschien. Dieser Eindruck hat sich auch weder bei mir, noch bei meiner Frau wieder verwischt. Bertha hat sich zwar seitdem die höchste Mühe gegeben, uns durch eine wahrhaft bezaubernde Liebenswürdigkeit

wieder zu versöhnen, aber es ist ihr nicht gelungen. Ich muß, wenn ich sie ansehe, stets an die niedrige Lebensanschauung denken, welche sie so offen ausgesprochen hat, ich glaube nicht mehr an die Herzlichkeit, mit der sie bemüht ist, sich meiner und meiner Frau Liebe zu erwerben; diese Herzlichkeit ist Berechnung, nichts weiter! Sie möchte gern bei uns in Berlin bleiben, deshalb schmeichelt und liebkost sie uns, deshalb sucht sie jeden unserer Wünsche zu errathen, ehe er noch ausgesprochen ist.

Werner hatte geglaubt, durch die von ihm und dem Geheimrath v. Ernau in die Zeitungen gebrachten Widerlegungen den allgemeinen Skandal zu beschwichten, aber er hat das Gegentheil erreicht. Bertha ist durch dieselben der Gegenstand der gehässigsten Gerüchte geworden, die in allen Kreisen unserer Residenz mit Behagen kolportirt werden. Wir haben davon in den letzten acht Tagen entsetzlich zu leiden gehabt. Ich kann Dir die abscheulichen, höhnischen Mienen nicht beschreiben, welche ich täglich sehen muß, wenn dieser oder jener Bekannte mich mit geheuchelter Theilnahme fragt, ob noch immer keine näheren Nachrichten darüber eingegangen seien, wo sich eigentlich der junge Ernau verborgen halte. Meine arme Frau wagt gar nicht mehr auszugehen oder einen Besuch zu empfangen, sie ist vollständig menschenscheu geworden.

Unter solchen Umständen kann Bertha nicht länger in unserem Hause bleiben. Ich war es meiner Frau schuldig, Bertha dies heute mit aller Entschiedenheit zu sagen und ihr zu erklären, daß sie unter allen Umständen morgen früh nach Schloß Osternau abreisen müsse. Ihre Augen

blitzten auf, als ich ihr diese Eröffnung machte; sie war offenbar im Begriff, mir ein heftiges Wort zu erwiedern, aber sie besitzt eine große Selbstbeherrschung. Mit der größten Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit dankte sie mir dafür, daß ich sie bis jetzt in meinem Hause behalten habe, obgleich mir dadurch so viele Unannehmlichkeiten erwachsen seien; sie erklärte sich bereit, morgen nach Schloß Osternau abzureisen, aber sie bat auch zugleich, sie wieder bei mir aufzunehmen, wenn Herr Egon v. Ernau noch zurückkehre; sie sprach ihre Bitte in so reizender, verführerischer Weise aus, daß ich gar nicht anders konnte, ich mußte sie ihr gewähren.

So wird denn Bertha morgen früh von Berlin abreisen und morgen gegen Abend bei Dir in Schloß Osternau eintreffen. Ich weiß, mein lieber Fritz, ich muthe Dir und Deiner vortrefflichen Frau viel zu, wenn ich Dich bitte, Bertha längere Zeit ein Asyl in Deinem Hause zu gewähren, aber ich hoffe, Du sollst durch diesen Besuch nicht allzuviel Unannehmlichkeiten haben. Bertha kann ja außerordentlich liebenswürdig sein, wenn sie es sein will, und ich bin überzeugt, sie wird es wollen. Leb' wohl, mein lieber Fritz, tausend Grüße Dir und den Deinen von Deinem alten Dir dankbaren Onkel Sastrow."

„Das sind ja recht erfreuliche Aussichten!" sagte Frau v. Osternau, als ihr Gatte die Vorlesung des Briefes beendet hatte. „Wenn selbst der gutmüthige Onkel Sastrow jetzt so empört über Bertha v. Massenburg ist, muß sie es wahrlich arg getrieben haben. Kannst Du es mir, kannst Du es Lieschen zumuthen, Fritz, daß wir vielleicht für Monate sie in unser Haus aufnehmen?"

„Du siehst zu schwarz, Emma, der Onkel schreibt ja ausdrücklich, daß Bertha bezaubernd liebenswürdig sein kann, wenn sie es sein will.“

„Wer nur liebenswürdig scheint, wenn er es sein will, ist nicht liebenswürdig!“ entgegnete Frau v. Osternau scharf. „Bertha v. Massenburg erscheint mir keineswegs eine geeignete Gesellschaft für unser Lieschen zu sein. Ich fürchte, wir haben uns bei der Einladung übereilt.“

„Aber sie ist ergangen und angenommen worden, Bertha kommt morgen, daran ist nichts mehr zu ändern. Das Gastrecht gebietet, daß sie freundlich empfangen werde. Du wirst dies nicht vergessen, Emma, und wie ich hoffe, auch Lieschen nicht.“

„Soll ich heucheln, Papa? Wie kann ich Bertha freundlich empfangen, da ich empört bin über ihr Benehmen. Ich finde es ganz abscheulich, daß sie durchaus diesen elenden Herrn v. Ernau heirathen will, obgleich sie weiß, daß er sie wahrscheinlich gar nicht leiden kann, und daß er ein ganz erbärmlicher Mensch ist. Ich kann Dir gar nicht sagen, wie abscheulich ich Bertha's Sucht nach Reichthum finde und gegen sie soll ich freundlich sein! Das kann ich nicht, Papa, ich kann mich nicht verstellen!“

„Ich verlange nicht von Dir, daß Du ihr eine zärtliche Liebe zeigst, auch nicht, daß Du sie zu Deiner vertrauten Freundin erwählst, das wünsche ich selbst nicht und deshalb habe ich keinen Anstand genommen, den Brief des Onkels Sastrow vorzulesen; wohl aber fordere ich, daß Du Bertha so empfängst, wie es einer Verwandten unseres Hauses, die für einige Zeit bei uns leben soll,

zukommt. Du wirst ihr die freundliche Höflichkeit erweisen, die dem Gast gebührt. Du bist kein Kind mehr, Lieschen, Du mußt Dich daran gewöhnen, den Anforderungen der gesellschaftlichen Sitte zu genügen. Ich hasse wahrlich die Heuchelei und würde nie von Dir fordern, daß Du sie übst, aber das höfliche Verschweigen dessen, was man im Augenblick denkt, ist nicht Heuchelei. Du mußt Dich endlich daran gewöhnen, das Herz nicht immer auf der Zunge zu haben, Dich selbst beherrschen zu lernen!"

Herr v. Osternau sprach selten so ernst und entschieden, seine Worte machten deshalb einen um so tieferen Eindruck. „Ich will es versuchen, Papa; aber versprechen kann ich es Dir nicht," entgegnete Lieschen kleinlaut und mit Thränen im Auge; Frau v. Osternau sagte nichts dazu, sie strickte mit einem einer besseren Sache würdigen Eifer und blickte nicht von ihrem Strickstrumpf auf.

Die Nachricht von der nahe bevorstehenden Ankunft Bertha's wirkte verstimmend auf Alle, den Lieutenant ausgenommen, er allein sprach offen seine Freude darüber aus, daß das schöne Fräulein v. Massenburg das einsame Leben auf Schloß Osternau heiterer und interessanter machen werde. Er bemühte sich auch als Vertheidiger für Bertha einzutreten, der sicherlich kein Vorwurf daraus gemacht werden könne, wenn sie für ihren Vater reich zu sein wünsche, am wenigsten aber dürfe Lieschen sie tadeln, wenn sie mit freimüthiger Offenheit bekenne, welchen Werth sie dem Reichthum beilege. Wie in den Fürstengeschlechtern, würden auch in der hohen Aristokratie die Ehen nicht nach

einer nur in den Romanen berechtigten flüchtigen Liebesneigung geschlossen, und Bertha folge daher nur dem in der höheren Gesellschaft geltenden Gesetze, wenn sie über einige, überdies gar nicht besonders schlimme Fehler des Herrn v. Ernau fortsehe und sich bereit zu einer Verbindung zeige, durch welche ihr Vater aus seinen drückenden Verhältnissen befreit werde. Herr v. Ernau sei, selbst nach der offenbar parteiisch gefärbten Schilderung des Onkels Sastrow, ein geistreicher junger Mann, an dessen Ehre nicht der geringste Makel klebe; besitze er einige nicht einmal hervorragende Fehler, so würden diese durch seine Vorzüge reichlich aufgewogen. Es würde eine unverzeihliche Thorheit von Bertha sein, wenn sie über kleine Fehler des ihr bestimmten Gatten nicht fortsehen wolle.

Obgleich der Lieutenant mit vieler Wärme für Bertha eintrat, erreichte er doch kein beistimmendes Wort; Frau v. Osternau schwieg hartnäckig, ihr Strickstrumpf schien sie allein zu beschäftigen, Lieschen erklärte offen, sie könne solche kluge Berechnungen, bei denen das Herz gar nicht gefragt werde und nur der nüchterne Verstand spreche, nicht verstehen, sie seien ihr im innersten Herzen verhaßt, und auch Herr v. Osternau bemerkte nur, er wolle über Bertha nicht eher ein absprechendes Urtheil fällen, ehe er sie nicht selbst gehört habe, jedenfalls gebe selbst die Mißbilligung ihrer Ansichten keinem Mitgliede der Familie ein Recht, ihr etwa unfreundlich entgegenzutreten. Am besten für den Familienfrieden sei es, den unliebsamen Gegenstand des Gespräches ganz fallen zu lassen, und er bitte deshalb Herrn Pechmayer, sich an das Klavier zu

ſetzen und durch ſeine ſchöne Kunſt die erregten Gemüther zu beruhigen.

Egon folgte der an ihn gerichteten Bitte, aber er war ſelbſt innerlich ſo erregt, daß er heute nicht mit ganzer Seele bei ſeinem Spiel war; er fühlte es und hörte bald auf. Es war ihm nicht gelungen, die gedrückte Stimmung zu heben, die auf Allen ruhte und die keine heitere, belebte Unterhaltung aufkommen ließ. Früher als gewöhnlich erhob ſich Herr v. Oſternau und gab hiedurch das Zeichen zum Aufbruch.

Auch am folgenden Tage machte die gleiche gedrückte Stimmung ſich noch bei Frau v. Oſternau und Lieschen geltend. Sie ſprachen kaum während der Mittagstafel. Hätte nicht Herr v. Oſternau die Unterhaltung mit ſeinen Inſpektoren über landwirthſchaftliche Fragen weiter ausgedehnt als gewöhnlich und auch Egon in dieſelbe hineingezogen, dann würde das Geſpräch bei Tiſch bald eingeſchlummert ſein.

Nach Beendigung der Billardſtunde begleiteten Lieschen und Fritzchen Egon wie gewöhnlich, um mit ihm die Nachmittagsparthie auf die Felder hinaus zu machen. Fritzchen wollte vorauseilen, um die Pferde ſatteln zu laſſen, aber Lieschen hielt ihn zurück.

„Laſſen Sie uns heute einen kleinen Spaziergang machen, Herr Pechmayer," ſagte ſie. „Ich muß bald zurück ſein, der Vater wünſcht, daß ich ſelbſt für Bertha v. Maſſenburg das Zimmer, welches ſie bewohnen wird, in Stand ſetze, ihr durch einen friſchen Blumenſtrauß, den ſie auf ihrem Tiſch vorfinden ſoll, eine freundliche Aufmerkſamkeit er-

weiſe; da kann ich denn nicht lange von Haus fort ſein, und doch drängt es mich, mancherlei mit Ihnen zu beſprechen. Ich möchte deshalb nicht reiten, man unterhält ſich leichter und beſſer, wenn man zu Fuß geht."

„Ach nein, Lieschen! Es iſt ſo ſchön, wenn wir zuſammen über die Wieſen galopiren und Du ſprichſt ja dabei fortwährend mit Herrn Pechmayer!" rief Fritzchen; aber die Schweſter blieb bei ihrem Wunſche, auf den Egon natürlich ſogleich einging. Fritzchen machte zwar ein etwas verdrießliches Geſicht, aber ſeine gute Laune kehrte ſchnell zurück, als ihm Egon verſprach, nach Beendigung des Spazierganges noch einen Spazierritt mit ihm allein nach den Oſterwieſen zu machen; er ſprang jetzt ſeelenvergnügt vor Egon und Lieschen her, die ihm etwas langſamer folgten.

Auf dem ſchmalen Feldwege, den Lieschen für den Spaziergang eingeſchlagen hatte, ging ſie ganz nahe neben Egon. Sie wollte mancherlei mit dieſem beſprechen, aber faſt ſchien es, als könne ſie nicht gleich den Anfang des Geſpräches finden; denn ſie ſchwieg, und ſelbſt auf eine Frage Egon's nach dem Namen einer in der Ferne liegenden Ortſchaft gab ſie nur eine kurze, ſchnelle Antwort, dann blickte ſie wieder ſinnend vor ſich nieder auf den Weg, bis Egon, um das unbehagliche Schweigen zu brechen, ſie direkt fragte: „Was wollten Sie mir ſagen, Fräulein Lieschen?" Er redete ſie auf ihren eigenen Wunſch ſchon längſt nicht mehr gnädiges Fräulein an.

Lieschen blickte zu ihm auf. „Sie haben wohl recht, mich zu mahnen," erwiederte ſie, „es iſt eine Thorheit von

mir, daß ich zögere, Sie um Rath zu fragen, da ich es mir doch einmal vorgenommen habe. Ich bin sonst selten des Rathes bedürftig. Mein Gefühl sagt mir, was ich thun soll, und ich folge ihm; heute aber läßt es mich im Stich oder ich bin wenigstens zweifelhaft, ob ich richtig fühle und denke, deshalb möchte ich Sie um Rath fragen, Herr Pechmayer; aber Sie müssen mir versprechen, daß Sie mir offen und ehrlich Ihre Ansicht aussprechen, daß Sie mir sagen, was Sie denken, auch wenn Sie vielleicht meinen, ich könnte mich dadurch beleidigt fühlen."

„Ich verspreche es Ihnen."

„Es ist eigentlich seltsam, daß ich gerade Sie um Rath fragen will. Als Sie zu uns kamen — es sind kaum acht Tage her — da hatte ich gar kein Vertrauen zu Ihnen, Sie sprachen so sonderbare Sachen und spotteten über das Heiligste! Ich fürchtete mich fast vor Ihnen, ich hielt Sie für keinen guten Menschen. Erinnern Sie sich noch, daß ich Ihnen dies am ersten Tage sogar ganz offen gesagt habe?"

„Ich habe keines Ihrer Worte vergessen."

„Ich hatte Unrecht! Sie sind seitdem ganz anders geworden. Wenn ich Sie heute ansehe, Sie heute sprechen höre, dann kann ich gar nicht glauben, daß Sie derselbe Mensch sind, der damals so frevelhaft über den Selbstmord sprach. Damals schauten Sie so wirr und finster um sich, und wenn Sie lachten, dann geschah es so spöttisch, daß mir immer das Herz weh that, heute aber können Sie so freundlich, so gut und treuherzig blicken, daß man Vertrauen zu Ihnen haben muß. Ich habe Ihnen ein Un-

recht abzubitten, Sie sind gewiß ein guter Mensch, Fritzchen würde Sie sonst nicht so zärtlich lieben, nur gute Menschen können sich die Liebe der Kinder erwerben."

Mit hochklopfendem Herzen hörte Egon die einfachen, herzlichen Worte, die es ihm zum Bewußtsein brachten, daß er wirklich in dem kurzem Zeitraum von acht Tagen ein anderer Mensch geworden war. Früher hätte er wohl über ein solches Lob aus Kindermund bitter gespottet, heute erfüllte es ihn mit Wonne.

„Ich hoffe, Ihr heutiger Ausspruch möge so berechtigt sein, wie Ihr früherer es war!" sagte er mit bebender Stimme, „ich strebe wenigstens danach, ein guter Mensch zu werden!"

Ein inniger, freundlicher Blick Lieschens traf ihn.

„Sie sind es, das sagt mir ein untrügliches Gefühl!" erwiederte sie schnell, „und deshalb sollen Sie mir rathen. An wen sollte ich mich auch sonst wenden, da ich mit mir selbst uneins bin. An meine lieben Eltern? O ich weiß, beim Vater und der Mutter finde ich immer den besten Rath, nur in dieser einen Frage nicht, denn sie denken Beide verschieden über dieselbe. An den Vetter Albrecht? — Niemals! Er ist kein guter Mensch. Zu ihm könnte ich kein Vertrauen fassen. Sie aber meinen es gut mit mir, das fühle ich und Sie werden mir gerne und aufrichtig rathen!"

Egon antwortete nicht, sein Herz schlug so heftig, er war so erregt, daß er kein Wort zu sprechen vermocht hätte, aber sein Auge sprach beredter als Worte.

„So sollen Sie denn hören, weshalb ich mit mir selbst

in Zwiespalt bin," fuhr Lieschen fort. „Bertha v. Massenburg ist die Veranlassung. Der Vater verlangt von mir, ich soll sie freundlich und liebevoll empfangen, soll ihr durch kein Wort, durch keinen Blick verrathen, wie tief ich empört bin über sie, erst heute vor Tisch hat er noch einmal lange darüber mit mir gesprochen. Er ist so himmlisch gut, so mild und edel. Er kann Niemand zürnen, jedem Menschen traut er nur das Beste zu, und so glaubt er denn auch von Bertha nicht, daß sie herzlos und eigennützig berechnend ist, daß nur schmähliche Gier nach Reichthum sie bewegt, festzuhalten an ihrer Verbindung mit dem Herrn v. Ernau; ihm wird es daher leicht, freundlich gegen sie zu sein. Ich aber müßte heucheln! Wie kann ich sie liebevoll empfangen, da ich sie verachte? Ist nicht Wahrheit das höchste Gebot? Soll ich mir selbst untreu werden, um die Anforderungen einer gesellschaftlichen Höflichkeit zu erfüllen, welche die Menschen zwingt, eine Maske vor dem Gesicht zu tragen und Freundlichkeit und Liebe zu heucheln, während sie verachten und vielleicht hassen. Nichts empört mich mehr, als die Lüge, und nun soll ich selbst lügen! Die Mutter denkt wie ich, aber sie fügt sich. Wenn der Vater etwas ernstlich will, hat sie nie ein Wort der Widerrede. Sonst thut wohl meist der Vater, was die Mutter will, er folgt ihr, wenn sie von ihm fordert, daß er den Befehlen des Arztes sehr gegen seinen Geschmack folge, in allen kleinen Sachen gibt er ihren Wünschen nach, sobald er aber einmal ernst und entschieden seine Ansicht ausgesprochen hat, weicht er von dieser niemals ab, und dann fügt sich ihm die Mutter.

Ich weiß, daß sie wie ich empört über Bertha Massenburg ist, aber sie wird es ihr durch nichts zeigen, denn des Vaters Wille ist für sie das höchste Gesetz. Er ist es immer auch für mich gewesen, aber darf er es auch hier sein, wo ich überzeugt bin, daß der Vater sich irrt? Soll ich lügen und heucheln? Rathen Sie mir, was ich thun soll! Sagen Sie mir, was Sie selbst thun würden, wenn Sie an meiner Stelle wären!"

Egon blickte scheu zu Boden, er wagte es nicht, Lieschen in das klare Auge zu schauen, welches sie fragend zu zu ihm aufschlug. „Nichts empört mich mehr, als die Lüge!" hatte Lieschen gesagt, dies Wort tönte noch immer in seinem Ohr. War nicht sein ganzes Leben in Schloß Osternau eine Lüge? Sie ahnte nicht, welchen schweren Vorwurf sie gegen ihn erhoben hatte; sie haßte die Lüge, und ihm, dem Lügner, vertraute sie, von ihm forderte sie seinen Rath! Mit bebenden Lippen erwiederte er, vor sich niederschauend, er wäre nicht im Stande gewesen, ihrem Blick zu begegnen:

„Was ich thun würde, soll ich Ihnen sagen? Ich kann es nicht, weiß ich es doch selbst nicht. Es ist stets mein Unglück gewesen, daß ich der Gewalt des Augenblicks nicht zu widerstehen vermochte. Wie kann ich wissen, welchen Einfluß der Augenblick auf mich ausüben würde?"

„Das ist keine Antwort! Sie wollen mir nicht rathen!" sagte Lieschen mißmuthig.

„Und wenn es so wäre? Soll ich Ihnen rathen Ihrem Herrn Vater ungehorsam zu sein? Mich würde wahrscheinlich die Erbitterung über den Zwang, den ich

mir auferlegen soll, dazu verführen, und doch würde ich dadurch vielleicht ein schweres Unrecht begehen, nicht nur gegen den wohlwollenden, edeln Herrn v. Osternau, sondern auch gegen das Fräulein v. Massenburg. Es ist so leicht, hart abzuurtheilen über Diejenigen, welche nach unserer Ueberzeugung nicht recht gehandelt haben; aber können wir in ihre Seele schauen? Wissen Sie, ob nicht das Fräulein v. Massenburg erst nach schweren Seelenkämpfen zu dem Entschluß gekommen ist, festzuhalten an der Verbindung mit dem Herrn v. Ernau, den Sie einen Elenden genannt, über den Sie nicht minder hart abgeurtheilt haben, als über Fräulein v. Massenburg? Kennen Sie ihn denn anders, als aus der brieflichen Schilderung eines Mannes, der ihn auch nicht kennt? Und wenn er wirklich der mit dem Leben zerfallene Mensch ist, als welchen Herr v. Sastrow ihn schildert, wissen Sie, wodurch er das geworden ist, was er ist? Ich kann mich hineindenken in die Seele eines Unglücklichen, der von frühester Kindheit an übersättigt worden ist mit allen Genüssen, welche das Geld zu verschaffen vermag, dem nie ein anderer Wunsch versagt worden ist als der, ein Herz voller Liebe zu finden, eines Unglücklichen, der nie die Liebe eines Vaters oder einer Mutter gekannt hat, der aufgewachsen ist in trostloser Herzenseinsamkeit, der nie Freunde gehabt hat, nur schmeichelnde Genossen seiner nichtigen Vergnügungen, der stets umgeben gewesen ist von elenden Parasiten, die ihm schmeichelten, um die Abfälle seines Reichthums sich zu eigen zu machen, die ihm Freundschaft heuchelten, ihn aber im Herzen haßten. Ist es seine Schuld, wenn ihn endlich ein

Ekel vor der Menschheit erfüllt hat, wenn er eitel, blasirt, herrisch geworden ist, wenn er sich nicht selbst zu beherrschen vermag, da die feilen Augendiener, die sich seine Freunde nannten, sich stets seinem Willen gebeugt haben? Wissen Sie, ob nicht doch in der Seele des Unglücklichen, den Sie einen Elenden genannt haben, die Funken eines edleren Gefühles schlummern unter der Asche und den Schlacken, die zurückgeblieben sind von einem bisher nur den nichtigsten Vergnügungen gewidmeten Leben? Nur eines Hauches bedarf es vielleicht, um diesen Funken zur lichten Flamme emporlodern zu lassen, des Hauches der Selbsterkenntniß, des Hauches der Liebe. Und doch haben Sie den Unglücklichen einen Elenden genannt! Betrachtet er sich selbst als einen solchen, dann erstickt sicherlich der Funken unter der Last der deckenden Asche, dann ist er unrettbar verloren!"

Mit starren Augen blickte Lieschen Egon erstaunt an. „Wie sonderbar Sie sprechen," sagte sie, „gerade als sei Ihnen der Herr v. Ernau genau bekannt! Und wie bewegt Sie sind! Sie sind blaß geworden, Ihre Lippen beben! Gewiß, Sie müssen den Herrn v. Ernau kennen, sonst könnten Sie ihn so nicht vertheidigen!"

„Ich habe ihn nicht vertheidigen wollen," entgegnete Egon verlegen, „vielleicht verdient er auch eine Vertheidigung gar nicht. Ich habe Ihnen nur andeuten wollen, daß Sie wohl zu hart urtheilen über ihn und über das Fräulein v. Massenburg, daß Sie nicht verurtheilen sollten, ehe Sie nicht in den Herzen Derer gelesen haben, über die Sie urtheilen."

„Das heißt also, Sie rathen mir, ich soll nicht unfreundlich gegen Bertha Massenburg sein, ich soll meinen Widerwillen gegen sie unterdrücken und dem Befehle des Vaters folgen?“

„Ich bin nicht würdig, Ihnen irgend einen anderen Rath zu ertheilen als den, folgen Sie Ihrem eigenen Herzen.“

Lieschen schüttelte verwundert das Köpfchen. „Sie sind doch ein recht sonderbarer Mensch, Herr Pechmayer,“ sagte sie dann lächelnd, „Sie wollen mir keinen Rath geben und doch haben Sie ihn gegeben und ich will ihn befolgen. Sie haben es mir klar gemacht, daß es sehr unrecht von mir war, hart abzuurtheilen über den Herrn v. Ernau und über Bertha, und daß der gute Papa Recht hatte, als er von mir verlangte, ich solle gegen Bertha nicht unfreundlich sein. Es ist mir doch lieb, daß ich Sie um Rath gefragt habe. Ich werde noch viel über das nachdenken, was Sie über den Herrn v. Ernau gesagt haben, und würde gern noch mehr von Ihnen über ihn hören, denn Sie kennen ihn gewiß, jetzt aber muß ich wohl darauf verzichten, denn es ist Zeit, daß wir nach dem Schloß zurückkehren!“

12.

Nach einem langen Spazierritt, den er in Gesellschaft Fritzchens gemacht hatte, kehrte Egon später als gewöhnlich nach dem Schloß zurück. Als er in den Hof einritt, sah er vor der Remise den bestaubten Reisewagen stehen, der alte Reitknecht Wenzel erzählte ihm, das gnädige Fräulein aus Berlin sei schon vor einer Stunde angekommen.

Während des Spazierritts hatte Egon nicht viel Zeit zum ruhigen Nachdenken gehabt, er war gezwungen gewesen, auf das liebenswürdige Geplauder seines kleinen Schülers zu lauschen, diesem seine zahlreiche Fragen zu beantworten, um so mehr fühlte er jetzt das Bedürfniß, allein zu sein. Wie gern er auch stets des Abends in dem kleinen Familienkreise gewesen war, heute zog er sich lieber in sein einsames Zimmer zurück. Er hatte ja so viel zu denken. Er glaubte seinem Wunsche um so mehr nachgeben zu können, als heute gewiß auch Herr und Frau v. Osternau den Abend gern mit der Verwandten im engsten Familienkreise verleben würden. Er beauftragte deshalb Fritzchen, seinem Papa mitzutheilen, daß er heute Abend nicht stören wolle und deshalb auf seinem Zimmer bleiben werde; aber seine Absicht wurde vereitelt. Er hatte kaum sein Zimmer erreicht, als Fritzchen schon wieder da war und ihm meldete, der Papa lasse sagen, Herr Pechmayer störe gar nicht und werde jedenfalls heute wie an jedem anderen Tage im Familienwohnzimmer zum Thee und zwar recht bald erwartet. Nur ganz kurz und flüchtig richtete Fritzchen seine Botschaft aus, dann stürmte er wieder fort, er müsse zu seiner lieben, schönen neuen Cousine, so hatte er in aller Eile gesagt. So gern er sonst bei seinem von ihm angebeteten Informator war, heute schien doch die schöne Cousine für ihn eine noch größere Anziehungskraft zu besitzen.

Dem bestimmt ausgesprochenen Wunsche des Herrn v. Osternau mußte Egon wohl Folge leisten, wie ungern er es auch that. Er scheute sich vor dem ersten Zusam-

mentreffen mit Bertha v. Massenburg, aber einmal mußte dasselbe doch stattfinden, ob heute oder morgen war am Ende gleichgiltig. Er kleidete sich schnell um und zögernden Schrittes trat er den Weg nach dem Familienwohnzimmer an.

Schon ehe er dasselbe erreichte, tönte ihm der volle Klang eines mit großer Fertigkeit gespielten Konzertsalonstückes entgegen. Er blieb im Vorflur stehen und lauschte. Er kannte das Stück genau, er selbst hatte es einige Male gespielt, stets mit Unlust, denn er liebte diese Art der Musik nicht, aber er hörte doch aufmerksam zu, denn er wußte, welche Schwierigkeiten zu überwinden waren, um es so sicher und klar zum Ausdruck zu bringen, wie es die Klavierspielerin im Zimmer that.

Nicht lange lauschte er, er konnte keinen besseren Augenblick finden, um möglichst unbemerkt in das Zimmer zu treten, als den gegenwärtigen, da gewiß die Aufmerksamkeit aller Familienmitglieder durch das meisterhafte Spiel gefesselt ward; leise öffnete er die Thüre und trat ein.

Sein erster Blick fiel auf die Klavierspielerin, welche ihm den Rücken zuwendete, sein zweiter auf einen an der Wand gegenüber hängenden großen Spiegel, in welchem er ihr volles Bild sah. Er blieb überrascht unwillkürlich stehen.

Er hatte gehört, daß die ihm bestimmte Braut schön sei, die Briefe des Herrn v. Sastrow hatten dies bestätigt, und doch überraschte ihn das Bild, welches ihn aus dem Spiegel anschaute, durch seine wunderbare, hinreißende Schönheit, durch eine Schönheit, die nicht nur bedingt wurde durch die untadelhafte Regelmäßigkeit der Züge, sondern vielmehr noch durch einen ganz eigenartigen, wun-

derlieblichen Ausdruck, der diesen Zügen eigen war, durch das milde Lächeln des fein geschnittenen rosigen Mundes, durch die dunkeln, feurigen Augen, welche unter langen schwarzen Wimpern hervorstrahlten, durch die Grazie, welche in jeder Bewegung der zarten und dabei doch vollen Gestalt lag. Selten erscheint eine Klavierspielerin graziös, wenn sie sich abhastet, um die schwierigen Passagen mit höchster Fertigkeit zu vollenden, bei Bertha v. Massenburg aber erschien selbst die überschnelle Bewegung der Hände und Finger, welche über die Tasten fortflogen, natürlich und schön, sie strengte sich nicht an, und darin lag der Reiz ihres Spieles; aber etwas fehlte diesem doch, so meisterhaft kunstvoll es war, die Tiefe des Gefühls! Fehlte sie wirklich? Wie hätte sie sich wohl zeigen können bei einem Bravourstück, welches nur darauf berechnet war, die Kunstfertigkeit der Spielenden zum vollen Ausdruck zu bringen!

Egon war in der Nähe der Thüre stehen geblieben, er hatte nur durch eine Verbeugung Frau v. Osternau, die auf dem Sopha, und Herrn v. Osternau, der auf seinem Lehnstuhl in der Fensternische saß, begrüßt, auch mit Lieschen, welche hinter der Spielerin stand und beschäftigt war, die Notenblätter umzuwenden, hatte er durch den Spiegel einen Gruß ausgetauscht. Jetzt war das Stück zu Ende, die Spielerin stand auf, sie wurde belohnt durch enthusiastisches Beifallklatschen des Lieutenants, der aus der Nische des dritten Fensters hervor zu ihr trat. Auch Herr v. Osternau erhob sich, er klatschte zwar nicht, aber er sprach seinen Beifall in Worten aus.

Digitized by Google

„Brillant!“ sagte er. „Du bist eine Künstlerin, Bertha, nicht eine Dilettantin. Umsomehr wird es Dich freuen, einen Dir ebenbürtigen Künstler kennen zu lernen in dem Informator unseres Fritz, in Herrn Pechmayer, den ich Dir hiemit vorstelle.“

Das Lächeln, welches Egon gewöhnt war auf allen Lippen zu sehen, wenn sein angenommener Name genannt wurde, vermochte auch Bertha nicht zu unterdrücken, sie schaute den ihr vorgestellten Informator mit unverkennbarer Neugier an, ihr Blick musterte in einem Moment seine Gestalt, jede seiner Bewegungen, die Verbeugung, mit welcher er sie bei der Vorstellung begrüßte, sie betrachtete ihn mit solcher Aufmerksamkeit, daß er sich fast unbehaglich dabei fühlte, dann aber sagte sie unbefangen: „Mein gütiger Onkel sagt mir für mein mangelhaftes Spiel eine sehr liebenswürdige Schmeichelei, indem er mich Ihnen ebenbürtig nennt. Ich habe schon von Ihnen gehört, daß Sie, Herr Pechmayer“ — das schelmische Lächeln schwebte wieder für einen Moment um den reizenden Mund — „ein Künstler ersten Ranges sind. Hätte ich gewußt, daß Sie hinter mir stünden, dann würde ich vielleicht Anstand genommen haben, weiter zu spielen, um mich nicht einer zu strengen Kritik auszusetzen.“

Sie sagte die Unwahrheit, denn sie hatte im Spiegel gesehen, daß Egon in das Zimmer getreten war, und er wußte dies, denn sein Blick war dem ihrigen im Spiegel begegnet. „Ich hasse nichts mehr als die Lüge!“ hatte Lieschen gesagt. Weshalb war Bertha unwahr? Welche Veranlassung konnte sie dazu haben? War ihr vielleicht

die Unwahrheit zur andern Natur geworden, wie so vielen Damen der Gesellschaft? Egon fühlte sich plötzlich wieder hinein versetzt in den gewohnten Lebenskreis, das trauliche Wohnzimmer des Herrn v. Osternau verwandelte sich in einen glänzenden Ballsaal und vor ihm stand eine der Ballmarionetten, die er so gründlich haßte und verachtete, am meisten, wenn sie bestrebt waren, sich durch eine Schmeichelei ihm recht liebenswürdig zu erweisen.

Unwillkürlich reckte er sich in die Höhe, das spöttische Lächeln, welches früher Lieschen so unangenehm gewesen war, welches sie aber in den letzten Tagen gar nicht mehr bei ihm gesehen hatte, verzog seinen Mund, als er erwiederte: „Sollten Sie wirklich eine strenge Kritik fürchten, mein gnädiges Fräulein? Die Meisterschaft in der Technik ist das Ideal unserer modernen Kunst. Sie wissen sicherlich, daß auch der strengste Kritiker Ihnen seine Anerkennung für die glänzende Ausführung nicht zu versagen vermöchte, daß er Ihnen als einer Virtuosin huldigen müßte!"

„Einer Virtuosin? Mein guter Onkel nannte mich eine Künstlerin und ich war stolz auf diese Anerkennung."

„Wer macht wohl heutzutage noch solche heiklen Unterschiede? Die Virtuosen sind die einzigen wahren Künstler! Sie allein vermögen das moderne Ideal zu erfassen, denn sie werden nicht beirrt durch den thörichten, aus der Mode gekommenen, nur noch in der langweiligen klassischen Musik sich breit machenden Genius."

Ein Feuerblick traf ihn. „Sie glauben sich diesen thörichten Genius bewahrt zu haben, sonst dürften Sie so

vernichtend nicht aburtheilen über die moderne Kunst!“ erwiederte Bertha scharf. „Nehmen Sie meinen Platz am Flügel ein. Wer solche Urtheile zu fällen wagt, muß seine Berechtigung durch eigene Leistung erweisen.“

Bertha's Wangen hatten sich leicht geröthet, als sie so sprach, ihr dunkles Auge erglänzte in heftiger Erregung, sie erschien in diesem Moment Egon bezaubernd schön. In solchem Tone und mit solchen Worten sprach keine in die Formen der Gesellschaftssitten unlöslich eingeschnürte Modedame, Bertha gehörte nicht zu der übergroßen Zahl der Salonmarionetten, sie konnte noch eifrig und heftig werden und selbst die Gesellschaftssitten durchbrechen, wie sie es in diesem Moment durch den ihm ertheilten Befehl that.

Er gehorchte, ihr Blick hatte ihn bezaubert; er nahm den Platz vor dem Flügel ein, aber er ließ die Hände im Schoß ruhen, träumerisch schaute er vor sich nieder. Es war ihm, als blicke noch immer das große dunkle Auge ihn flammend an, als wolle der Blick ihm tief in die Seele dringen, dieser Blick, der ihn beunruhigte, der die schlummernde Leidenschaft wieder erweckte, der die Erinnerung an eine frühere, halb vergessene, traurige Zeit, die er überwunden zu haben glaubte, wieder in ihm wachrief; da aber plötzlich schaute er nicht mehr in ein strahlendes schwarzes, sondern in ein blaues Auge, aus welchem ihm treue und wahre innige Theilnahme an dem schweren Seelenkampf, den er zu bestehen hatte, entgegenleuchtete. Der Zauber, der ihn umfangen hielt, wich, die Erinnerung an die düstere Vergangenheit verflog, er lebte wieder in

der schönen Gegenwart. Unwillkürlich hoben sich seine Hände und senkten sich dann auf die Tasten, er mußte dem süßen Wonnegefühl, welches ihn so mächtig ergriff, einen Ausdruck geben.

Was er spielte, er wußte es nicht, die Melodien rauschten durcheinander, sie lösten sich harmonisch auf in seinen Phantasien; er spielte träumend, die Töne waren die Worte, in denen er sein überwältigendes Gefühl aussprach, die Worte, welche er an das liebliche Kind richtete, dem er den kaum gewonnenen Seelenfrieden verdankte, jubelnde Worte der Freude, sanfte Worte des Dankes, zärtliche Worte der Liebe.

„Bravo! Bravo!" Der Lieutenant, der seinen Kunstsinn zeigen wollte, indem er unparteiisch auch dem ihm verhaßten Informator Beifall spendete, klatschte kräftig in die Hände. Sein „Bravo" weckte Egon aus dem wachen Traum, der ihn noch umfangen hielt, als schon der letzte Ton verklungen war.

Er sprang auf, sein erster Blick traf Lieschen. Sie hatte hinter ihm gestanden, jetzt reichte sie schweigend mit einer unwillkürlichen Bewegung ihm die kleine Hand. In ihrem Auge stand eine Thräne.

Nicht minder bewegt schien Bertha. „Ich danke Ihnen," sagte sie mit bebender Stimme. „Ich verspreche Ihnen, Sie sollen nie wieder ein Virtuosenstück von mir hören!"

„Herrlich! Wundervoll!" rief der Lieutenant. „Herr Pechmayer, Sie haben sich selbst übertroffen, so Feines haben Sie noch nie gespielt. Das haben Sie bewirkt, gnädiges Fräulein, auf Ehre. Vor solcher Künstlerin mußte

natürlich Herr Pechmayer sein Alles aufbieten, um nicht zu Schanden zu werden! Sie müssen noch ein solches Stück spielen, Herr Pechmayer!"

Dazu war Egon nicht zu bewegen, er erklärte dies mit bestimmtem Wort, und um jede weitere aufdringliche Bitte des Lieutenants abzuschneiden, schloß er den Flügel; er that es gerade zur rechten Zeit, denn Frau v. Osternau lud zum Thee ein.

So mächtig der Eindruck war, den Egon's Spiel auf Alle und am meisten vielleicht auf ihn selbst gemacht hatte, durch die trivialen Lobeserhebungen des Lieutenants wurde er doch abgeschwächt, und eine heitere Unterhaltung, welche sich am Theetisch entwickelte, verwischte ihn bald.

Wenn Bertha v. Massenburg liebenswürdig sein wollte, konnte sie es sein — so hatte der Herr v. Sastrow geschrieben — jedenfalls wollte sie es an jenem Abend sein und sie war es, alle Mitglieder der Osternau'schen Familie bezauberte sie, selbst Lieschen und Frau v. Osternau, die doch Beide sie mit ungünstigem Vorurtheil empfangen hatten. Sie ließ sich nicht dadurch beirren, daß Frau v. Osternau zuerst sich zwar freundlich höflich, aber doch sehr kühl gegen sie zeigte, und daß Lieschen ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit nur wenig sprach und anfangs kaum je das Wort an sie richtete, sie schien dies gar nicht zu bemerken. Sie plauderte so harmlos und unbefangen, so heiter und reizend, sie war dabei so herzlich freundlich, daß Frau v. Osternau gar nicht umhin konnte, nach und nach ihre kühle Reserve aufzugeben, und daß

auch Lieschen gezwungen wurde, dies zu thun; Herr v. Osternau bedurfte dieses moralischen Zwanges gar nicht, denn ihm hatte Bertha schon bei der ersten herzlichen Begrüßung nach ihrer Ankunft sehr gefallen, und der Lieutenant war ganz entzückt von ihr, obgleich sie gerade gegen ihn sich am wenigsten aufmerksam und freundlich zeigte, bevorzugte sie in der Unterhaltung doch sogar das in seiner Lebensstellung am tiefsten stehende Mitglied des kleinen Kreises, den Informator, vor ihm.

Gerade die Art, mit welcher sie sich in der Unterhaltung an Egon wendete, gefiel Herrn v. Osternau außerordentlich; in jedem Wort, welches sie zu ihm sprach, gab sich die Achtung kund, welche er ihr durch sein wunderbares Spiel eingeflößt hatte. Sie sagte ihm kein Wort der Schmeichelei über den musikalischen Hochgenuß, den er ihr bereitet hatte, aber doch lag eine ehrenvolle Anerkennung in der Aufmerksamkeit, welche sie auch der unbedeutendsten Bemerkung von ihm schenkte, als die Unterhaltung die moderne Musik berührte.

Mit feinem Takt verstand sie es, dem Gespräch jedesmal eine andere Wendung zu geben, wenn es durch die Indiskretion des Lieutenants auf ihren letzten Aufenthalt in Berlin geleitet wurde; es geschah dies nicht in auffallender Weise, scheinbar ganz harmlos beantwortete sie des Lieutenants Frage über den Onkel Sastrow, von dem sie mit großer Liebe, ja mit Verehrung sprach, aber ihre Antworten führte sie immer dahin, daß der unliebsame Gegenstand des Gespräches, ihr Aufenthalt in Berlin, schnell wieder verlassen wurde.

Einen so heiteren, genußreichen Abend wie diesen, hatten Herr und Frau v. Osternau seit langer Zeit nicht verlebt; viel später als gewöhnlich gab der Hausherr das Zeichen zum Aufbruch, er hätte gern noch ein Stündchen der anregenden, angenehmen Unterhaltung gewidmet, aber seine Frau mahnte ihn, daß es Zeit für ihn sei, sich zur Ruhe zu begeben, da er meistens eine zu lange ausgedehnte Abendunterhaltung mit einer schlaflosen Nacht erkaufen müsse.

„Nun, Emma," sagte er, als er mit seiner Gattin wieder allein war, „glaubst Du noch, daß Bertha ein störendes Element in unserem Kreise sein wird? Ich denke, Du bist von Deinem Vorurtheil gegen sie kurirt!"

Frau v. Osternau antwortete nicht gleich auf die Frage, vielleicht wäre sie einer Antwort gern enthoben worden, als aber ihr Gatte die Frage wiederholte, erwiederte sie: „Ich bin mit meinem Urtheil über Bertha noch nicht im Klaren. Ich leugne nicht, so lange ich sie sah, ihr heiteres, harmloses, reizendes Plaudern hörte, ihr in die dunkeln, glänzenden Augen schaute, war ich entzückt von ihr, sie hat mich bezaubert wie Dich, den Vetter Albrecht, Herrn Pechmayer und selbst Lieschen, die ja schließlich so herzlich mit ihr verkehrte, wie damals, da Bertha als Kind bei uns zum Besuch war. Jetzt aber, da ich sie nicht mehr sehe, da ich nicht mehr unter dem Zauber ihres Auges stehe, regt sich in mir der Zweifel. Kam ihr die Liebenswürdigkeit aus dem Herzen? Sie scheint so natürlich, aber ist sie es wirklich? Erlaß mir ein Urtheil über Bertha, bis wir sie länger kennen!"

Digitized by Google

Derselbe Zweifel, der Frau v. Osternau beunruhigte, quälte auch Egon, als er langsam in seinem Zimmer auf und nieder wandelnd des verlebten Abends gedachte. Frau v. Osternau hatte wohl recht gehabt, als sie behauptete, auch er sei von Bertha bezaubert worden; sie erschien ihm so wunderbar schön, daß selbst Lieschens liebliches Bild neben dem ihrigen verblaßte.

„Hättest Du sie früher gesehen, dann wärest Du nicht von Berlin geflohen, dann wäre sie Dein Weib geworden!“ sagte er sich selbst, und seine Phantasie umgaukelte ihn mit wunderbar reizenden Bildern. Er sah sich, wie er den Arm um die schlanke und dabei doch so volle üppige Gestalt schlang, sie ruhte an seiner Brust, die schwarzen glänzenden Locken fielen nieder auf seine Schulter, als sie den Kopf zurückbeugte, um zu ihm aufzublicken mit ihren feurigen dunkeln Augen, aufzuschauen mit einem Blick voll glühender Liebe. Er drückte sie fester an sein Herz, er beugte sich nieder zu ihr und raubte ihr zahllose Küsse, kaum widerstrebend gab sie sich ihm hin und endlich erwiederte sie mit gleicher Gluth seine stürmische Umarmung. Seine Pulse flogen, das Blut floß ihm siedend durch die Adern, es klopfte hämmernd, pochend in den Schläfen.

Er riß das Fenster auf, ein kühler Luftzug fächelte ihm die glühende Stirn und that ihm wohl. Als er hinausschaute nach dem nächtlich finsteren Garten, fielen ihm zwei helle Lichtstreifen auf, welche sich auf dem dunkeln Rasenplatz abzeichneten, der eine wurde durch das Licht in seinem Zimmer durch das Fenster auf den Rasen geworfen, der andere — woher mochte er stammen? — er

ſann unwillkürlich darüber nach. Jetzt fiel es ihm ein. Das Licht kam aus Lieschens Fenſter. Hatte ſie daſſelbe vielleicht auch geöffnet, ſchaute ſie ebenfalls hinaus in die dunkle Nacht? Ihr Bild ſtand plötzlich vor ſeiner Seele, ſo klar, ſo ſprechend wie ſoeben das Bertha's; ſie ſchaute ihn ernſt, ja vorwurfsvoll an. „Mir iſt nichts mehr verhaßt, als die Lüge!" Er meinte die Worte von ihren Lippen zu vernehmen.

Immer leuchtender und klarer wurde ihm Lieschens holdes, liebliches Bild, das Bertha's verſank im Dunkel der Nacht; ſein fieberndes Blut beruhigte ſich.

13.

Der Zauber, welchen Bertha v. Maſſenburg ſchon bei ihrem erſten Eintreten in die Familie Oſternau durch ihre unvergleichliche Liebenswürdigkeit auf alle Familienmitglieder ausgeübt hatte, verflog nicht, ſondern er verſtärkte ſich in den folgenden Tagen und er dehnte ſich, Lieschen ausgenommen, auf alle Schloßbewohner aus, nicht nur auf die beiden Inſpektoren Herrn v. Wangen und Herrn Storting, ſondern auch auf die geſammte Dienerſchaft. Hatte ſie doch für Alle ſtets ein freundliches und immer das rechte Wort, wußte ſie doch mit Jedem gerade in der Weiſe zu verkehren, die ihm angenehm und die zugleich die paſſendſte war.

Mit Herrn v. Oſternau ſprach ſie über ſeine Landwirthſchaft, und dabei entwickelte ſie Kenntniſſe und Anſchauungen, die er niemals bei einem jungen Mädchen vermuthet hätte. Sie hatte ihre ganze Kindheit auf dem

Lande verlebt und war erſt nach der Stadt gekommen, als die Majoratsgüter zur Sequeſtration gelangten. Mit offenen Augen hatte ſie als Kind und halb erwachſenes junges Mädchen um ſich geſchaut und ſich die Kindheitserinnerungen und das Intereſſe an der Landwirthſchaft bewahrt. Sie wurde nie müde, dem Onkel Fritz zuzuhören, wenn er ſich über ſein Lieblingsthema oft in langen Auseinanderſetzungen erging, ja ſie führte ſolche durch ihre Fragen oft herbei. Es war dem Herrn v. Oſternau ein wahrer Genuß, wenn er ihr ſeine Anſichten über die ſchwierigſten landwirthſchaftlichen Fragen entwickeln konnte und ſie ihn dabei mit ihren ſchönen ſchwarzen Augen verſtändnißvoll anſchaute, aber nicht minder angenehm war es ihm auch, wenn ſie dann wieder ſo recht harmlos und heiter mit ihm plauderte, ihm von Königsberg und Berlin oder von ihren Kindheitserinnerungen erzählte, oder wenn ſie ſich gelegentlich mit kindlicher Zärtlichkeit an ihn anſchmiegte, ihm die grauen Haare aus der Stirn ſtrich und ihn ihren lieben, lieben Onkel Fritz nannte.

Auch Frau v. Oſternau ſträubte ſich vergeblich gegen den Einfluß, den Bertha auf ſie, wie auf alle Anderen gewann. Der harmloſen, liebenswürdigen Zuthunlichkeit des reizenden Mädchens war nicht zu widerſtehen. Lauſchte doch Bertha mit feinem Taktgefühl der guten Tante ſchnell alle ihre kleinen Schwächen ab und verſtand ſie es doch wunderbar, durch dieſelben auf die Tante zu wirken. Schon am erſten Tage nach ihrer Ankunft orientirte ſie ſich im ganzen Hauſe, in Küche und Keller, in den Vorrathskammern und im Kuhſtalle; überall wußte ſie ſofort Be-

ſcheid, und Frau v. Oſternau brauchte nur eine Andeutung zu verlieren, dann wußte ſie ſich nützlich zu machen. Nicht einen Augenblick war ſie müßig, ſelbſt wenn ſie mit dem Onkel plauderte oder ihn auf einem kleinen Spaziergang begleitete, legte ſie die Hände nicht in den Schoß, denn das Strickzeug hatte ſie immer in der Taſche und benutzte es in jedem Moment der Ruhe. Wie oft hatte Frau v. Oſternau ſich mißfällig darüber geäußert, daß Lieschen doch gar zu wild und unbändig ſei und daß ſie nur mit Mühe bewegt werden konnte, für kurze Zeit den langweiligen Strickſtrumpf zur Hand zu nehmen. Bertha konnte Lieschen als Muſter dienen, ſie war gewiß eine feine Geſellſchafts-dame, hochgebildet und faſt eine Künſtlerin, dabei aber doch keine Verächterin der weiblichen Handarbeit, ganz ſo, wie Frau v. Oſternau wünſchte, daß ihre Tochter ſein möge. Wie taktvoll verſtand ſie außerdem mit den Her-ren umzugehen! Sie war weder hoffärtig, noch gefall-ſüchtig. Sie nahm mit einem natürlichen Vergnügen die ihr geſpendeten Huldigungen entgegen, forderte ſie aber nicht heraus und wußte ſie ſogar in einer allerliebſten, gar nicht beleidigenden Art zurückzuweiſen, wenn ſie über das ſchick-liche Maß auch nur um das Geringſte hinausgingen. Dies zeigte ſie beſonders in ihrem Verkehr mit dem Lieutenant, der ihr in einer Frau v. Oſternau oft recht mißfälligen Art den Hof zu machen ſuchte, von ihr aber ſtets in den gebüh-renden Schranken gehalten wurde, während ſie dagegen Herrn v. Wangen, den ſchüchternen jungen Inſpektor, durch ein freundliches, aber keineswegs auffallendes Entgegen-kommen ermuthigte.

Digitized by Google

Herr v. Wangen war der einzige Sohn eines sehr reichen Rittergutsbesitzers aus Westpreußen. Sein Vater hatte ihn nach Schloß Osternau geschickt, damit er in der Musterwirthschaft sich zum tüchtigen Landwirth ausbilde und auch wohl damit er lerne, sich etwas besser in der Welt zu bewegen. Der schüchterne junge Mann, der bei Tisch selten ein Wort zu sprechen wagte, wenn er nicht direkt gefragt wurde, der sich auch trotz der mehrfach an ihn ergangenen Einladungen sehr selten getraute, Abends am Familientheetisch zu erscheinen, weil er fürchtete, irgend einen Verstoß gegen die gesellschaftliche Sitte zu begehen, war mit dem Erscheinen Bertha's plötzlich wie umgewandelt. Er fing an, sich mit Bertha, die Mittags seine Tischnachbarin war, zu unterhalten, und da sie ihn freundlich ermuthigte, nahm er bald regen Theil am Tischgespräch, auch folgte er jetzt mit freudiger Bereitwilligkeit der Einladung des Herrn v. Osternau, zur Theestunde im Familienwohnzimmer zu erscheinen.

Frau v. Osternau wußte es Bertha Dank, daß durch sie Herr v. Wangen sich der Familie enger anschloß, es war ihr oft ein drückendes Gefühl gewesen, daß der junge schüchterne Mann, der Sohn eines alten Freundes ihres Gatten, seine freie Zeit fast nur in der Inspektorstube verlebte. Mit wahrem Vergnügen beobachtete sie die in Herrn v. Wangen für Bertha sich entwickelnde Neigung, seinen bewundernden Blick, der stets die reizende Tischnachbarin suchte, alle die kleinen, jede Frau auf's Höchste interessirenden Zeichen einer erwachenden Liebe. Bertha stieg um so höher in ihrer Gunst, als Frau v. Osternau begann, im

Geheimen für ſie ſolche Zukunftspläne zu entwerfen, die den Frauen ſtets die liebſte Beſchäftigung ſind. Herr v. Wangen war freilich noch etwas jung, vielleicht nur ein paar Jahre älter als Bertha, ſonſt aber gewiß eine ſehr gute Parthie für ſie, da ſich ihre Verbindung mit Herrn v. Ernau zerſchlagen hatte. Nur darüber wurde Frau v. Oſternau mitunter zweifelhaft, ob Bertha geneigt ſein werde, das Jawort zu geben, es wollte ihr faſt ſcheinen, als ſei in Bertha's Herz eine andere Liebe erwacht und plötzlich gewaltig emporgelodert; eine Liebe gerade für denjenigen unter den jungen Männern des Hauſes, der am wenigſten beſtrebt war, ihr den Hof zu machen, für Herrn Gottlieb Pechmayer. Sie mußte Gewißheit darüber haben, und deshalb beobachtete ſie Beide mit unabläſſiger Aufmerkſamkeit.

Daß Bertha ſich für den Informator ſehr intereſſirte, darüber konnte kein Zweifel walten; wenn ſie mit ihm ſprach, war ihr Ton ein ganz anderer, als in der Unterhaltung mit den übrigen Herren. Mit ihm ſcherzte ſie niemals in der harmloſen Weiſe, wie mit Herrn Storting oder dem Herrn v. Wangen, oder auch mit dem Lieutenant; ſie war gegen ihn weit zurückhaltender, aber jedenfalls nicht aus einer Abneigung, ſich mit ihm in eine eingehende Unterhaltung einzulaſſen, denn mit dem höchſten Intereſſe, mit geſpannter Aufmerkſamkeit lauſchte ſie jedem ſeiner Worte. Mochte ſie ſich in der angeregteſten Unterhaltung mit einem Anderen befinden, ſo wurde ſie doch unaufmerkſam, ſobald der Kandidat ſprach; immer, wenn ſie ſich unbeachtet glaubte, wendete ſich ihr Blick demſelben zu. Jede nur mögliche Gelegenheit, ihn zu

ſehen, benutzte ſie. Wenn Lieschen Klavierſtunde nahm, war ſie ſtets gegenwärtig, ſie hatte um die Erlaubniß dazu gebeten, indem ſie lächelnd ſagte, ſie könne zwar Herrn Pechmayer nicht bitten, ihr direkt Unterricht zu ertheilen, aber indirekt möge er es thun, indem er ihr erlaube, zuzuhören, wenn er Lieschen unterrichte. Auch den Nachmittagsſpaziergängen und Spazierritten, welche Lieschen mit Herrn Pechmayer und Fritzchen zu unternehmen pflegte, ſchloß ſie ſich ſtets an, beſonders gern den Spazierritten. Sie war eine kühne, unerſchrockene Reiterin, ſie wußte auch gewiß, daß ihr der keck auf die ſchwarzen Locken geſetzte Reithut vortrefflich ſtand!

Beſonders bedenklich war für Frau v. Oſternau der Umſtand, daß Bertha nie zu bewegen war, Klavier zu ſpielen oder zu ſingen, wenn der Kandidat zugegen war, während ſie in ſeiner Abweſenheit jeder Bitte, zu ſpielen, mit bereitwilliger Gefälligkeit folgte. Sie fürchtete offenbar ſeine Kritik. Wenn er ſelbſt ſpielte, lauſchte ſie mit lautloſer Andacht.

Alle dieſe Wahrnehmungen beſtärkten Frau v. Oſternau in dem Verdacht, daß Bertha eine plötzliche, heftige Zuneigung zu dem Informator gefaßt habe, aber ſie wurde in demſelben mitunter wieder irre gemacht durch gelegentliche Aeußerungen Bertha's, die ihr viel zu denken gaben, durch Aeußerungen, welche ganz denen entſprachen, die den guten Onkel Saſtrow ſo unangenehm berührt hatten, und die in dem Munde eines jungen, ſchönen, liebenswürdigen Mädchens ganz unbegreiflich erſchienen, da ſie offen eine ganz materialiſtiſche Lebensanſchauung ausſprachen.

Gewöhnlich pflegte Bertha in der Unterhaltung mehr anzuregen, mehr zu hören, als ſelbſt zu ſprechen, ſie war mit dem Aeußern eigener Anſichten ſehr zurückhaltend, nur wenn ein Geſpräch ſie ſehr intereſſirte, nahm ſie lebendig an demſelben Theil, und wenn ſie dann eifrig wurde, ſprach ſie mit rückhaltloſer Offenheit ihre Anſicht aus. Dann bekannte ſie ſich zu Grundſätzen, durch welche Frau v. Oſternau nicht minder erſchreckt wurde, als ſeiner Zeit Herr v. Saſtrow erſchreckt worden war.

Als eines Abends viel geſprochen wurde über eine Verwandte des Herrn v. Oſternau, eine junge ſchöne Dame aus altadeliger Familie, die vor Kurzem die Frau eines vermögensloſen bürgerlichen Gerichtsraths geworden war, nachdem ſie mehrere Jahre mit ihm ein ziemlich anſtößiges Liebesverhältniß gehabt hatte, und als ſich zwiſchen Herrn v. Oſternau und dem Lieutenant ein ſcharfer Wortwechſel erhob, in welchem Herr v. Oſternau ſich ſehr befriedigt über die Heirath ausſprach, welche die einzige mögliche Sühne der Vergangenheit geweſen ſei, während der Lieutenant die Mißheirath mit dem armen Bürgerlichen ſcharf verdammte, äußerte ſich in dem immer eifriger werdenden Streit auch Bertha, indem ſie ganz auf die Seite des Lieutenants trat. Verzeihen könne man es einer jungen Dame aus altem Adelsgeſchlecht allenfalls, ſo äußerte ſie, wenn ſie in einem Moment der Schwäche dem Drange ihres Herzens folge, wenn ſie einem tief unter ihr ſtehenden Manne ihre Liebe ſchenke, niemals aber ſei es zu verzeihen, wenn ſie ſich ſelbſt und ihre Familie durch die Heirath mit einem Bürgerlichen herabwürdige, und

Digitized by Google

am wenigsten, wenn dieser Bürgerliche obenein arm sei. Nur in einem Falle sei die Mißheirath mit einem Bürgerlichen zu rechtfertigen, wenn der Bürgerliche sehr reich sei, und wenn etwa durch seinen Reichthum der Glanz eines alten, herabgekommenen Adelsgeschlechts wieder aufgefrischt werden könne. Die jetzige Frau Gerichtsrath Saupe habe pflichtvergessen und thöricht zugleich gehandelt, pflichtvergessen, weil sie nicht an die Herabwürdigung ihres alten Geschlechtes, thöricht, weil sie nicht an sich selbst gedacht habe. Der höchste Zweck des Lebens sei es, das Leben zu genießen, und eine unverzeihliche Thorheit sei es, allen nur durch den Reichthum zu schaffenden höheren Genüssen des Lebens zu entsagen, um sich einem kurzen Liebestraum, aus dem sie bald erwachen und den sie dann bitter bereuen werde, hinzugeben.

Frau v. Osternau hatte mit Staunen und Schrecken zugehört, ihre günstige Meinung über Bertha wurde durch solche Aeußerungen stark erschüttert, aber der Eindruck derselben verwischte sich bald wieder, denn Bertha war gleich darauf wieder so bezaubernd liebenswürdig, daß ihr nicht zu widerstehen war. Frau v. Osternau meinte, das lebhafte junge Mädchen lasse sich wohl im Eifer des Gesprächs hinreißen, mehr zu sagen, als sie verantworten könne, dies sei zu tadeln, aber verzeihlich; sie glaubte zwar kaum, daß Bertha selbst nach den von ihr ausgesprochenen Grundsätzen handeln würde; aber deshalb schien ihr doch das offenbare Interesse Bertha's für Herrn Pechmayer immer noch recht bedenklich.

Wie dieser seinerseits über Bertha denke, ob er für

Digitized by Google

ſie ein höheres Intereſſe fühle, darüber konnte Frau v. Oſternau nicht in's Klare kommen, erſchien ihr doch der ſonderbare Menſch mit jedem Tage räthſelhafter. Hatte er bald nach ſeiner Ankunft im Schloß ein gänzlich verändertes Weſen gezeigt, hatte er ſich aus dem ungehobelten, unbeholfenen Kandidaten plötzlich in einen für jeden Geſellſchaftsſalon befähigten Cavalier umgewandelt, hatte er ſeine eigenthümliche Ruheloſigkeit ſchnell verloren, war er im Zeitraum weniger Tage ein ganz anderer Menſch geworden, ſo hatte ſich in ihm eine ebenſo plötzliche Veränderung wieder vollzogen, ſeit Bertha im Schloß lebte.

Sein Auge hatte wieder den ſeltſam flimmernden Glanz bekommen, den es zeigte, wenn er erregt war, das faſt verſchwundene ſpöttiſche Lächeln zuckte wieder öfter um ſeine Lippen, wenn er eine ſcharfe, beißende Bemerkung machte, eine innere, ſchwer zu unterdrückende Unruhe ſchien ihn zu quälen, und ſie machte ſich auch geltend, wenn er am Flügel ſaß und phantaſirte. Oft meinte Frau v. Oſternau, ſie höre aus den ſeltſamen wilden Tönen den Schmerzensſchrei eines tief verwundeten Herzens, dann wieder fühlte ſie ſich fortgeriſſen in ein wirres Tonchaos, welches ſie beängſtigte und aus welchem nur eine ſchneidende Diſſonanz einen Ausweg bot. Bewundernswerth war noch immer ſein Spiel, aber es bot der Seele keine Erquickung, es beunruhigte und verwirrte. Das fühlte auch Lieschen, die oft, wenn Herr Pechmayer vor Bertha's Ankunft geſpielt hatte, ſo tief bewegt geweſen war, daß ſie die Thränen nicht hatte unterdrücken können, jetzt aber ſehr bleich wurde und ſtarren Auges vor ſich niederſchaute,

und die, wenn der Spieler zu Ende war, ſich von ihm abwendete, um ſeinem Blicke nicht begegnen zu müſſen. Bemerkte er dies, dann zuckte er wohl zuſammen und ſtrich ſich mit der Hand über die Stirn, als wolle er die Wolken von derſelben verſcheuchen, dann begann er von Neuem zu ſpielen und nun erklangen aus den Saiten wunderbare, das Herz tief ergreifende Töne, die Frau v. Oſternau ſchnell wieder mit dem Künſtler verſöhnten.

So widerſpruchsvoll wie ſein Spiel, war auch ſein Benehmen gegen Bertha. Wenn er ſie anſchaute, leuchtete ſein Auge unheimlich auf, wendete ſich dann aber ſein Blick von ihr zu Lieschen, dann verſchwand ſchnell das flimmernde Leuchten des Auges, ein freundliches Lächeln ſpielte dann wohl um ſeinen Mund, aber es blieb nicht lange, es erloſch, ſobald Bertha's Stimme ertönte. Er wendete ſich in der Unterhaltung nur ſelten zu Bertha, ja, er vermied es ſogar, mit ihr direkt ein Geſpräch anzuknüpfen, und doch richtete er, wenn er mit Anderen ſprach, ſein Wort indirekt an ſie. Das that er auch, wie Lieschen, die nie ein Geheimniß vor der Mutter hatte, dieſer erzählte, bei den Spazierritten, er ſprach zu Lieschen oder zu Fritzchen, ſeine Worte aber galten meiſt Bertha.

Pechmayer war ſeit Bertha's Ankunft wieder völlig umgewandelt, nur in einer Beziehung war er derſelbe geblieben, ſeine Pflicht erfüllte er mit derſelben peinlichen Gewiſſenhaftigkeit wie zuvor. Gegen Fritzchen zeigte er eine unveränderte liebevolle Sorgſamkeit, welche bewirkte, daß ſein kleiner Schüler wahrhaft überraſchende Fort-

Digitized by Google

schritte machte, und die gleiche Gewissenhaftigkeit beobachtete er auch beim Unterricht Lieschens. Während der Klavierstunde hatte er keinen Blick und kein Wort für das schöne Fräulein v. Massenburg, er schien nur für seine Schülerin zu leben, und dafür dankte ihm Lieschen durch ungetheilte Aufmerksamkeit.

Diese Unterrichtsstunden waren für das plötzlich aus einem harmlosen, fröhlichen, ja übermüthigen Kinde zur ernsten Jungfrau herangereifte junge Mädchen die glücklichste Zeit des ganzen Tages. Auch mit ihr war, seit Bertha nach Schloß Osternau gekommen war, eine Veränderung vorgegangen, welche ihre Mutter mit Sorgen erfüllte. Lieschen sprang nicht mehr mit ihrem kleinen Bruder während der Freistunde scherzend und spielend im Garten umher, ihr helles fröhliches Lachen klang nicht mehr vom Rasenplatz herauf nach dem Schlosse, sie war nicht mehr der reizende Wildfang, der von dem milden Vater manchen sanften Verweis verdiente und erhielt; sie war sehr ernst, gesetzt und vernünftig geworden, nur zu ernst, meinte die Mutter, welche früher so oft ihre Wildheit gerügt hatte.

Es gefiel der Frau v. Osternau nicht, daß Lieschen so plötzlich alle Lust an den kindischen Spielen verloren hatte, daß sie freiwillig eine Handarbeit vornahm und Stunden lang bei derselben aushielt, freilich nicht immer, um fleißig zu arbeiten, denn oft ließ sie die Nähterei in den Schoß sinken und schaute träumend in's Weite. Was mochte sie wohl denken? Die Mutter hätte viel darum gegeben, wenn sie es hätte errathen können, dann wäre sie doch vielleicht

einer schweren Sorge ledig geworden, die sich ihr mehr und mehr aufdrängte, der kaum überwundenen Sorge, daß Lieschen doch wohl für ihren Musiklehrer eine wärmere Neigung fühle, als die Eltern wünschen konnten, und daß sie am Ende gar auf Bertha v. Massenburg eifersüchtig sei.

Nur hiedurch ließ sich die Veränderung erklären, welche so plötzlich mit dem jungen Mädchen vorgegangen war, nur hiedurch war es auch erklärlich, daß Lieschen allein siegreich dem Zauber widerstand, den Bertha auf alle Anderen ausübte. Sie allein zeigte gegen Bertha eine nicht zu erschütternde kühle Zurückhaltung; sie war zwar nie unfreundlich, sie erfüllte peinlich alle dem Gast des Hauses gebührenden Höflichkeitspflichten, aber zu einem weiteren Entgegenkommen war sie nicht zu bewegen, obgleich Bertha Alles aufbot, um sich ihre Liebe zu erwerben.

„Was hast Du nur gegen Bertha Massenburg?“ fragte Frau v. Osternau eines Morgens ihre Tochter, als sie mit dieser allein war, Bertha begleitete Herrn v. Osternau auf einem Spaziergange in's Feld hinaus. „Du bist so kalt und zurückhaltend gegen sie, wie sie es wahrlich von Dir nicht verdient. Sie muß sich endlich durch Deine Kälte beleidigt fühlen.“

„Ich glaube, ihr jede Aufmerksamkeit, welche sie beanspruchen kann, zu erweisen,“ erwiederte Lieschen, von ihrer Näharbeit aufblickend, ernst, „sie hat nie ein unfreundliches Wort von mir gehört.“

„Das behaupte ich nicht; aber ich meine, Du könntest gegen ein so liebenswürdiges Mädchen zuvorkommender und herzlicher sein.“

„Ich kann und will nicht heucheln.“

„Ich begreife Dich nicht, Lieschen! Gerade gegen Dich zeigt Bertha eine wirklich unvergleichliche Liebenswürdigkeit. Sie hat Dich von Herzen lieb und zeigt es Dir, indem sie sich selbst durch Deine eisige Kälte nicht zurückschrecken läßt.“

„Ich glaube nicht an die Wahrheit ihrer Liebenswürdigkeit und ihrer Herzlichkeit. Wie sie wirklich denkt und fühlt, das verräth sie mitunter, wenn sie im Eifer des Gespräches sich selbst vergißt, dann ist es mir, als erhebe sich plötzlich der Vorhang, der ihr Inneres verhüllt! — Erinnerst Du Dich nicht mehr an das, was sie neulich über Valerie Saupe sagte?“

Frau v. Osternau schaute ihre Tochter betroffen an, nur um etwas zu erwiedern sagte sie:

„Man muß nicht jedes Wort auf die Goldwage legen. In der Uebereilung und im Eifer spricht man wohl mitunter Worte, die man nicht verantworten kann; Du thust es auch oft und Jeder thut es. Was sollte man zum Beispiel von Herrn Pechmayer halten, wenn man jedes seiner Worte so streng kritisiren wollte?“

Ein leichtes Erröthen flog über Lieschens Wangen, aber in Verlegenheit gerieth sie nicht, als sie zur Mutter aufschauend erwiederte:

„Sie sind mir Beide ein Räthsel, Beide haben sie etwas Gemeinsames, ein Schleier verbirgt ihr Inneres, aber wenn sich derselbe ein wenig lüftet bei ihm, wenn er seine ganze Seele hineinlegt in sein Spiel, dann fühle ich, daß hinter dem Schleier ein armes, gequältes Herz, ein nach

dem Edlen und Hohen ringender Geist verborgen ist — bei Bertha hingegen verdeckt er einen Abgrund voll Selbstsucht, Geldgier und Genußsucht."

„Mein Gott, Kind, woher hast Du solche Gedanken, solche Worte?" rief Frau v. Osternau ebenso erstaunt wie erschreckt.

„Ich weiß es nicht, Mutter; ich habe viel über Beider Wesen nachgedacht, da ist mir klar geworden, was ich Dir sagte. Es ist gewiß so."

Frau v. Osternau führte das Gespräch nicht weiter fort. Am Abend aber, als sie mit ihrem Gatten allein war, berichtete sie ihm Wort für Wort, was sie am Morgen mit Lieschen gesprochen hatte.

„Wäre dieser unselige Mensch doch nie in unser Haus gekommen," so schloß sie ihren Bericht, „nicht Bertha, sondern er trägt die Schuld an der traurigen Veränderung, welche mit unserem Kinde vorgegangen ist. Thue mir den Gefallen, Fritz, entlasse ihn! Zahle ihm sein Gehalt für ein volles Jahr, aber sorge dafür, daß er aus dem Hause kommt."

Herr v. Osternau schüttelte mißbilligend den Kopf.

„Glaubst Du, daß Lieschen Geheimnisse vor Dir hat?" fragte er.

„Nein, gewiß nicht."

„Hat sie Dir je geklagt, daß er anders wie der Lehrer zur Schülerin zu ihr gesprochen habe, oder hast Du bemerkt, daß er beim Unterricht oder im geselligen Zusammensein über die Grenzen seiner Stellung hinausgegangen ist?"

„Das kann ich nicht sagen, aber —"

„Hat er je die Pflichten verletzt, die er übernahm, als er in unser Haus trat? Ist er nicht ein liebevoller, sorgsamer Informator für Fritzchen? Vernachlässigt er Lieschens Klavierunterricht? Hat er irgend etwas gethan, wofür er einen gerechten Vorwurf verdient?“

„Nein; aber Du sollst ihn ja auch nicht ohne Weiteres entlassen. Wenn Du ihm sein Gehalt für ein ganzes Jahr zahlst —“

„Meinst Du, daß sich für einen Mann von Ehre die Ausweisung aus unserem Hause mit einem Jahresgehalt vergüten läßt? Ich glaube, daß in Lieschens Aeußerung über ihn viel Wahres liegt, und ich würde es mir nie vergeben, wenn ich ihn durch eine Ungerechtigkeit kränkte, er ist wohl ohnehin kein glücklicher Mensch. So lange er seine Pflicht erfüllt, müssen wir die unserige erfüllen. Gute Nacht, Emma!“

14.

Der Lieutenant war von einer Reise nach Berlin, die er im Auftrage des Herrn v. Osternau gemacht hatte, zurückgekehrt. Er war von der Station Mirbach abgefahren, ohne die Postabfertigung abzuwarten, weil er dem Vetter so bald wie möglich Bericht über die Ausführung des ihm ertheilten Auftrages erstatten wollte, so sagte er wenigstens, um sich zu entschuldigen, daß er die Posttasche nicht gleich mitbringe, aber die Entschuldigung war unzureichend, denn er hatte nur wenig mitzutheilen, und sein Bericht hätte ohne irgend ein Bedenken sehr gut noch eine Stunde Zeit gehabt.

Offenbar war es dem Herrn Lieutenant nur zu langweilig gewesen, vielleicht eine Stunde auf der einsamen Station auf die Abfertigung der Post zu warten; gerade an jenem Abende wäre eine solche Wartezeit für ihn besonders peinigend gewesen, denn er zeigte eine innere Unruhe, die ihn auch nach dem Schloß verfolgte und sich sogar bei der gemüthlichen Unterhaltung im Familienkreise geltend machte. Nachdem er kaum seinen gewöhnlichen Platz am runden Theetisch eingenommen und hastig Herrn v. Osternau seinen unbedeutenden Bericht abgestattet hatte, sprang er auf und eilte an's Fenster, es sei ihm so heiß, er habe Kopfschmerzen, sagte er. Er kühlte die Stirne an den Scheiben, dann kehrte er zurück, nahm seinen Platz wieder ein, um gleich darauf abermals aufzuspringen und im Zimmer auf und nieder zu gehen, während er mit fieberhafter Hast und erzwungener Heiterkeit einige gar nicht witzige Anekdoten erzählte, die er in Berlin gehört hatte.

Seine Unruhe war so auffällig, daß ihn Herr v. Osternau besorgt anschaute.

„Ist Dir nicht wohl, Albrecht?" fragte er freundlich, „Du siehst so blaß aus, und Deine Augen haben einen fieberhaften Glanz. Willst Du Dich nicht lieber auf Dein Zimmer zurückziehen."

„Nein, nein, mir fehlt nichts," erwiederte der Lieutenant schnell. „Nur ein wenig erregt bin ich vielleicht von den Erlebnissen in Berlin; es geht mir ja immer so, wenn ich nach langer ländlicher Ruhe wieder einige Tage im Strudel des großstädtischen Treibens verlebe und bis tief in die Nacht mit meinen alten Freunden zusammenbleibe."

Er zwang ſich nach dieſen Worten, die innere Unruhe, die ihn quälte, zu unterdrücken, aber es gelang ihm doch nur ſchlecht, es wurde ihm ſchwer, dem allgemeinen Geſpräch am Theetiſche die gebührende Aufmerkſamkeit zu widmen. Bald blickte er ſtier, wie geiſtesabweſend vor ſich nieder, dann miſchte er ſich wieder plötzlich in die Unterhaltung mit Bemerkungen, die bewieſen, daß er nichts von dem ſoeben Geſprochenen gehört hatte; ſelbſt Bertha, deren kleinſter Bemerkung er ſonſt ſtets die höchſte Aufmerkſamkeit zollte, vermochte heute ſein Intereſſe nicht zu feſſeln.

Sonſt erregte es meiſt ſeinen Mißmuth, wenn Pechmayer zum Klavierſpielen aufgefordert wurde, heute dagegen begrüßte er die an denſelben von Frau v. Oſternau gerichtete Bitte mit Freude, es erſchien ihm wie eine Erlöſung, daß er für einige Zeit nicht gezwungen war, ſich an einer allgemeinen Unterhaltung zu betheiligen. Er verließ, als Egon die erſten Akkorde anſchlug, ſeinen Platz am Theetiſch und ſtellte ſich in eine Fenſterniſche, nachdem er einen ſchnellen Blick mit Bertha ausgetauſcht hatte; ganz gegen ihre ſonſtige Gewohnheit erhob ſich gleich darauf auch Bertha, ſie trat zu dem Lieutenant in die Fenſterniſche und zwiſchen Beiden entwickelte ſich ein im leiſeſten Flüſtertone geführtes eifriges Geſpräch. Sie hätten dasſelbe ganz unbeachtet führen können, denn Herr und Frau v. Oſternau waren vertieft in den Genuß, den ihnen das Spiel Egon's bereitete, wenn nicht Herr v. Wangen jede Bewegung Bertha's mit ſeinen Blicken verfolgt hätte. Ihm entging es nicht, daß plötzlich auf den Wangen des ſchönen Mädchens eine brennende Röthe aufflammte, als

der Lieutenant ihr einige leiſe Worte zugeflüſtert hatte, daß ſie jedem ferneren Wort mit geſpanntem Intereſſe lauſchte.

Herr v. Wangen hörte keinen Ton von dem Spiel Egon's, ſeine ganze Aufmerkſamkeit war den Beiden zugewendet, die in der Fenſterniſche ſo eifrig ſich unterhielten; was hätte er darum gegeben, wenn er ſie hätte belauſchen dürfen! Wohl hatte ihn ſchon manches Mal in den vier Wochen, die ſeit Bertha's Ankunft in Oſternau verfloſſen waren, die bange Sorge ergriffen, zwiſchen dem Lieutenant und ſeiner ſchönen Couſine beſtehe ein näheres Verhältniß, als Beide wiſſen laſſen wollten, er hatte manche ſchnelle, zwiſchen Beiden ausgetauſchte, ein geheimes Einverſtändniß verrathende Blicke beobachtet, aber immer war er wieder beruhigt worden durch die feine, taktvolle Weiſe, mit welcher Bertha ſtets die Huldigungen des Lieutenants zurückwies. So hatte er bis jetzt zwiſchen Furcht und Hoffnung geſchwankt, jedes ihm geſpendete freundliche Wort Bertha's hatte ſeine Hoffnung, jeder zwiſchen dem Lieutenant und Bertha ausgetauſchte Blick ſeine eiferſüchtige Furcht neu belebt, heute ſiegte dieſe über die Hoffnung: ſeine Eiferſucht erhielt neue Nahrung, er fühlte ſich namenlos unglücklich, um faſt im Moment darauf plötzlich wieder in den höchſten Wonnehimmel gehoben zu werden.

(Fortſetzung folgt.)

Eine Lüge.

Novelle

von

E. Merk.

(Nachdruck verboten.)

Ein Fremder hatte sich den Eintritt in die Säle des kunsthistorischen Museums zu D. an einem Tage verschafft, an welchem dieselben sonst dem Publikum nicht zugänglich waren. So schritt er allein durch die hohen, ernsten Räume; der Aufseher folgte in bescheidener Entfernung.

Der Fremde mochte dem Schnitt seiner Kleider und seiner ganzen Erscheinung nach für einen Engländer gehalten werden, aber seine Haltung zeigte keineswegs die für den reisenden Britten sprichwörtlich gewordene Kälte und Blasirtheit; in scheuer Ehrfurcht, fast andächtig wie in einer Kirche, blickte er auf die hohen, marmornen Götterbilder, und seine harten, wettergebräunten Züge verriethen den mächtigen Eindruck, mit welchem die hehre, antike Schönheit ihn erfüllte. Die in besonders günstigem Lichte in einer Nische stehende Statue einer Psyche, über deren schlanke Glieder nun eben einige Sonnenlichter flogen und sie mit warmem Leben zu durchhauchen schienen, fesselte schließlich seine Bewunderung dergestalt, daß er nicht bemerkte, wie der Aufseher sich entfernte und einige Minuten später der

Direktor des Muſeums, ein hochgewachſener, ſtattlicher Mann mit ergrautem Haar, aber jugendhellen Augen, den Saal betrat. Dieſer betrachtete den Fremden mit ſichtlichem Intereſſe, und die Beiden ſtanden eine Weile dicht hinter einander, ſchweigend, wie die Marmorbilder um ſie her.

„Wie kommt's, daß dieſe reizende Statue in dem Kataloge nicht erwähnt iſt?“ fragte der noch immer in den Anblick der Pſyche verſunkene Fremde in beſtem Deutſch, aber in einem Tone, welcher deutlich zeigte, daß er den Diener hinter ſich vermuthete.

„Sie werden eine ältere Ausgabe in Händen haben, mein Herr! Wenn Sie vielleicht hier nachzuſehen wünſchen —“

Der Fremde wendete ſich bei dem Klang der Stimme um und ſtarrte nun in ziemlicher Verlegenheit auf das durchgeiſtigte Männergeſicht, auf die vornehme, gebietende Geſtalt, welcher er ſich ſo unvermuthet gegenüberſah.

„O, entſchuldigen Sie,“ ſtammelte er, „ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Direktor zu ſprechen — erlauben Sie, daß ich mich Ihnen vorſtelle: Doktor Fritz Wal—“

Aber er ſprach den Namen nicht zu Ende; die Augen der beiden Männer hatten eine Weile forſchend, ſtaunend ineinander geruht, nun brach ein freudiger Ruf des Wiedererkennens zu gleicher Zeit von ihren Lippen.

„Du biſt's, Walheim! Mein lieber, alter Fritz!“

„Feldberg! Welche Ueberraſchung!“

„Endlich nach dreißig Jahren finden wir uns wieder!“

„Ich begreife nur kaum, daß ich Dich nicht auf den

ersten Blick erkannte, Du hast Dich so wenig verändert, Rudolph!"

„Nun, wir sind mittlerweile grau geworden, lieber Freund! Und als wir Abschied nahmen, da hattest Du die rothe Mütze des Abiturienten auf dem Kopfe und stiegst in den Postwagen zur ersten Ferienreise, und ich sah Dir nach, halb Wehmuth, halb eifersüchtigen Groll im Herzen, da meine erste Liebe, des Amtmanns Röschen, Dir einen Strauß mit Vergißmeinnicht geschickt hatte. Was mag wohl aus dem kleinen Röschen geworden sein?"

Die beiden Jugendfreunde lächelten bei der Erinnerung, drückten sich wieder in herzlicher Freude die Hände und hatten kein Auge für die Marmorgestalten und Kunstschätze, an welchen sie vorüberschritten.

„Ein andermal will ich hier Dein Führer sein, Fritz," sagte der Direktor, „will auch gerne an Deiner Seite die Psyche bewundern, so lange es Dir gefällt. Ihr allein verdanke ich ja, daß ich Dich wiederfand! Ich wäre heute wohl kaum in das Museum gekommen, wenn der Aufseher nicht durch seine Bemerkung, der ‚Engländer' stehe schon seit einer Viertelstunde wie angewurzelt vor Numero 78, mein Interesse für den Mann geweckt hätte, der einen Schatz entdeckt, an welchem die Meisten so achtlos vorübergehen. Doch jetzt komm', Lieber, und lerne Dich zu Hause fühlen in meinem Heim!"

Er hatte den Arm des Freundes in den seinen gezogen und ihn über einige Treppen und Gänge bis an die eigene Behausung geführt, aber Walheim zögerte an der Schwelle, denn duftende Tannenguirlanden schmückten den Vorplatz,

ein von Blumen umſchlungenes „Willkommen" prangte in freundlichen Farben über der Eichenholzthüre.

„Ich erwarte heute die Meinen zurück nach mehrwöchentlicher Trennung," erklärte der Direktor; „mich hielt die Pflicht hier feſt, während die Meinen noch die letzten ſchönen Herbſttage am Rheine genießen ſollten. Nun mag der Empfang, welchen meine Untergebenen der Herrin bereitet haben, auch Dir gelten: doppelt und dreifach willkommen, mein alter Fritz! Wie freue ich mich, Dir heute Abend meine Familie vorzuſtellen, und wie hübſch wollen wir einſtweilen die Stunden verplaudern!"

Als ſie ſich nun im behaglichen, dunkelgetäfelten Wohnzimmer gegenüber ſaßen, das erſte Glas dem freudigen Wiederfinden zugetrunken und die Cigarren angezündet hatten, legte Feldberg ſeine Hand vertraulich auf die Schulter des Freundes.

„Nun erzähle, Fritz, wie iſt's Dir ergangen in der langen Zeit?"

„Wie's mir ergangen iſt? Ach, ſiehſt Du, ich bin zwanzig Jahre lang Arzt in den Kolonien geweſen, ich habe mein Leben meinem Berufe geweiht! Was könnte ich Dir erzählen? Die alte, urewige Geſchichte von Krankheit und Tod, vom großen Leiden der Menſchheit! Mein eigenes Daſein iſt dabei ruhig und ereignißlos vorübergezogen, und Du hätteſt mir jene Blumen des kleinen Röschens wohl gönnen dürfen: es blühen ſo wenig Blumen auf dem herben Wege der Pflicht, den ein Arzt zu wandeln hat. Wie hell und ſonnig wird dagegen Deine Jugend geweſen ſein, Rudolph! Du ſchienſt mir ja ſchon

in der Schule ein bevorzugter Sterblicher, so prädestinirt zum Glück durch äußere Umstände und innere Anlagen, wie nur Wenige!"

„O Fritz," erwiederte der Direktor und sah in tiefem Ernste vor sich nieder, „hast Du denn nicht die Erfahrung gemacht, daß gerade diese anscheinenden Lieblinge des Geschickes die allerunglücklichsten Menschen geworden sind? Nicht durch eine Tücke des Zufalls, sondern durch die nothwendige Entwickelung ihrer Charaktere? Ich stand nahe an diesem Abgrund, und wahrlich, es hat Tage gegeben, während welcher ich Dich unsäglich um Deinen mühevollen Beruf beneidet hätte, vor Allem aber um Deine Freiheit! Ich sage Dir, die Ehe ist ein schweres Joch, wenn nicht Liebe sie tragen hilft!"

„Du erschreckst mich! Mir ist zu Muthe, als hätte ich zum ersten Male wieder heimathlichen Frieden, deutsches Behagen empfunden, seit ich diese Schwelle überschritten, und Du solltest ein Friedloser sein? Es ist nicht möglich, Rudi!"

Der Direktor lächelte bei dem Klange des Knabennamens und drückte herzlich die gebräunte Hand, die sich besorgt auf seine schlanke, weiße Rechte gelegt. „Warum wäre dies unmöglich? Es spielen sich auch in dem sorglosesten, elegantesten Heim tragische Vorgänge ab, denn bei all' Eurer Weisheit, lieber Doktor, den närrischen Muskel, den wir Herz nennen, habt Ihr Herren Aerzte doch noch nicht in seinen seltsamen Räthseln ergründet! Aber ich will Dich nicht besorgt machen, lieber Freund, sondern die Zeit des Alleinseins benützen und zum ersten

Male den Schleier lüften von vergessenem Leid. Das Bekenntniß meiner eigenen Thorheit soll eine Sühne sein für alte Schuld!"

Und der Direktor schenkte die Gläser voll, zog die hochlehnigen Stühle an den Kamin, in welchem ein trauliches Feuer flackerte, und begann:

„Die Erlebnisse unserer Studienjahre, lieber Fritz, mögen so ziemlich die gleichen gewesen sein, ob sie sich nun in Berlin oder Heidelberg, in Bonn oder Jena abspielten: kindischer Uebermuth, sprudelnde Lebensfülle, wärmste Begeisterung, Leichtsinn und Thorheit wohl da und dort. Ich wurde jählings aus dem süßen Jugendrausche gerissen durch den Tod meines Vaters. Ich hatte ihn sehr geliebt. Nun stand ich ganz allein in der Welt. Die Kameraden und Freunde nannten mich freilich einen ‚infamen Glückspilz', weil ich mich äußerlich in recht unabhängiger Lage befand, so ziemlich allen meinen Launen nachgeben konnte und es nach erledigten Universitätsstudien nicht nöthig hatte, mich der Reihe von Kandidaten um diese oder jene Stellung anzuschließen, sondern erst ein Stück Welt sehen wollte, ehe ich mich für einen Beruf entschied.

Jahre vergingen mir auf Reisen unter wechselnden Eindrücken, reich an Bildern, die an meinem Geiste vorüberzogen, reich an Einblicken in's Leben, die mich zum Manne reiften; doch in meinem Herzen blieb das Gefühl der Vereinsamung; ein rastloses Suchen nach Glück trieb mich von einem Ort zum anderen, es drängte mich zuletzt in die Heimath zurück. Aber hier ward die Lücke in mei-

nem Leben noch fühlbarer, als in den fremden Landen, die ich durchwandert hatte; die Mädchen, mit denen ich als Student getanzt und gelacht, waren in Hausfrauen- und Mutterpflichten ernst und still geworden, die Freunde seufzten da und dort unter der ersten Anstellung, gar Mancher hatte mit der Studentenmütze auch jeglichen Jugendschwung abgelegt, und ich fand ihn als Philister im vollsten Sinne des Wortes wieder. Ich fühlte mich recht als Fremdling in der deutschen Heimath. Verdrossen zog ich mich in meine einsame Villa am Rheine zurück, vertiefte mich in die Bücher und die kunsthistorischen Studien, zu welchen mir auf dem klassischen Boden Griechenlands und Italiens die Lust erwacht war und welchen ich meine volle Kraft zuwenden wollte. Lange Wintermonate habe ich so fast ohne allen Verkehr gelebt, mit der Außenwelt nur durch Zeitungen und Bücher verknüpft, in viel zu starrer Selbstversunkenheit für einen kaum achtundzwanzigjährigen, herzensfrischen Menschen. Ein Zufall riß mich aus den ernsten Einsiedlergedanken und lockte mich in die Geselligkeit zurück, an welcher ich so völlig den Geschmack verloren zu haben glaubte.

Ist's nicht seltsam, Fritz, an welchen kleinen Dingen oft unser Schicksal hängt?

Zwei junge Damen gingen in Begleitung der Mutter den schmalen Weg auf und ab, welcher zwischen dem Rhein und meiner Villa entlang führte und nur an ganz trockenen Tagen passirbar war. Sie hatten ein weißes Hündchen bei sich, und den kleinen Vierfüßler mußte die Neugier in mein Terrain gelockt haben, während die Damen

voll Entzücken über die Frühlingsblumen, die am Ufer wucherten, ſeiner nicht achteten. Mit einem Schreckensrufe bemerkte die Mutter erſt nach einiger Zeit die Abweſenheit des kleinen Lieblings; im ſelben Augenblicke aber kam von Bingen herauf das Dampfboot in Sicht, auf welches die Damen gewartet hatten und das in Eltville nur wenige Minuten zu halten pflegt. Rathlos, ob ſie das Schoßhündchen zurücklaſſen oder das Dampfboot verſäumen ſollten, verſuchten die jungen Mädchen das thörichte Thier, das in meinem Garten ein Spielzeug herumzerrte, durch Rufe und Befehle zur Umkehr zu bewegen, und öffneten ſchließlich in größter Aufregung ein Gitterthor, das an jenem Abende zufälligerweiſe nicht abgeſchloſſen worden war. Mein Hektor, ſonſt ein ſehr ritterlicher, vornehmer Hausbeſchützer, wurde aber durch das überraſchende Eindringen von der Rheinſeite her gänzlich aus ſeinem gewohnten Phlegma gebracht, ich hörte plötzlich lautes, wüthendes Bellen, weibliche Hilferufe, und als ich in größter Eile von der Veranda in den Garten gelangt war, kam ich gerade noch zur rechten Zeit, um die jungen Damen von dem Angriff des gereizten Thieres zu befreien, welches bereits eines der leichten Seidenkleider übel zugerichtet hatte. Die beiden Fräulein erholten ſich übrigens raſch von ihrem Schrecken und fingen ſichtlich an, die Situation intereſſant zu finden und mit neugierigen Augen das fremde Terrain, vielleicht auch deſſen Beſitzer zu betrachten. Die Mutter aber, die den Vorfall mit angeſehen hatte, war einer Ohnmacht nahe, und es blieb nichts übrig, als das Dampfboot vorüberfahren zu laſſen und mit der Rückkehr

zu warten, bis die an allen Gliedern zitternde Dame sich ein wenig erholt hatte. Ich führte sie also mit warmen Ausdrücken des Bedauerns in mein Haus; die jungen Mädchen folgten lachend und staunend durch den blühenden Garten und zögerten in fast ängstlicher Scheu an der Schwelle, als sollten sie ein verzaubertes Schloß betreten, das in jedem Winkel ein Geheimniß bergen müsse. Ich freute mich ohne alle Blasirtheit über den poetischen Nimbus, der mich in den hübschen Mädchenaugen zu umschweben schien, und mir war's, als sei ein ganzes Stück Lebenslust und Jugendfrische mit den leichtfüßigen hellen Gestalten in's Haus hereingeschlüpft. Der Mama schien die Situation weniger zu gefallen, als uns Jüngeren. Sie mahnte unter dem beständigen Seufzen: ‚O Gott, Papa erwartet uns ja!' — ‚Papa hat sicher den Wagen geschickt!' — ‚Ach, wie sollen wir nun nach Hause kommen!' — die lustigen Fräulein immer wieder daran, daß sie das Unglück gehabt hatten, das Dampfboot zu versäumen, und schalt über den kindischen Leichtsinn, welcher angesichts solcher Verlegenheit noch zu lachen vermochte. Doch als ich meinen Wagen zur Verfügung gestellt, ja die Damen selbst wohlbehalten bis an ihre Wohnung gebracht hatte, da fühlte auch die ängstliche Mutter sich beruhigt; wir schieden wohl Alle in freudiger Stimmung über die vom Zufall arrangirte Begegnung, und die Mutter, eine Frau Major Artheim, die einige Monate in Wiesbaden zu bleiben gedachte, wo ihr Gatte die Kur gebrauchte, lud mich auf's Dringendste ein, den improvisirten Besuch, den sie mir mit ihren Töchtern gemacht, recht bald zu erwiedern.

Digitized by Google

Ich mußte, wenn ich nicht unhöflich ſcheinen wollte, der Einladung Folge leiſten, und ſo klopfte ich denn, trotz meiner allgemeinen Abneigung gegen Viſiten, eines Vormittags an ihre Thüre. Der Major, ein kränklich ausſehender, ſchweigſamer Mann, empfing mich mit zuvorkommender Höflichkeit, die Mädchen begrüßten mich wie einen alten Bekannten. Paula, die Aeltere, war entſchieden eine anmuthige Erſcheinung. Man hätte ſich kaum ein niedlicheres Salonfigürchen vorzuſtellen vermocht, als dieſes ſchlanke Mädchen im lichtblauen Kleide mit den dichten, langen, kaſtanienbraunen Locken, in welchen friſche Blumen ſteckten, mit den kleinen beringten Händen und den Kinderfüßchen in den zierlich koketten Schuhen. Was auch die Kunſt der Modiſtin dabei gethan, es war ein reizvolles Enſemble, und ich beſaß genügenden Sinn für das Hübſche und Anmuthige, um mich des Anblickes zu freuen.

Gar oft bin ich nach jenem Morgenbeſuche durch die Kaſtanienallee gefahren oder geritten, die ſich von Biebrich nach Wiesbaden zieht. Ich traf die Damen meiſtens im Kurgarten, wo ſie an einem etwas verſteckten Tiſche der hübſchen Muſik lauſchten und gerne ihr helles Lachen in die rauſchenden Klänge miſchten. Paula und Tilly waren ſo übermüthige, luſtige, thörichte Mädchen. Ich freute mich, daß ich noch jung genug war, um daran Gefallen zu finden, noch jung genug, um mit Paula die Walzer durchzutanzen, ihrem Geplauder zu lauſchen, das ſo unruhig hin und her flatterte, wie ihre funkelnden braunen Augen. An eine ernſtere Unterhaltung durfte man freilich nicht denken; zuweilen ſchämte ich mich während des Nachhauſeweges all' des

tollen Unsinns, den ich geschwatzt und mit angehört hatte. Paula's Bild huschte wie ein luftiges Wölkchen aus meinem Sinn, und wer weiß, wie bald die Gesellschaft ihren Reiz völlig für mich verloren haben würde, trotz der sichtlichen Freude des jungen Mädchens an meinem Kommen, wenn nicht ungesucht und unerwartet sich schwerer Ernst in mein müheloses Leben und mein kühles Herz gedrängt hätte.

Das Haus, in welchem meine neuen Bekannten das zweite Stockwerk bewohnten, gehörte dem Vorgesetzten des Majors, Oberst v. Teschenreute, welcher allsommerlich in den warmen Quellen Wiesbadens Stärkung seiner Gesundheit suchen mußte und sich deshalb die stille, allem geselligen Treiben fern liegende Villa gebaut hatte. Mir war schon am ersten Tage der militärische Geist aufgefallen, der durch Haus und Garten wehte. Kein malerischer Vorsprung, kein Blumenfenster unterbrach die kasernenartig eintönige Außenseite; nirgends milderte Wein- oder Epheugerank das blendende Weiß der Mauern; symmetrisch und langweilig waren die Zwergobstbäume in Reihen geordnet wie eine Kompagnie Soldaten; nur in der allerbescheidensten Ecke des Gartens rankten sich einige blühende Kletterrosen um eine versteckte Laube: das einzige duftige, freundliche Plätzchen in dem weiten, sonnigen Besitzthum. Ich spürte wenig Lust, die Eigenthümer dieses nüchternen Hauses kennen zu lernen, und achtete auch nicht darauf, wenn von ihnen die Rede war, was ziemlich häufig geschah, denn die beiden Familien schienen sehr intim zu verkehren, und nur die Krankheit des Obersten hatte bis jetzt meine Be-

Digitized by Google

gegnung mit den Hausgenossen verzögert. Unwillkürlich machte ich mir ein Bild der Frau Oberst; ich dachte mir eine übergroße hagere Dame im schweren Seidenkleid, mit faltigem Gesicht und anspruchsvoller, gravitätischer Haltung. Kannst Du Dir mein Staunen denken, Fritz, als ich nun eines Nachmittags in den Salon der Familie Artheim trete und bei der Vorstellung — ‚Herr Rudolph Feldberg — Frau Oberst v. Teschenreute' — ein jugendliches, blondes Köpfchen sich vor mir verneigt und ich im Luftraum des geöffneten Fensters eine hohe, mädchenhaft schlanke Frauengestalt erblicke, von ganz unsagbarem Liebreiz. Sie trug keinen Schmuck; ein schlichtes dunkles Gewand umfloß die schönen Formen, und die Haarwellen legten sich in natürlicher Anmuth um das fein geformte Köpfchen, um das reine Oval des Gesichts. Gerade in der Einfachheit aber lag ein so eigenartiger Zauber dem Modetand gegenüber, der damals die Frauen wie Püppchen aufputzte, und Paula verblaßte ihr gegenüber wie die künstliche Blume vor der echten, duftigen Sommerrose.

Zum Glücke war mit mir ein weiterer Besuch angekommen, Niemand bemerkte, wie mich der Anblick der schönen Frau verwirrte, und es blieb mir vergönnt, einige Minuten mit ihr allein zu plaudern. Jenes erste Gespräch ist mir von unvergeßlichem Reiz geblieben: vor dem Fenster wogten die weiten Felder wie grünliche Wellen, und wir Beide blickten hinaus in den leuchtenden, flimmernden Sonnenglanz.

Wie ein Trunkener bin ich an jenem Abend durch meinen stillen Garten gewandelt. Die Sterne standen

längst am Himmel, und noch immer klangen mir die klugen Worte im Ohr, welche ich von den schönen Lippen vernommen, noch immer konnte ich den Blick jener Augen nicht vergessen, die eine Weile fragend auf den meinen geruht hatten, tiefe, geheimnißvolle Augen, die nicht mit den Wimpern zuckten, wie die Augen der Götter. Manch' schöne Frau hatte ich gesehen, manch' geistvolles Wort von hübschem Munde gehört, manche reizende Gestalt hatte mir die Phantasie erregt, aber solchen Zauber hatte ich noch nie empfunden. Meine innersten Gefühle waren in Aufruhr gerathen durch den Ausdruck der Güte auf dieser weißen Stirne, und allgewaltig kam über mich die heiße, glühende Sehnsucht nach Herzensglück.

Den Oberst lernte ich einige Tage später kennen. Er war ein stolzer, hochgewachsener Mann, in der Mitte der fünfziger Jahre, mit harten, finsteren Zügen. Mich durchfröstelte bei seinem Anblick, bei dem Klang seiner Stimme, die jedes Wort langsam und feierlich betonte, als spräche er ein Todesurtheil, dasselbe Gefühl der Phantasielosigkeit und Nüchternheit, die mich an seinem Hause so peinlich berührt hatten. Er hielt mich bei jener ersten Begegnung wohl für einen sehr bescheidenen jungen Menschen — er ahnte ja nicht, daß mir der Anblick seiner Gattin alle Fassung raubte — und behandelte mich mit herablassender Freundlichkeit. Ich fühlte die unausfüllbare Kluft zwischen uns Beiden schon am ersten Tage. Offen gestanden, ich hatte damals in den fünfziger Jahren vor dem Militarismus nicht den Respekt, welchen derselbe sich heutzutage errungen; ich war ein unpraktischer Träumer, der

mit halbem Sinn im heiteren Griechenthum steckte, das Dasein nur um der Schönheit willen liebte und den Kopf voll von glühendsten Freiheitswünschen hatte. Dieser Mann aber fühlte sich Soldat vom Scheitel bis zur Sohle und war Anhänger der alten feudalen Partei in Preußen, also ein starrer Gegner jeder Freiheits- und Einheitsregung. Dabei war er ohne Sinn für das Schöne, ohne Empfänglichkeit für Kunst und Poesie, ja selbst ohne allen Humor: ich habe ihn nie lachen sehen.

Wie hatte jene geheimnißvolle Macht, welche die Ehen knüpft, die idealste, lieblichste Frau, die meine Augen je geschaut, mit diesem düsteren Ehrenmanne zu vereinen vermocht? War Magda eine glückliche Frau?

Die Frage beschäftigte mich unablässig. Das holdselige junge Weib an der Seite des finsteren Gatten erschien mir wie die Statue einer Griechengöttin neben einer öden, grauen Kaserne. Du lächelst, Fritz! Hast's wohl an Anderen oder an Dir selber erfahren, welch' gefährliches Ding es ist, über das Glück oder Leid einer schönen Frau allzu viel nachzurätheln! Wer weiß? Wir Männer sind Egoisten! Vielleicht zerbrechen wir uns den Kopf nur über das Schicksal einer Frau, die wir lieben! Ja, ich liebte sie! Ich will Dir den Bericht ersparen von all' den schlaflosen Nächten, die ich durchlitten, von all' den Vernunftgründen, die ich mir vorgehalten, von dem langen Kampf, den ich gekämpft habe, bis ich mir selber meine hoffnungslose Leidenschaft gestand. Daß sie hoffnungslos sei, daran zweifelte ich keinen Augenblick; mehr als die Schönheit des jungen Weibes hatte mich der Zauber ihrer

reinen, fleckenlosen Seele ergriffen. Doch wie eifrig ich mich auch in die Arbeit stürzte, um zu vergessen, wie oft ich mir die Thorheit meines Begehrens vor Augen stellte, meine Leidenschaft wuchs und wuchs, als sauge sie Nahrung aus Blumenduft und Vogelgesang, aus der warmen, sonnendurchleuchteten Luft ringsum. So vergingen zwei Monate. Ich hatte viel mit den beiden engbefreundeten Familien verkehrt, hatte oft im Kurgarten an ihrem Tische gesessen, freilich neben Paula, die wohl manches zerstreute Wort mit angehört hat, während meine Augen an dem sinnenden, blonden Haupte hingen, das sich mir gegenüber auf die Stickerei herabneigte. Ich hatte manche Parthie Schach mit dem Obersten gespielt, nur um in ihrer Nähe weilen zu dürfen, ich war in mancher Gewitternacht unter Sturm und Regen nach Hause gelaufen, weil ich mich zu spät von ihrem Anblick losgerissen hatte. Trotz unseres häufigen Verkehrs hatten sich aber meine Beziehungen zu den beiden Familien nicht herzlicher und nicht wärmer gestaltet. Der Major und seine Gattin schienen mir weniger zuvorkommend als beim Beginne unserer Bekanntschaft, Tilly beschäftigte sich ausschließlich mit Oskar Werner, einem Gutsbesitzer aus der Umgegend, und Paula gefiel sich in den wechselndsten Launen, hüllte sich oft Stunden lang in das hartnäckigste Schweigen, wofür sie sich das nächste Mal durch das ausgelassenste und übermüthigste Geplauder entschädigte. Ich achtete nicht viel darauf, aber ich fühlte ein allgemeines Mißbehagen auf der Gesellschaft lasten, fühlte, daß ich nicht wiederkommen dürfte, wenn ich nicht eines Tages alle Selbst-

beherrſchung verlieren ſollte; denn auch der Oberſt hatte ſichtlich ſeine anfängliche Freundlichkeit bereut, nachdem ich dann und wann einen Widerſpruch gegen ſeine apodiktiſchen Aeußerungen gewagt, und kehrte nun den vollen Adels- und Offiziersdünkel gegen mich heraus. Magda war ſchweigſamer, ernſter, räthſelhafter denn je. War denn mein Geheimniß auf meiner Stirne zu leſen? Nach einem Geſellſchaftsabende im Hauſe des Oberſten, an welchem Magda kaum ein Wort mit mir gewechſelt und mir ſehr bleich und ernſt erſchienen war, während der Oberſt in ſeinem ermüdenden Orakelton das Geſpräch geleitet hatte, beſchloß ich, einen Kreis zu meiden, in welchem ich nicht mehr mit freundlichen Mienen empfangen wurde. Eine Weile hielt der Stolz auch vor; doch nach Verlauf einer Woche war er bis auf die Neige erſchöpft und nur die namenloſe Sehnſucht geblieben nach dem ſchmerzlich ſüßen Glück ihres Anblicks. Mir ekelte vor den Büchern, vor dem ſchalen, unerſprießlichen Wiſſen, während draußen der lebenswarme Sonnenſchein fluthete, ich warf plötzlich die Feder weg, ließ anſpannen und fuhr, ſo ſchnell die Pferde laufen wollten, nach Wiesbaden. Das Haus war leer.

„Die Herrſchaften ſeien ausgegangen!“ ſagte das Stubenmädchen, „ſo viel ſie gehört habe nach Biebrich; die jungen Damen vom zweiten Stock ſeien auch von der Parthie!“ fügte ſie mit einem liſtigen Blick der grauen Augen hinzu.

„Nach Biebrich!“ rief ich meinem Kutſcher zu. Der Himmel hatte ſich umwölkt, kein Lüftchen regte ſich; zwiſchen den hohen Bäumen des Biebricher Parkes war's

dumpf und unheimlich, als brütete ein Unheil über Schloß und Garten. Als ich an dem Schlosse ankam, erhielt ich den Bescheid, daß mehrere Damen und zwei ältere Herren schon eingetreten seien, um die herzoglichen Gemächer zu besichtigen. „Ob der Herr ihnen nachgeführt sein wolle; sie müßten wohl schon im linken Flügel angelangt sein?“ Ich dankte, befahl dem Kutscher, allein nach Hause zu fahren und irrte in dem Park umher. Ich wollte der heißersehnten Frau nicht auf dem glatten Parquet wieder begegnen, mein glühendes Gesicht nicht von den hohen Trumeaux an den Wänden zurückstrahlen lassen! In den schönen Anlagen war es einsam; nur da und dort wandelte im tiefen Blätterschatten ein engverschlungenes Paar; vom Rheine her klang die eintönige Melodie einer Drehorgel. Nun erhob sich ein Windstoß wie ein heißer Hauch, der aus dem Boden zu strömen schien, und jagte den Staub des Kieswegs in Wirbeln auf. Um mich zu schützen, bog ich in einen der Seitenwege ein, blieb aber wie festgewurzelt stehen, denn nur wenige Schritte entfernt saß eine dunkle weibliche Gestalt. Bethörten mich meine Sinne oder war sie's wirklich — die Einzige, das Weib, welcher allein mein Sinnen und Denken gehörte! Das Herz klopfte mir, als müsse es mir die Brust zersprengen. Allein mit ihr in dem grünen Dämmerlichte des Parkes, allein in der stillen Einsamkeit, der Gedanke erfüllte mich mit heißem Schauder.

Die Hände im Schoße gefaltet, die Augen wie in tiefem Schmerze halb geschlossen, die Lippen aufeinander gepreßt, als sollten sie ein Schluchzen ersticken, so lehnte

ſie unter dem Akazienbaume, und mir war's, als fielen die großen Thränen, die über ihre Wangen rollten, gleich glühenden Tropfen auf mein ſtürmiſch bewegtes Herz. — Alles, Alles hatte ich vergeſſen, was zwiſchen uns ſtand, und indem ich mit bebenden Händen die Zweige des Baumes theilte, die mich ihr verdeckten, trat ich an ſie heran und rief: „Liebe, verehrte gnädige Frau, was fehlt Ihnen? Warum weinen Sie?“ Sie ſtarrte mich an wie eine Traumerſcheinung; als ſie die Faſſung wieder gewonnen, klang ihre Stimme aber ruhig und ſanft wie immer:

„Sie haben mich erſchreckt, Herr Feldberg, und doch kann ich Ihnen nicht zürnen, denn ich war eben in ſehr ernſtes Grübeln gerathen, ſolch' grauer Himmel drückt auf meine Nerven — das iſt Alles! Aber Sie werden die jungen Damen geſucht haben, Sie wußten wohl nicht, daß ſie die Prunkzimmer beſichtigen.“

„Ich wußte es!“

Ich hatte die Augen nicht von ihr abgewendet, ſie mußte den heißen Blick fühlen, mit dem ich ihre Geſtalt verſchlang, denn ſie hielt den Kopf geſenkt, die Farbe wechſelte auf ihrem Geſichte, und ſie bemühte ſich ſichtlich, den gewohnten unbefangenen Ton zu treffen.

„Sie wußten es und folgten ihnen nicht! Wie abſcheulich von Ihnen! Fräulein Paula wird ſehr böſe auf Sie ſein, und mit Recht!“

„Was kümmert mich Fräulein Paula!“

Eine jähe Röthe flog bei meinen haſtig hervorgeſtoßenen Worten über ihr Antlitz.

Digitized by Google

„Fräulein Paula kümmerte Sie nicht?“ erwiederte sie mit merklich erregter Stimme. „O bitte, sagen Sie das nicht, Herr Feldberg! Fräulein Paula ist ein so hübsches, fröhliches Kind! Sie sind so oft herübergekommen, Sie haben so viel mit ihr geplaudert! Wenn sie nun mehr als flüchtige Aufmerksamkeit darin gesehen hätte! Sie ist so jung; Enttäuschungen thun so weh mit siebenzehn Jahren!“

Ueber uns lag der schwere graue Himmel, der heiße Windhauch wehte um uns und leise schwankten die Blätter; kreischend flogen die Schwalben über den Boden. Sie hob zum ersten Male die Augen mit einem vorwurfsvollen Blicke, der heiße Strahl, der ihr entgegenflammte, machte sie erbeben.

„Magda,“ flüsterte ich, „wie könnte ich nur einen Gedanken für das junge Mädchen übrig behalten, während mein ganzes Wesen erfüllt ist von einer allgewaltigen Leidenschaft, während alle Thränen, die ich weinen könnte, nicht den Jammer löschen würden über die eigene, hoffnungslose Liebe! Kam ich denn um Paula's willen? Sah ich sie? Plauderte ich mit ihr? Ich weiß es nicht mehr! Ich hatte ja nur Augen, habe nur Erinnerung für die eine, einzige Frau, die ich liebe aus tiefstem Herzen, für die Frau, die doch die Gattin eines Anderen ist!“

Ich hatte ihre Hand ergriffen und einen langen Kuß auf die weichen, zitternden Finger gedrückt, mir war's, als müsse ich vor ihr niederstürzen und die Arme um sie schlingen, um sie nie, nie wieder von mir zu lassen! Einen Augenblick hatte sie das Haupt wie zu stolzer Abwehr erhoben, der Mund hatte sich geöffnet, als wolle er mich mit

Digitized by Google

einem zornigen Worte vernichten, aber kein Laut war über die blaſſen Lippen gekommen, die Wangen waren nur bleicher und bleicher geworden, und aus dieſem todestraurigen Geſicht hatten ſich einige Sekunden lang die Augen in die meinen geſenkt. Ich glaubte das Klopfen unſerer Herzen zu hören in dieſer ſchwülen Pauſe, eine unendlich ſüße Ahnung durchſtrömte mich, ich hätte ſo vor ihr ſtehen mögen Auge in Auge, bis in alle Ewigkeit.

Wie um einen Bann zu verſcheuchen ſtrich ſie ſich dann mit der Hand über die Stirne und murmelte ganz leiſe vor ſich hin:

„Es war ſehr unrecht von mir, dieſe Worte mitanzuhören, ſehr unrecht, ich werde mir dieſe Stunde nie verzeihen, niemals!“

Nicht Zorn klang durch ihre Stimme, nur unſägliche Trauer. Der Regen fiel nun in feinen Tropfen hernieder, ein feuchter Schimmer lag über ihrem blonden Haare. Faſt mechaniſch ſtand ſie auf; ich folgte ihr. Der Säulengang am Schloſſe war ganz einſam, unſere Schritte hallten über die Steinflieſen wie in einer Kirche. Magda lehnte an einem Pfeiler und ſah hinaus in die graue, trübe Landſchaft, die ſich in immer dichtere Schleier hüllte. Sie war ſehr bleich, als ſie ſich zu mir wendete.

„Ich habe eine Bitte an Sie,“ ſagte ſie.

Wie ſelig machte mich das in ernſtem, ſanftem Tone geſprochene Wort.

„Fordern Sie, was Sie wollen, Magda, Alles, Alles iſt Ihnen gewährt, nur befehlen Sie mir nicht das Unmögliche: Sie zu vergeſſen!“

Digitized by Google

„Ich will Vertrauen zu Ihnen haben, Herr Feldberg," ſagte ſie nach einem langen, tiefen Athemholen, „das höchſte Vertrauen, das eine Frau zu verſchenken hat. Nach den Sitten der Welt mag dies thöricht ſein, vielleicht unrecht. Ich weiß es nicht; ich bin trotz meiner fünfundzwanzig Jahre recht unerfahren; ich habe ſo viel in den Bergen gelebt, und da lernt man wohl Geradheit und Ehrlichkeit, aber nicht Weltbrauch und nicht Klugheit. Wir haben viele ernſte Geſpräche miteinander geführt," fuhr ſie nach einer kurzen Pauſe fort, „und Sie wiſſen von meiner Denkrichtung, von meinen Lebensanſchauungen wohl mehr als andere Menſchen. Von meinem äußeren Leben habe ich Ihnen wenig erzählt; und doch ſollen Sie mich ganz verſtehen lernen, bevor ich Ihnen meine Bitte vortrage. Ich bin in ziemlichem Wohlſtand aufgewachſen; aber ich hatte viele Geſchwiſter und unſer Familienleben war kein friedliches; die Knaben hatten vom Vater ein unruhiges Blut geerbt, das die ſanfte, allzu nachgiebige Mutter nicht zu bändigen wußte; es fehlte von jeher an Disziplin, an Ordnung und einer reſpektirten Autorität. Es war, als hätten böſe Kobolde eine Menge Brennſtoff in unſer Haus geſchleudert, der bei jeder harmloſen Gelegenheit in Brand gerathen konnte. Meine Schweſtern waren leichtlebige Naturen, ſie ſtritten und verſöhnten ſich, zankten und liebten die Brüder in ſteter Abwechslung; ſtürmiſche Scenen gehörten zu ihrem Lebenselement. Ich verſtand ſie nicht. So wilde, kühne Träume ich auch auf meinen Lieblingsplätzchen erdachte, ſo gerne ich dem Rollen und Brauſen des Bergbaches lauſchte, ſo ſehr ich den Sturm

liebte draußen auf dem See, im Hause konnten mich Unruhe und Streit ganz unsäglich verstimmen; ein böses Wort, das mir gesagt worden, das ich gar selbst gesprochen, klang mir Tage, Nächte lang im Herzen nach, ich fühlte mich hin- und hergezogen von den unstäten Geistern um mich her und hätte mich so gerne auf eines der Geschwister verlassen, an eines halten mögen. Aus den Kinderthorheiten wurden die ernsten Konflikte der Erwachsenen. Ich hatte mich mit der schwärmerischen Zuneigung einer Sechzehnjährigen an meinen Bruder Fritz angeschlossen, und gerade er war am meisten von unserem Familiendämon besessen. Ein seelenguter, liebenswürdiger Mensch, aber heißblütig, tollköpfig, wie nur je ein junger Lieutenant gewesen; er hatte stets die besten Vorsätze, aber ach, es mangelte immer am Vollbringen. Nun, es kam die alte, so oft wiederholte Geschichte: er gerieth in schlechte Gesellschaft, er spielte, er machte Schulden, der Vater bezahlte sie einmal, mehrere Male, bis er eines Tages in heftigem Zorn erklärte, daß er von dem Thunichtgut nichts mehr wissen wolle und ich über dem geliebten Bruder das grausame Schicksal schweben sah: schimpfliche Entlassung vom Militär. Trotz meiner Jugend wußte ich, daß ihm dann nichts übrig blieb als nach Amerika zu gehen. Ich habe entsetzliche Stunden verlebt in jener Zeit.

Da kam Oberstlieutenant v. Teschenreute in unser Haus. Er war der Vorgesetzte meines Bruders und hielt große Stücke auf ihn. Bei der maßlosen Heftigkeit des Vaters, bei der allgemeinen Empörung der Familie erschien mir der Mensch, der für den armen Fritz noch ein entschuldigend-

Wort zu ſagen wagte, wie ein Held, wie ein Engel! Ich war ja längſt verſtummt. Die Sicherheit des Auftretens, die vornehme Ruhe des ſtolzen Mannes errangen einen durchſchlagenden Erfolg in unſerer leidenſchaftlichen, disziplinloſen Familie und retteten meinen Bruder, ein Wort des Herrn Oberſtlieutenants hatte beim Vater erreicht, was all' unſere Thränen nicht vermocht. Fritz wurde verſetzt; er iſt heute ein braver Offizier und glücklicher Ehemann.

Der Oberſtlieutenant kam nun öfters zu uns. Er zeichnete mich aus; das ſchmeichelte mir, ich fürchtete ihn wohl ein wenig, aber der Mann aus einem Guß, der ſtets ſo genau wußte, was er wollte, deſſen Anſichten ſo felſenfeſt ſtanden und deshalb ſo überzeugend auf Andere wirkten, erregte meine kindliche Bewunderung. Er erſchien mir groß und gewaltig wie einer der Helden des Alterthums. Was ich für ihn empfand, war freilich ſo ganz, ganz anders als die Liebe, von welcher ich in den Büchern las, anders auch als die heißbewegten Empfindungen meiner Schweſtern für ihre bevorzugten Tänzer; aber eben dieſen jungen Männern, die ja auch ich zuweilen ſah, konnte ich nicht das geringſte Intereſſe abgewinnen. Ich glaubte, daß ich wohl keines wärmeren Gefühles fähig wäre, als der ruhigen, vertrauensvollen Achtung für einen ernſten Charakter. Und ich fühlte mich ſtolz und wie zu einer hohen Miſſion erkoren, als der düſtere Mann zu mir ſagte: „Er ſei alt geworden, ohne ein Mädchen gefunden zu haben, dem er genügendes Vertrauen ſchenken könnte, um einen Lebensbund mit ihr zu ſchließen, und nun habe er ſie gefunden!" Es ſchien mir Kinderſpiel, ihm alle Falten von der Stirne zu ſtreichen,

ihm meinen jugendhellen Sinn in die Seele zu zaubern. Mein Gatte hat es nie geahnt, welch' träumeriſches, nach Liebe und Glück verlangendes thörichtes Ding er zum Altare führte; er hielt mich für ruhig und kühl, um meiner äußeren Ruhe willen. Er hat es nie erfahren, wie ſchmerzlich mir das Erwachen aus dem Kindertraume ward! Es kam nicht plötzlich, nicht in jähem Sturm, allmählig ſenkte es ſich über meine Seele wie ein dichter Schleier, und ein tiefinneres, heißes Weh blieb mir als ſtete Empfindung im Herzen. Ich kämpfte nicht dagegen, denn mein ſchmerzliches Wünſchen nahm nie eine beſtimmte Geſtalt an, es machte mich niemals wankend in meiner Pflicht!"

Die Farbe kam und ging auf ihren Wangen, als ſie mit bebender Stimme fortfuhr:

„Da traten Sie in mein Leben, Rudolph, und plötzlich wandelte ſich das ſchlummernde Weh in wilden, leidenſchaftlichen Schmerz. Nun erſt erkannte ich mein Herz und ich erſchrak vor den eigenen Empfindungen; aber ich klammerte mich an den einen Gedanken, daß Sie ja Paula liebten, daß Ihr Glück mir die Ruhe zurückgeben würde! Doch nun, da dies nicht ſein ſoll, da ich Ihr leidenſchaftliches Bekenntniß vernommen habe, nun, Rudolph, muß es ganz, für immer zu Ende ſein zwiſchen uns, das freundſchaftliche Band, das bis heute ſeine Berechtigung hatte, iſt zerriſſen, und meine erſte und letzte Bitte heißt: Fliehen Sie mich und meine Nähe, verlaſſen Sie die Heimath, gehen Sie fort, weit fort, daß Meere zwiſchen uns liegen, daß Sie fürderhin — ein Todter für mich ſeien!"

Ach Fritz, die Worte kann ich Dir zwar wiederholen,

wie ich ſie im Gedächtniſſe behalten habe, aber Du müßteſt den Klang der Stimme vernommen, das klare, reine Antlitz vor Dir geſehen haben, um mir die Stimmung jenes Augenblickes nachfühlen zu können, um zu begreifen, daß jenes Bekenntniß der Liebe, das ſonſt ein Männerherz ſo ſtolz und kühn zu machen pflegt, mich mit Demuth und ſcheuer Andacht erfüllte, als müſſe ich die Kniee vor ihr beugen und überwältigt von Glück und Liebe hinſinken zu ihren Füßen!

Ach, welches Chaos von Gefühlen durchwogte meine Seele, während draußen der Sturm durch die Bäume jagte und die Blüthenblätter uns vor die Füße wirbelte: Jammer und Seligkeit! Jubelndes Entzücken und alles Weh der Entſagung! Ich ſollte ſie verlaſſen! Großer Gott, ich hatte es ja gelobt, zu gehorchen, aber war es denn möglich?

Da ſah ſie mich flehend an, mit einem Strahl warmer Liebe in den Augen.

„Ich bitte, Rudolph! Muß ich ſo lange auf die Gewährung harren?“

Ich wäre geſtorben für ſie in dem Bann dieſes Blickes, dieſer holden, ſüßen Stimme. So beugte ich denn die Lippen auf ihre Hand und flüſterte:

„Ich habe keinen Willen mehr, Magda, ich gab Ihnen mein Wort, Ihren Wunſch zu erfüllen! Sei's denn — und wenn mein Herz darüber zu Grunde gehen müßte — ich gehe!“

Sie entzog mir die Hand, auf welche mein heißer Mund, dem die Worte fehlten, einen langen Kuß gedrückt,

aber mit ſtummen Dank ſchimmerten die Thränen in ihren geliebten Augen.

Da hallten Schritte über die Steinfliesen, Stimmen wurden laut.

Ich konnte nur noch die Frage flüſtern: „Ich darf noch einmal kommen, um Abſchied zu nehmen — den letzten Abſchied?“ eine Bitte, die ein leiſes trauriges Nicken ihres Köpfchens bejahte. Dann näherten ſich uns ſchon die Bekannten, die aus dem Seitenflügel des Schloſſes herabkamen, und wir Beide, die wie auf weltenferner Inſel ſich eben Seele in Seele geſchaut, mußten die Unruhe unſerer Herzen verbergen, die Lippen zu kühlen, banalen Worten zwingen, unſer Zuſammentreffen in gleichgiltigem Tone erklären.

Der Oberſt maß mich mit feindſeligen Blicken, Paula wendete ſich ſchmollend und gekränkt von mir ab; nur der Major hängte ſich vertraulich in meinen Arm, als die Geſellſchaft nun in einiger Mißſtimmung den Heimweg antrat, eine Liebenswürdigkeit, die ich wohl mehr meinem Regenſchirm als ſeiner perſönlichen Sympathie zu danken hatte.

O, nie habe ich den geſellſchaftlichen Zwang wie an dieſem Abende verwünſcht! Mein Herz ſchrie nach Einſamkeit, und dabei ſollte ich Plaudern und Lachen hören, wie ſonſt. Es ging faſt über meine Kräfte. Und doch war ein Entrinnen unmöglich. Der Major ließ meinen Arm nicht los, bis wir in Wiesbaden waren, und ich konnte, wenn ich nicht geradezu grob ſein wollte, ſeine mit ungewohnter Lebhaftigkeit geführte Unterhaltung nicht unterbrechen.

Plötzlich blieb der Oberſt vor einem hellerleuchteten Reſtaurant, das bereits innerhalb der Stadt lag, ſtehen und ſagte:

„Ich lade die Herren ein, hier mit mir zu Nacht zu ſpeiſen, die Damen ſind müde und werden ſich bald zurückziehen wollen. Kommen Sie, Herr Major und Herr Werner! — O, Herr Feldberg, Sie dürfen die Damen unbeſorgt allein gehen laſſen, ſie ſind ja in wenigen Minuten zu Hauſe!“

O, hätte ich doch den Muth zu einer Entſchuldigung gefunden, hätte ich auf ſeine Einladung doch ein energiſches „Nein“ erwiedert! Aber mir hat in kleinen Dingen allezeit die nöthige Energie gefehlt; dabei fürchtete ich ſein Mißtrauen zu erregen, wenn ich mich ſo hartnäckig weigerte, ihm zu folgen — mir war's, als ſagte es ihm eine Ahnung, wie gerne ich noch ein unbelauſchtes Wort mit ſeiner Gattin gewechſelt. So verabſchiedete ich mich denn von Magda mit ſtummer Verbeugung und folgte den Herren in das enge, tabakdurchzogene Gemach.

Ein paar ältere Herren, die am Tiſche ſaßen, grüßten den Oberſt in ſcheuer Ehrerbietung, und ich mit meinem übervollen Herzen mußte unter ihnen ſitzen und politiſche Geſpräche mit anhören! Du weißt's ja wohl, Fritz, welch' trübſelige Zeit wir damals am Anfang der fünfziger Jahre in Deutſchland durchlebten, wie ſehr Goethe's Wort berechtigt war: „Pfui! Ein politiſch Lied — ein leidig Lied!“

Ich konnte meine Gedanken auch unmöglich zur Aufmerkſamkeit zwingen; die Worte: Krim, Rußland, Heeres-

macht, Napoleon, Preußen, ſchwirrten wohl um mich her, aber ich ſah im blauen Rauch meiner Cigarre, dem ich traumverloren nachblickte, das Bild der geliebten Frau, die nun wohl auch meiner gedenkend am Fenſter ſtand oder das bleiche Geſicht in die Kiſſen drückte und mit einem Seufzer den Mann betrauerte, den ſie heute in die Verbannung geſchickt. Ich dachte, wie das Leben dieſer Frau ſich an meiner Seite hätte geſtalten können, welche ſchönheitathmende Welt ich vor ihr aufgebaut hätte, wie ich jede Regung ihrer Seele mit Andacht belauſcht haben würde, während ſie nun als Gattin dieſes Mannes immerfort die Hand auf das arme, heiße Herz drücken und ihm zuflüſtern mußte: „Dulde, ſchlafe, ſchweige!“

Wie ich ſo in dem Jammer über uns Beide meine Umgebung faſt gänzlich vergeſſen hatte, merkte ich plötzlich, daß die finſteren Augen des Herrn Oberſt feſt auf mich gerichtet waren, er mochte mich wohl lange ſo betrachtet haben — der Blick verwirrte mich. Ich gab mir Mühe, zu erwachen, dem Geſpräche zu folgen, welches, wie ich bemerkte, zwiſchen Herrn Werner und dem Major recht lebhaft geworden war.

„Und doch befindet ſich Frankreich unter dem Regiment dieſes Schwindlers, wie Sie ihn nennen, dieſes Napoleon III., beſſer als je vorher,“ hörte ich den Major ſagen und bemerkte, wie er fragend auf ſeinen Vorgeſetzten blickte und von ihm eine Zuſtimmung erwartete. Der Herr Oberſt nickte auch ganz beifällig, hielt aber die Augen noch immer ſcharf auf mich gerichtet.

„Um ſo ſchlimmer für Frankreich, wenn es ſich wohl

befindet," sagte ich, durch diese forschenden Blicke zum Widerspruche gereizt, „um so schlimmer für ein Volk, das sich einst seiner Macht bewußt geworden, wie das französische, und sich nun die Herrschaft eines Gauklers aufzwingen, durch eine Komödie, wie das suffrage universel gewesen, seine stolze Freiheit in Banden schlagen läßt! Wehe dem Volke, so lange es in der künstlich erzeugten Betäubung schlummert, wehe seinem Herrscher, wenn es erwacht!"

Ich sah bei meinen Worten die ängstliche Miene, mit welcher der Major den Obersten betrachtete, und ein boshaftes Vergnügen erfüllte mich, die Gemüther dieser harmlosen Menschen, die sonst so andächtig dem Orakeltone des stolzen Offiziers lauschten, in Aufregung versetzt zu haben. Er hatte die Stirne in tiefe Falten gezogen, aber ein ironisches Lächeln spielte um seine Lippen, als er mir nun im gewohnten gravitätischen Tone erwiederte:

„Entschuldigen Sie, Herr Feldberg, Sie waren wahrscheinlich im Jahre Achtundvierzig noch so jung, daß Sie der Bewegung nur mit der Schwärmerei des Jünglings, nicht mit der Erwägung des gereiften Mannes folgten, sonst würden Sie, wie wir Alle, die Erfahrung gemacht haben, daß das Wort ‚Volk' damals so oft benutzt worden ist, daß es wirklich abgenutzt sein dürfte. Es klang ja so schön: ‚Das brave Volk, das edle, das begeisterte Volk!' Ich habe schon damals zu wiederholten Malen bemerkt, daß ich nur nicht verstehen könnte, was die Leute damit meinten. Hätte denn die vielköpfige Masse, die Sie Volk

nennen, jemals eine politiſche Ueberzeugung beſeſſen! Hat ſie ſich nicht zu allen Zeiten — auch bei jener ‚glorreichen‘ Erhebung, von der Sie ſprachen — die Anſichten von einem überlegenen Führer oktroyiren laſſen! Glauben Sie denn, daß im Volke ein anderer Begriff von Freiheit und ſtaatlichem Wohlbefinden ſteckt, als geringe Steuern und billige Nahrungsmittel? Ich bitte Sie! Sehen Sie ſich doch nur den Einzelnen und ſein ‚Ehrgefühl‘ an; der erſte Beſte, den ich auf der Straße beſchimpfe, wird, wenn ich ihm ſofort ein paar harte Thaler in die Hand drücke, ganz freundlich antworten: ‚Gnädiger Herr ſind heute in ſehr fröhlicher Laune!‘ — Und was von dem Einzelnen gilt, das gilt doppelt und dreifach von der Allgemeinheit, und das hat Napoleon III. verſtanden. Wenn ich auch ſonſt dem Uſurpator nicht das Wort reden möchte — denn ich halte eine erbliche Regierung für die einzig ſegensreiche Form der Herrſchaft —, ſo leugne ich doch nicht, daß ich Reſpekt vor dem Manne habe und nur wünſchte, wir hätten in Preußen allezeit wie er mit dieſem vielgeprieſenen Volke verfahren.“

Ich war tief empört. Meine Stimme klang wohl nicht mehr ruhig, als ich erwiederte:

„Ich bedaure Sie, Herr Oberſt, wenn Sie nur Bedientenſeelen im Leben kennen gelernt haben! Aber es wäre doch eben ſo falſch von Ihnen, daraus auf die Geſammtheit zu ſchließen, als die Ehrlichkeit unter den Menſchen abzuleugnen, weil unſere Strafanſtalten voll von Spitzbuben ſtecken! Ich habe andere Erfahrungen gemacht, und ich kenne das Volk wahrlich nicht blos aus Büchern; ich bin

unter ihm aufgewachsen, ich habe seine idealen Züge, seinen sittlichen Ernst verstehen und würdigen gelernt. Mein Großvater ist ein schlichter, fleißiger Handwerker gewesen, und mein Vater, der freilich durch Glück und Fleiß einer der unabhängigsten und freiesten Männer am Rheine geworden, ist doch bis an sein Ende nur ein Arbeiter geblieben, der pflichtgetreueste von den achthundert, die unter ihm standen, und wahrlich, wenn ich auch ein geistiges Studium vorzog, wenn ich auch solch' zähe Ausdauer und Arbeitskraft nicht ererbte, so habe ich doch meine geschonten Hände nie für besser erachtet, als die hartgearbeiteten meines Vaters und Großvaters — so werde ich mich doch stets mit Stolz zu dem von Ihnen verachteten Volke zählen und mich zu ihm bekennen, freudig und opferbereit in der Stunde, die ja einstmals kommen muß, da es sich auf sich selbst besinnt —"

„Und wieder Barrikaden baut! Wir haben es ja kennen gelernt, Ihr ideales, Ihr sittlich ernstes Volk!" unterbrach mich der Oberst, und seine Augen schossen unter den dichten Brauen hervor zornige Blitze auf mich. Mit verlegenen Mienen lauschten die Umsitzenden; dem Major war längst die Cigarre ausgegangen, nur der junge Gutsbesitzer warf mir einen ermuthigenden Blick des Einverständnisses zu.

„Nicht auf den Barrikaden möchte ich die Erhebung meines Volkes erleben; ich wünsche ihm keine gewaltsame Empörung. Die Umwälzung, die ich ersehne, soll nicht ein flüchtiger Rausch, es sollte eine endgiltige Klärung sein, die eine Revolution ja nie bringen kann. Daß diese

Klärung, die ich mit einem anderen Wort auch freies deutsches Nationalbewußtsein nennen könnte, eines Tages kommen wird — ob allmählig oder mit einer plötzlichen Erleuchtung, wie die Geschichte der Völker sie ja zuweilen uns berichtet — daran zweifle ich keinen Augenblick!"

„Sie werden gut thun, in Ruhe darauf zu warten, mein lieber junger Volksfreund und Volksbeglücker!" entgegnete der Oberst sehr heftig. „Eine gewaltsame Erhebung dürfte auch dem Volke etwas theurer zu stehen kommen, als das letzte Mal! Ich bitte Sie, die Warnung nicht zu vergessen, wenn wir uns denn doch einmal in feindlichen Lagern gegenüberstehen sollten, da ja, wie ich zu meinem Bedauern bemerke, unsere Ansichten so schroff auseinander gehen! Auch ich wünsche eine Klärung, Herr Feldberg, aber in einem ganz anderen Sinne als Sie! Ich hoffe auf eine Regierung, die den absoluten Prinzipien wahrhaft treu bleibt, die den Muth hat, mit souveräner Gewalt alle die Hirngespinnste, Illusionen und Freiheitsideen, mit welchen das Volk von seiner ersten Pflicht, dem blinden Gehorsam, abgeleitet wird, zu unterdrücken; welche Jeden als staatsgefährlichen Rebellen betrachtet, der wie Sie, Herr Feldberg, allzu kühne Behauptungen aufzustellen wagt, welche die jungen Männer lehrt, daß sie sich der Weisheit der Gereifteren zu fügen haben, welche mit einem Wort militärische Grundsätze der Disziplin, der unerbittlichen Unterordnung unter die Autorität auch den Bürgern verständlich macht. ‚Niedergeschossen, wer gegen das Kommando murrt!' — das wäre die einzige Art, dem Staat, der durch Konzessionen nur von seinem

Anſehen verlieren wird, ſein Recht, ſeine Machtſtellung wieder zu erobern gegenüber der Kanaille.“

Das Blut hatte mir gegen die Schläfen gehämmert, während er ſprach, in Sturmeseile waren die Gedanken durch meinen Kopf gejagt, denn ich fühlte, daß ihn ſein ruhiges Blut verlaſſen hatte, daß ein geheimer Groll gegen mich aus ſeiner tiefen Stimme klang und aus ſeinen feindſeligen Augen funkelte. Zugleich durchzuckte mich mit wilder Luſt die Erkenntniß, daß es nur eines Wortes bedurfte, um den politiſchen Streit in einen perſönlichen zu verwandeln, daß der Moment kommen könne, wo der Mann, der mich von meinem Glücke trennte, den ich haßte um ſeines Rechtes willen, mir gegenüberſtehen würde vor der Mündung meiner Piſtole. Ich habe in jenen Sekunden erfahren, welche dunklen Triebe in der menſchlichen Natur verborgen liegen, ich habe einen Augenblick lang das Gelüſte verſpürt, ihn zu vernichten; aber mein Gewiſſen war nicht ſtumpf, ich konnte nicht umhin, die Stimme zu vernehmen, die mir zuflüſterte: „Biſt Du beſſer als ein Wegelagerer, wenn Du den Mann zu tödten wünſcheſt, deſſen Weib Du begehrſt? Würdeſt Du ihn haſſen, wenn Du nicht liebteſt, was ſein iſt?“ Die Warnung kam zur rechten Stunde. Ich ſprang auf, ehe er zu Ende geſprochen.

„Es thut mir leid, meine Herren,“ rief ich, „daß das Geſpräch eine Wendung genommen hat, welche mir verbietet, länger zuzuhören, wenn ich nicht die Selbſtbeherrſchung verlieren ſoll. Noch iſt die Freiheit des Denkens nicht unter militäriſchem Oberbefehl, Herr Oberſt

v. Teſchenreute, noch ſind wir Menſchen, ehe wir Soldaten ſind! Da aber wir Männer vom Civil Beleidigungen unſeres Standes, unſerer Fahne, wenn Sie mir die bildliche Ausdrucksweiſe geſtatten, ſo wenig zu erdulden gewohnt ſind, als Sie, und es andererſeits gegen mein Gefühl verſtößt, mit einem Manne, deſſen Gaſtfreundſchaft ich genoſſen habe, die Sache bis zum Aeußerſten zu treiben, ſo erlauben mir die Herren wohl, mich zu empfehlen!“

Ich fühlte eine Beklemmung wie ein Erſtickender, bis ich auf der Straße ſtand und nun in der kühlen, ſtürmiſchen Nacht meinen Zorn austoben ließ. Die Selbſtbeherrſchung war faſt über meine Kräfte gegangen. Von keinem Menſchen in der weiten Welt hätte ich eine ſolche Sprache ungerächt erduldet, und ſie von ihm ertragen zu müſſen, weil ich ihn haßte — war's nicht ein Gedanke, der zum Wahnſinn reizte! Wie ein Fluchbeladener bin ich auch durch die Kaſtanienallee wieder nach Biebrich gewankt, und dann wohl lange, lange Zeit auf dem Dampfſchiffſteg auf und nieder gerannt. Ein dumpfes Gefühl laſtete auf meinem Kopf, ein ſchwerer Druck auf dem Herzen. Endlich kam das Licht des Dampfers durch die Dunkelheit heran; es waren nur wenige Menſchen in der Kajüte, aber der Anblick dieſer verſchlafenen Geſichter, die mich anſtarrten, war mir unerträglich. Ich ſetzte mich auf's Verdeck und ſchaute in das rauſchende, finſtere Waſſer, über welches nur ab und zu von den Häuſern am Ufer lange Lichtſtreifen hinzuckten. Der Zorn legte ſich, tiefe Wehmuth nur erfüllte mein Gemüth. In dem Hin- und Herwogen

von Haß und Liebe rang sich ein klarer, furchtbarer Gedanke aus dem Chaos von Empfindungen: „Ich habe mir selbst den Zutritt in ihr Haus versperrt, ich kann Magda nie mehr wiedersehen!“

Schlaf- und ruhelos schritt ich während der Nachtstunden durch mein stilles Haus; nun erst erfaßte ich die ganze Tragweite meines gegebenen Versprechens, nun fühlte ich erst, wie lieb mir das Heim geworden, das ich verlassen sollte. Bis jetzt hatte mich der Gedanke an die letzten Abschiedsworte fast über das Weh des Scheidens hinweggehoben; nun sollte mir auch dieser karge, einzige Trost genommen sein! Ich sollte ihre Hand nicht mehr fassen, nie mehr ihre Stimme hören dürfen! Nein, nein! Nimmermehr! Das war unmöglich!

Als der Morgen dämmerte, hatte ich den festen Entschluß gefaßt, mir ein Wiedersehen, einen letzten Abschied von der Geliebten zu ertrotzen, koste es, was es wolle. Der Vorsatz gab meinen erregten Nerven die Ruhe wieder, und beim Sonnenaufgang fiel ich endlich in traumlosen Schlaf.

Mit einem Gefühl der Bitterkeit gedachte ich am nächsten Morgen, wie leicht es für einen Einsamen doch sei, sein Zelt abzubrechen und weiter zu wandern, gleichviel wohin; wer fragte nach mir? Mir selber schien das Ziel meiner Reise ja einerlei; nur ein Gedanke war noch lebendig und hüllte alle anderen Empfindungen, alle Sorgen um die Zukunft in dichte Nebelschleier: „Wie kann ich sie sehen, ohne das Haus ihres Mannes betreten, ohne seine verhaßte Nähe ertragen zu müssen!“

Nächte lang ſann ich über einen Ausweg nach, die tollſten Pläne waren mir durch den Kopf gegangen, die feurigſten Briefe hatte ich geſchrieben und wieder vernichtet. Ich war wie im Fieber; mein Zuſtand durfte nicht andauern.

Eines Morgens kam Oskar Werner zu mir zu Beſuch; er ſchaute mir ganz beſorgt in das überwachte Geſicht.

„Warum laſſen Sie ſich denn gar nicht mehr im Kurſaale ſehen, lieber Herr Feldberg? Fräulein Paula iſt in der übelſten Laune; es würde uns Allen ein Gefallen damit geſchehen, wenn Sie das Gemüth der Kleinen wieder etwas aufheitern würden!“

„Sie wiſſen recht gut, warum ich die Geſellſchaft der beiden Herren meiden muß!“ erwiederte ich.

„Ja, ich begreife, daß Sie nach dem Vorgefallenen dem Oberſten nicht gern wieder begegnen. Ich habe mich gefreut, daß Sie ſich ſo flott aus der Affaire zogen! Glauben Sie's nur, mir iſt er nicht ſympathiſcher als Ihnen, und mich dauert nur ſeine arme junge Frau. Dieſer Oberſt gehört ſo recht zu der Sorte Ehrenmänner, die ihr Lebtag kein Gebot verletzt und kein Geſetz übertreten haben, und ſich weiß Gott was darauf zu Gute thun, daß ſie Mein und Dein ſo ſtreng auseinander halten, dabei aber ihren Nebenmenſchen jede Freude am Leben rauben. Das iſt auch ein Diebſtahl, und einer der allerſchlimmſten. Doch wollen Sie um ſeinetwillen die ganze Geſelligkeit aufgeben? Dazu ſehe ich keinen Grund! Umſoweniger, als der Major Ihnen nach dem Streite, trotz

seines ungeheuren Respekts vor dem Vorgesetzten, eine ganz warme Vertheidigungsrede gehalten hat. Nun, Sie machen seiner Tochter den Hof — das stimmt die Väter allemal etwas milder."

„Die beiden Familien sind so unzertrennlich," sagte ich, nur um irgend etwas zu erwiedern.

„O, doch nicht immer! Am Donnerstag zum Beispiel ist Tanzunterhaltung im Kurhause, der Oberst aber geht zu seiner Whistparthie aus, bei welcher er nie zu fehlen pflegt. Sie können sich also den jungen Damen wieder nähern, ohne eine Begegnung mit ihm fürchten zu müssen. Mein Wort darauf, Sie bekommen keinen Korb! So macht sich's ja vortrefflich, nicht wahr?"

„Ganz vortrefflich, lieber Herr Werner!"

Ich hätte dem jungen Manne um den Hals fallen mögen, er hatte mir eine Erleuchtung gebracht. Wenn am Donnerstag die jungen Damen tanzten, der Oberst spielte, so blieb Magda allein zu Hause. Eine Welt von Seligkeit lag in dem Gedanken! Mit fliegender Feder schrieb ich an sie und packte den Brief in ein Packet englischer Bücher, welche ich für sie besorgt hatte. Es war nicht wahrscheinlich, daß der Oberst einen Blick auf Milton's „Lost Paradise" werfen würde. Poesie war ihm ja gleichbedeutend mit Phrase, war ihm nutzloses Zeug. Ueberdies gebrauchte ich die Vorsicht, das Packet während jener Vormittagsstunde zu übersenden, die der Oberst im Bade zuzubringen pflegte.

Sie nahm den Brief selbst von dem Boten in Empfang. In diesem Briefe hatte ich den trostlosen Zustand meiner

Seele geſchildert, die Gefahren weiter Reiſen betont, die Möglichkeit in's Auge gefaßt, daß ich bald in Wirklichkeit ein Todter für ſie ſein würde. Dann hatte ich ſie innig angefleht, dem Verbannten noch eine Gunſt zu gönnen, die ja jeder Verurtheilte ſich erflehen dürfe: eine letzte Unterredung, einen letzten Händedruck. Sie wiſſe wohl, daß ich durch den politiſchen Streit mit ihrem Gatten aus ihrem Hauſe verbannt ſei, aber ich könne nicht gehen, ohne noch einmal ihre Stimme vernommen zu haben, und es ſtehe allein bei ihr, ob ſie den Mann, der ſie mehr liebe als ſich ſelbſt, in Verzweiflung ziehen laſſen, oder es ihm vergönnen wolle, ihr in jener blumenumrankten Laube ihres Gartens, die ihm ſtets als ein Gebiet gedünkt habe, das ihr allein angehöre, Lebewohl zu ſagen für ein ganzes Leben, auf Nimmerwiederſehen! Ich hatte ihr Tag und Stunde beſtimmt und ihr die Verſicherung gegeben, daß ich es an der Vorſicht, welche der Beſuch erheiſchte, nicht fehlen laſſen würde.

Jener Donnerſtag iſt mir in klarer Erinnerung geblieben: nie war mir der Lauf der Sonne ſo träge erſchienen, nie hatte ich Stunden von ſo endloſer Dauer erlebt. In meinem Zimmer ſtanden gepackte Koffer; an der Rheinſeite hatte ich ſchon die Läden ſchließen laſſen, es war dumpf und unheimlich in dem halbdunklen Raum; mit ſchmerzlichem Druck, wie bange Ahnung, lag die Abſchiedsſtimmung auf meinem Gemüthe.

Endlich ſank die Sonne. Ich ſchrieb ein Billet an Werner, bat ihn, mein Wegbleiben von der Tanzunterhaltung bei den Damen zu entſchuldigen, da ein eben

empfangenes Telegramm mich zur Abreise am frühen Morgen zwinge, und mich in freundlichem Andenken zu bewahren. Darauf ging ich in den Garten, auf welchen sich schon die ersten Abendschatten senkten, schnitt die halberblühten Rosenknospen von den Stöcken, band sie in einen Strauß und setzte mich in den Wagen.

Wieder einmal trabten meine Pferde den gewohnten Weg, aber die Fenster des Wagens waren geschlossen, der Friede der Landschaft ringsum drang nicht in mein heißklopfendes Herz. Es war dunkel geworden, als ich bei den ersten Häusern von Wiesbaden den Wagen verabschiedete und durch die Felder auf Umwegen meinem Ziele zueilte. Der Abendstern funkelte über den Hügeln, allmählig verklang alles Lärmen des Tages, die Sommernacht entfaltete ihren süßen Zauber.

Mich aber jagte die ängstliche Frage: „Wird sie kommen?“ in immer rascherem Lauf durch die schweigenden Wiesen. Endlich stand ich an der niedrigen Gartenmauer. Ein spähender Blick ringsum und ich hatte mich hinübergeschwungen. Es war ganz still in Hof und Garten; auch als der Hund, der an der Kette lag, zu bellen begann, regte sich Niemand. Ich rief ihn beim Namen, er erkannte mich und beruhigte sich sofort. Nun schritt ich die Spalierbäume entlang und trat in die Laube. Sie war leer. Wie niedergeschmettert lehnte ich an dem Thürpfosten, Sekunden zogen vorüber, die mir Ewigkeiten dünkten. Endlich, als mich die Verzweiflung schon ergriff, da klang das Rauschen eines Frauenkleides dicht an meinem Ohr. Diesmal hatten meine fiebernden Sinne mich nicht

getäuſcht, und als ſie nun vor mir ſtand, die heißerſehnte Frau, da fanden meine bebenden Lippen nur das eine Wort: „Ich danke, ich danke Ihnen!“ Die Pein des Harrens hatte mir den Reſt von Faſſung geraubt. „Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, wenn ich Sie nicht mehr geſehen hätte,“ flüſterte ich.

Sie entzog mir die Hände, welche ich ergriffen hatte. Die Nacht war ſo hell, daß ich jeden Zug ihres Geſichtes zu erkennen vermochte; noch nie war ſie mir ſo ſchön, ſo begehrenswerth erſchienen, als jetzt, da die Erregung, die ängſtliche Verwirrung, in welcher ſie vor mir ſtand, die gewohnte Ruhe von ihrem Antlitz genommen. Das glitzernde Kreuz, das ſie um den Hals trug, ſchwankte in dem raſchen Athmen ihrer Bruſt, ihre zitternden Hände ſtützten ſich auf das Marmortiſchchen, als ſie nun ſagte:

„In welchen Zwieſpalt der Pflichten haben Sie mich geſchleudert! Ich war feſt entſchloſſen, Ihren flehenden Worten kein Gehör zu ſchenken, Sie fortgehen zu laſſen, ohne Abſchiedsgruß. Doch als ich jetzt ſo allein in meinem Zimmer ſtand, ſo traurig in die ſtille Nacht hinaus horchte, da mußte ich immer wieder Ihrer Enttäuſchung denken, der Bitterkeit, welche dieſe Stunde in Ihre Seele ſenken ſollte, der grauſamen Erinnerung, die Sie von mir fortnehmen würden in die weite Welt. Da ſprang ich plötzlich auf, und wenn ich mir auch wie eine Verbrecherin erſchien, während ich leiſe durch die Gänge ſchlüpfte, eine fremde Macht zog mich weiter, und ich glaube nicht, daß es eine böſe Macht geweſen, denn ich will ja nur dem Freunde, der ſo weit, ſo unendlich weit von mir geht, ein

paar liebe, freundliche Worte zum Geleite geben, die wie ein Talisman ihn begleiten sollen. Nicht wahr Rudolph, Sie versprechen, daß Sie ohne Bitterkeit von mir scheiden, daß die Erinnerung an die zusammen verlebten Stunden Ihnen licht und sonnig bleiben werde? Ich möchte Ihr Schutzengel sein, ein guter Geist, der über Sie wacht, Ihnen in der Stunde der Gefahr und der Versuchung zuflüstert: ‚Sei gut, sei mannhaft!' Leben Sie wohl, Rudolph, für immer! Sie werden mich vergessen und noch reiches, schönes Glück finden, wie ich es Ihnen wünsche von ganzem, ganzem Herzen."

Wie sehr sie sich auch bemühte, ruhig zu bleiben, ein leises Schluchzen hatte ihre Stimme erschüttert bei den letzten Worten.

„Sprechen Sie nicht von Glück, Magda, es klingt so grausam. Sie müssen es ja fühlen, daß ich in diesem Augenblick allen süßen Hoffnungen entsage, daß ich dem Glück, das für mich ja nur eine Gestalt besitzt, in diesem Augenblicke das letzte Lebewohl zurufe. Denken Sie an die vernichteten Blüthenträume meines Herzens, das bis zum Tode Ihnen gehören wird, wenn Sie diese bunten, halberschlossenen Knospen betrachten, die ich Ihnen gebracht; und wenn die Blumen verwelkt sind, so mögen die Verse, die ich denselben beigelegt, Sie an den Mann erinnern, der dann wohl auf fernen Meeren schwimmt, in die Sternennacht hinausblickt und in dem weiten Himmel, über den weiten Wassern nur immer Ihr Bild sehen wird."

Sie hatte die Augen gesenkt, ein Seufzer hob ihre Brust, als sie die Rosen aus meinen Händen nahm. Die Sterne

funkelten über uns, zitterndes Mondlicht fluthete durch das Blättergeranke, die warme Sommernacht war so voll von Schönheit, von lockender, heißer Lebenswonne, vor mir stand das holdeste Weib, das meine Augen je geschaut, und ich sollte nicht die Arme nach ihr ausbreiten dürfen!

„Magda!" flüsterte ich und heiße Blutwellen drangen mir nach dem Herzen. „Nur die Erinnerung an einen einzigen köstlichen Augenblick geben Sie mir mit in das weite Reich der Sehnsucht, in welches Sie mich fortschicken. Nur ein einzig Mal lassen Sie mich Ihre Hände fassen, fest und fester, und mir den vollen Liebreiz Ihres Angesichts in seliger Nähe in dies Herz prägen, nur einmal gönnen Sie mir's, Sie in meine Arme zu schließen und meine Lippen auf die Ihren zu drücken!"

Sie wich vor mir zurück.

„O, wie bitter machen Sie mich's bereuen, daß ich heute meinem Herzen, nicht meinem Gewissen folgte! Ich habe zum ersten Male meine Pflicht verletzt und finde den Mann, für den ich's that, nicht größer als alle Anderen. Auch Ihnen, Herr Feldberg, scheint die Frau, die den ersten unrechten Schritt gethan, nun nicht mehr die andächtig verehrte Heilige, sie scheint Ihnen so tief gesunken, daß Sie die begehrenden Hände nach ihr auszustrecken wagen. O, das thut weh, sehr weh! Ihre Liebe war mir so tief erschienen, so selbstlos, da ich an Ihre Entsagung glaubte!"

„Entsagung!" rief ich. „Haben wir denn nicht unserem Glück entsagt, einem ganzen, langen Menschenglück! Wissen

Sie denn, was dies bedeutet? Sie wissen es nicht, Magda, o wenig, als Sie die Liebe kennen! Hat der Mann, dem Sie angehören, Ihnen einmal gesagt, daß schon die Berührung Ihrer Hand einen Wonnetaumel durch seine Sinne jagt, daß er stunden- und tagelang nur immer stumm Sie betrachten möchte, daß eine ganze Welt von Poesie bei Ihrem Anblick in ihm erwacht? Er hat es Ihnen nie gesagt, weil er es nie empfunden, weil die Schönheit für ihn keine Macht ist, vor welcher er die Kniee beugt. Ich aber fühle dies Alles und noch tausendmal mehr, und doch scheint Ihnen mein Wunsch, Sie ein einziges Mal an die Brust zu drücken, wie ein Frevel! Ihm ein ganzes Leben, Ihr Besitz, Ihr holdes Selbst — mir nur eine Minute, ein ewig letzter Abschiedskuß! O, seien Sie gerecht, Magda!"

Ich war nahe an sie herangetreten, ich fühlte ihren Athem meine Wangen streifen, die ganze übrige Welt existirte nicht für mich, nur wie aus weiter, weiter Ferne vernahm ich, daß lautes Bellen des Hundes die Stille unterbrach, während Magda mit unendlich trauriger Stimme sagte:

„Sie kennen mich nicht, Rudolph! Das Herz können Sie mir brechen mit solchen Worten, aber nimmermehr, und wenn Sie Jahre lang darum flehten, werden Sie mich wankend machen in der Treue gegen meinen Gatten!"

Das Wort, der Stolz, mit dem sie es betonte, machten mich rasend, und nun folgten wirre Augenblicke, die ich kaum mehr zu beschreiben vermag; immer stürmischer hatten sich wohl meine Hände nach der Gestalt erhoben,

immer heißer war die Sprache der Liebe geworden, während Magda angstvoll in die Nacht hinaus horchte und zitternd das heftige Bellen des Hundes vernahm.

„Man kommt — um Gottes willen —“ flüsterte sie.

„Bin ich nicht bei Dir, Geliebte, um Dich zu beschützen — gegen eine Welt?“ erwiederte ich in der Ekstase meiner Leidenschaft.

„Als ob ich an mich dächte in diesem Augenblicke!“ sagte sie, rasch in das Dunkel vortretend und meine schirmenden Arme abwehrend, „als ob ich für mich selbst erzitterte! Jetzt sehe ich erst, was ich gethan! O Gott, wenn mein Mann mich hier träfe, allein mit Ihnen, wenn ich, sein Weib, die ich seit den fünf Jahren unserer Ehe gegen die düsteren Schatten auf seiner Seele kämpfe, ihm selber Berechtigung zu Mißtrauen und Verdacht gäbe, ich könnte nie, nie mehr froh werden! O Rudolph, wenn Sie mich wirklich lieb haben, schützen Sie mich vor diesem lebenslangen Vorwurfe!“

Ihm, dem Gatten, galt ihr erster und letzter Gedanke, selbst in dieser Stunde. Sie ahnte nicht, wie sie mein Herz zerriß in eifersüchtigen Qualen. Alle meine Worte der Liebe verklangen ungehört vor ihrer heißen Angst um seine Ruhe, und plötzlich schüttelte sie meine Hände, die ihre Arme umklammert hatten, von sich und eilte ohne ein letztes Lebewohl, wie von den Furien gejagt, gegen das Haus zu. Ich hörte gleich darauf die Thüre des Gartenzimmers in's Schloß fallen; ein Schlüssel knarrte und ich stand allein in der Sternennacht, allein in dem dunkeln fremden Garten.

War ich allein? — Die Unruhe des Hundes ließ auf die Nähe fremder Menschen schließen; und doch hatte ich noch dreißig Schritte zu gehen, ehe ich den Sprung über die Gartenmauer wagen konnte, ohne in den wohlgepflegten Rabatten allzu deutliche Spuren meiner Tritte zurückzulassen. Nur die Verzweiflung, die ich im Herzen trug, ließ mich die unbehagliche Situation, in der ich mich befand, kaum empfinden; und sie mag auch entschuldigen, was nun geschah. Von einem Menschen, dem das heiße Blut in tollen Wirbeln an die Schläfe pocht, kann man ja nicht Ueberlegung und Klugheit verlangen. Ich hatte mich an einen Baum gedrückt, um hier, wo ich unmöglich bemerkt werden konnte, erst umherzuspähen. Der Hund riß wie wüthend an der Kette. Da plötzlich hörte ich in der Richtung nach dem Haupteingange des Hauses zu, der den Stallgebäuden gegenüber an der Südseite lag, ein leises, seltsames Geräusch, wie von Schlüsseln oder einer Feile, die am Schlosse hin und her bewegt wurde; und als nun meine Augen, die sich allmählig an die Dunkelheit gewöhnt hatten, eine gebückte männliche Gestalt erkannten, die vorsichtig um sich spähend am Portale kauerte, da verließ mich bei der blitzgleich sich aufdrängenden Vorstellung, daß Magda bedroht sei, alle Vorsicht und Besinnung. Behutsam schlich ich an die Hundehütte heran und löste möglichst geräuschlos die Kette; und während Tiras mit dem Grollen eines Raubthieres wegstürzte, hatte ich mit einem Satz das verdächtige Individuum, das auf der Steinstufe kniete und den Riegel zu öffnen suchte, mit beiden Händen gepackt. „Tiras, faß

an!“ rief ich, aber der Hund war mir nicht gefolgt, ich hörte ſein Bellen und Schnauben in einiger Entfernung; es mußte alſo ein zweiter Dieb im Garten ſtecken. Meinen Gegner hatte die unerwartete Dazwiſchenkunft eines Menſchen, der ihn um Haupteslänge überragte, in den erſten Sekunden ſehr kleinlaut gemacht, nun aber begann ein gewaltiges Ringen zwiſchen uns, und er ſuchte mir in aalglatten Windungen zu entſchlüpfen. Zum Glück hatte ich ſeine Ueberraſchung benützt, um ihm den Schlüſſelbund zu entreißen, und konnte denſelben nun als Waffe gebrauchen; ſo lange ich ihn an einem Griff in ſeine Taſche, in welcher jedenfalls ein Meſſer ſteckte, hindern konnte und kein Geſelle mich im Rücken packte, war ich in zweifelloſer Ueberlegenheit. Ich mußte ihm einen tüchtigen Schlag auf den Kopf verſetzt haben, meine Hände wurden feucht von Blut; ich fühlte, daß ſeine Kräfte nachließen, da hörte ich dicht neben mir ein Röcheln, meine Füße ſtießen an einen warmen Körper, der tödtlich verwundete Tiras hatte ſich an die Schwelle des vertheidigten Hauſes geſchleppt. Nun ward meine Lage bedenklich; das Meſſer, das dem Thiere den Garaus gemacht, konnte mir jeden Moment im Genicke ſitzen. Mit Aufbieten aller Kräfte ſuchte ich die Mauer des Hauſes zu erreichen, um mich von der Rückſeite zu decken, ein unvorſichtiger Schritt meines Gegners kam mir zu Statten, ich ſchleuderte ihn zu Boden und hielt ihn wie mit Eiſenklammern feſt, während er wilde Flüche und Drohungen gegen den Spießgeſellen ausſtieß, der ihn ſo feige im Stiche gelaſſen. Da drangen Menſchenſtimmen an mein Ohr, Allen voran eine um Hilfe

rufende weibliche; Lichtschimmer fiel auf den Garten, wenige Augenblicke später waren ein paar handfeste Männer an meiner Seite und halfen mir den Kerl in festen Gewahrsam bringen. Andere durchstreiften Hof und Garten und erwischten ein zweites zerlumptes Individuum in einem der angrenzenden Felder. Während ich meine Kleider wieder in Ordnung brachte und das Blut von meinen Händen wusch, erzählte die alte Dienerin, welche so laut um Hilfe geschrien hatte, unter Jammern und Schluchzen, wie sie, von dem Bellen des armen treuen Tiras geweckt, das Ringen zweier Männer an der Thüre gesehen, in Todesangst nach dem Zimmer der Bedienten gelaufen sei, zu ihrem Entsetzen aber bemerkt habe, daß die Pflichtvergessenen noch nicht zu Hause seien, so daß sie die halb ohnmächtige Herrin auf ein Bett gelegt, von dem Fenster des Gartenzimmers in's Freie gesprungen und laut um Beistand schreiend auf die Straße gekommen sei, sie wisse selbst kaum wie. Solchen Schrecken habe sie ja noch in ihrem ganzen Leben nicht gehabt, und ohne die Dazwischenkunft des gnädigen Herrn Feldberg würden sie nun gewiß Alle längst ermordet sein, wie der arme Hund.

Und nun fuhr der Wagen vor mit der Familie Artheim. Wenige Minuten später betrat der Oberst sein Haus. Als seine festen, gemessenen Schritte sich näherten, da kam mit einem Schlag die Ernüchterung über mich, die Erkenntniß, wo ich stand, wie ich hieher gekommen war. Ich hätte in den Boden sinken mögen. Bei Gott, der Zustand der beiden Tröpfe, auf welche der Oberst nun mit der Miene eines Großinquisitors zuschritt, mag noch ein be-

neidenswerther gewesen sein im Vergleich zu den Gewissensbissen des gefeierten Retters, dessen Hände von allen Seiten in lebhafter Dankbarkeit gedrückt wurden, dem Tilly ihr Ballbouquet an die Brust heftete mit den Worten: „Pour le mérite,“ dem die Frau Major beinahe um den Hals gefallen wäre in begeisterter Rührung. In einem Halbkreis standen die zur Hilfe herbeigeeilten Menschen nun neugierig um die Gruppe der Betheiligten, Paula betrachtete mich mit großen, glänzenden Augen, Frau Major sprach und erkundigte sich und dankte immerfort, als wolle sie die Verlegenheit fortplaudern, die sich nach überstandenem Schrecken auf allen Gesichtern ausprägte. Sie fühlte wohl, daß nun eine Auseinandersetzung kommen müsse, von welcher die anwesenden fremden Zeugen besser ausgeschlossen blieben, denn sie ruhte nicht eher, als bis sie unter dem Vorwand, daß wohl Alle einer Stärkung bedürften, uns in ein sonst wenig benutztes Parterrezimmer geführt hatte, wo eine dumpfe, schwüle Luft uns umfing. Der Oberst allein zögerte zu folgen; er schaute mit düsteren Blicken auf die athemlos herbeigerannten Bedienten, die sich in einer Wirthschaft verspätet hatten, und seine Stimme klang härter und dumpfer als je, als er nun über die Säumigen sein Strafgericht hielt. Ich fühlte, daß er den Moment zu verzögern suchte, da er mir gegenüberstehen — mir danken mußte.

Und nun erschien Magda auf der Schwelle des matterleuchteten Raumes; ihr Antlitz war bleich wie ihr weißes Gewand, und der todestraurige Blick, mit welchem sie die brennenden Augen hob, schnitt wie eine furchtbare Anklage

in mein Herz. Was hatte ich gethan? Ich, der ich Vorsicht und Klugheit gelobt, ſtand hier in dem Hauſe, in dem ſie allein zurückgeblieben war. Alle die Anweſenden wußten die unableugbare Thatſache und ſie mußten eine Schlußfolgerung ziehen, die für immer einen Makel auf Magda's Tugend warf. Ich hatte ſie ihr geraubt! Was hätten die armen Schelme ihr rauben können, was ſo unwiederbringlich war? Und da ſtand ſie, meine weiße, marmorſchöne Göttin, und mußte es dulden, daß alle dieſe Menſchen über ſie zu Gericht ſaßen und über ſie die Achſeln zuckten!

Schwüle Sekunden verrannen, es war lautlos ſtill, als der Oberſt eintrat und ſich mir näherte. Seine Geſtalt bebte wie von körperlichem Schmerze durchwühlt, ſein Geſicht war erdfahl, als er nun langſam auf mich zutrat und mit hohler Stimme ſagte:

„Sie haben mein Haus beſchützt, trotz dem zwiſchen uns Vorgefallenen iſt es meine Pflicht, Ihnen meinen Dank auszuſprechen!“

Aber ſeine Rechte ſtreckte ſich nicht der meinen entgegen, das dankende Wort ſchien ihm des Kampfes genug gekoſtet zu haben, und aus ſeinen tiefliegenden Augen traf mich ein Blick unverſöhnlichen Haſſes, aber auch zugleich ſo namenloſen Wehs, daß ſich faſt eine Stimme des Mitleids in mir regte. Dann lehnte er ſchweigend, unbeweglich, mit verſchränkten Armen am Fenſter und ſchien zu harren auf den Augenblick des Alleinſeins mit mir, da er vor mich hintreten könnte und die Frage an mich ſtellen, die Alle dachten und die ſeine Lippen doch jetzt vor den

Zeugen zurückhielten, da die Frage, wie der Beschützer zu solcher Stunde in sein Haus gekommen, ja schon einen Makel auf des Obersten Ehre warf.

Was sollte ich ihm darauf erwiedern?

Ich fühlte, daß mit jedem verrinnenden Augenblicke die Möglichkeit weiter und weiter schwand, den Schatten auszutilgen, der auf Magda's Tugend gefallen war, daß diese Möglichkeit niemals wieder kam.

Ihre Stimme klang mir wieder im Ohr: „Wenn Sie mich lieb haben, Rudolph, retten Sie mich vor solch' lebenslangem Vorwurfe!" Doch wie ich auch mein Gehirn zermarterte, ich fand keinen Ausweg, keine Erklärung meiner fatalen Anwesenheit. Wer hätte die Wahrheit geglaubt, auch wenn ich sie beschworen? Sobald Magda's Name genannt wurde, war sie verloren. So schwieg ich denn, es mögen wohl Minuten nur gewesen sein, aber mir ist jenes entsetzliche Schweigen in so endloser Erinnerung geblieben, als hätte ich in dem düsteren, dumpfen Zimmer die Qual eines ganzen Menschenlebens durchlitten. O Gott, ich liebte ja das Weib, dem ich so furchtbares Leid zufügte, ich liebte sie mit so dämonischer Leidenschaft, daß nur der *eine* Gedanke sich mir immer wieder aufdrängte: sie in meine Arme zu nehmen und furchtlos zu bekennen, daß ich sie ertrotzen wolle gegen alle Gewalt der Menschen und alle Satzungen des Rechts, daß sie mein werden müsse um meiner großen Liebe willen, daß für sie sterben eine Seligkeit wäre.

Ein Blick auf ihr edles, ernstes Gesicht ließ mich den Wahnsinn meines Wunsches erkennen, ein solches Wort

hieße sie tödten, die arme, pflichtgetreue, herzensreine Frau.

Plötzlich unterbrach Tilly's helles Lachen und Händeklatschen die beklemmende Stille, und das kleine Fräulein, das den Aufenthalt in dem dunklen Zimmer unter den ernsten Gesichtern wohl unerträglich gefunden und sich draußen mit den den Garten durchforschenden Männern unterhalten hatte, tanzte wie ein Wirbelwind herein und rief:

„Seht nur, welch' galante Diebe! Dieser köstliche Rosenstrauß ist in der Laube gefunden worden und in dem Strauß steckt folgendes Gedicht:" — und das ausgelassene Mädchen begann in komisch-pathetischem Tone die Verse zu deklamiren, die ich in verschwiegener Nacht unter heißen Sehnsuchtsschmerzen geschrieben hatte:

„O könnt' ich diesen Gruß in Brand,
In lodernd Feuer tauchen!
Er sollte Dir Gesicht und Hand
Mit heller Gluth umhauchen.

Er sollte wie ein Schicksalsspruch
So laut, so machtvoll klingen,
Und wie ein zauberkräftig Buch
In seinen Bann Dich zwingen.

Und, wär' ich fort: er ließe Dir
Das Herz in Angst erbeben,
Und drängte: ruf ihn heim zu Dir!
Es gilt Dein Glück, Dein Leben!"

— — — — — — — — — — — —

Tilly fühlte wohl, während sie las, daß sie eine große

Unbedachtſamkeit begangen, ſie ſtockte in ihrem Vortrag, nachdem ſie die erſten Zeilen geleſen. Mir flimmerte es vor den Augen; die dumpfe Luft, die Aufregungen, die ſich nun Schlag auf Schlag gefolgt waren, machten ſich meinen überreizten Nerven fühlbar. Ich mußte wohl ſehr bleich geworden ſein, denn plötzlich ſtand Paula vor mir mit einem Glaſe Wein. Das Servirbrett ſchwankte in ihrer Hand; ſie ſchaute mit ſeltſam angſtvollen, forſchenden Augen in mein Geſicht. Da durchzuckte mich ein Gedanke; wie greller Lichtſchein fluthete es über mich herein und die Lippen netzend trat ich an Tilly heran und ſagte ſtammelnd, kaum der Worte mächtig:

„Ich bitte Sie, Fräulein Tilly — was haben Sie gethan? Sie ſehen mich ſehr verwirrt — denn ich — ich brachte die Roſen, die Verſe — als Abſchiedsgruß — für — Ihre Schweſter Paula!“

Die Lüge war geſagt. Die Spannung löste ſich von den Gemüthern, Jedes ſchien freier aufzuathmen. Auch in die hohe Geſtalt des Oberſten, der am Fenſter lehnte, kam wieder Regung. Niemand ſchien an der Wahrheit meiner Worte zu zweifeln: ich hatte ja allgemein als Paula's Verehrer gegolten. Ueberdies pflegte das junge Mädchen die Vormittage im Garten zuzubringen und hatte ſich oft gerühmt, ſie ſei jeden Morgen die Erſte, welche herunter käme. Daß ich in ſpäter Nachtſtunde einen Strauß, ein Liebesgedicht heimlich für ſie hieher gebracht — es klang ſo glaubwürdig; ſelbſt meine eben bemerkte Verlegenheit fand ihre Erklärung.

Wenn mir's auch zu Muthe war, als hätte ich mir

selbst den Todesstoß versetzt durch die Verleugnung meiner wahren Empfindung: Magda hatte ich gerettet!

Doch der Knoten sollte noch nicht gelöst sein. Paula hielt den Rosenstrauß, den Tilly ihr halb lächelnd, halb verlegen überreicht, zitternd in den Händen und ihr Gesicht, das sie auf die Blumen gesenkt hielt, trug einen so räthselhaften, starren Ausdruck, als sauge sie ein betäubendes Gift aus dem Duft, der sie umwehte. Als nun der Kutscher meldete, daß der Wagen, der mir angeboten worden war, bereit sei, und ich bei der Verabschiedung auch dem jungen Mädchen die Hand reichte, da löste sich plötzlich ihre tiefe Versunkenheit in einen Strom von Thränen und sie warf sich schluchzend in die Arme ihrer Schwester. Die zarte Gestalt bebte wie in Fieberschauern; erschreckt suchte die Mutter das arme Kind zu trösten, auch Tilly streichelte liebkosend das Haar der Schwester; aber die sanfte Berührung erweckte nur leidenschaftlicheres Weinen: die Wolken, die von der Stirne des Obersten gewichen waren, hatten sich auf das bleiche Gesicht des Majors gelagert.

Wieder richteten sich die Augen fragend auf mich, und von mir erwartete man ein Wort der Erlösung. Ich fühlte, daß meine Lüge wie ein Brandmal für Alle sichtbar werden, daß der eben gelichtete Argwohn wiederkehren mußte, wenn ich nicht jetzt auch den Muth hatte, weiter zu heucheln, freudig zu dem weinenden Mädchen hinzutreten und ihr mündlich die Liebesworte zuzuflüstern, die ich ja eben in der poetischen Form vor all' den Zeugen an sie gerichtet hatte.

Digitized by Google

Einen langen, letzten Blick warf ich noch auf das bleiche Antlitz der Geliebten; sie aber hielt die Augen gesenkt und kein Zucken der Lippe verrieth, was in ihr vorging. Dann stand ich vor Paula und sprach leise mit ihr — ich weiß nicht was. Ich weiß nur, daß meine Worte immer heftigere Thränen weckten, daß ich von Mitleid ergriffen den Muth verlor, von meiner Abreise zu sprechen, und immer verwirrter wurde. Kann man sich auch eine peinlichere Lage vorstellen! Das Mädchen liebte mich; ich hatte ihr vor den Eltern, vor Zeugen eine Liebeserklärung gemacht; ich war ein freier, unabhängiger Mann, den nichts in der Welt hinderte, das Mädchen, welches ihm wohlgefiel, zu seiner Frau zu erwählen. Der Major war in vollem Rechte, wenn er mit erwartungsvollen Augen auf mich blickte; ich würde an seiner Stelle wohl ganz dieselbe Empfindung gehabt haben, die ich auf seinem Gesichte las: daß ein Mann von Ehre nach dieser Scene weder von Abschiednehmen, noch einer Fortsetzung des alten Verkehrs sprechen könne, daß er mit einer ernsten Bewerbung vortreten müsse. Ich kam mir vor wie ein Schauspieler, der unter heftigen Schmerzen seine Rolle weiterzuspielen hat und lächeln muß, während er aufschreien möchte; wie auf einen dunklen Traum besinne ich mich auf den Moment, da ich dem Major in der Fensternische gegenüber gestanden und mich immer tiefer in das selbstgeschlungene Lügennetz verwickelt habe.

Ich sagte, daß ich keine Gewißheit von der Neigung seiner Tochter gehabt, daß ich eben deshalb meine Abreise beschlossen hätte, weil ich ihr Schicksal nicht an das meine

zu ketten gewagt, ehe ihr Herz sich klar geworden und mir zugewendet habe; daß ich daran nun freilich nicht mehr zweifeln dürfe und ich es dem Vater überlassen müsse, ob er mir zu gehen befehle, oder wiederzukommen gestatten wolle.

„Die Meinung des Vaters scheint allerdings in dieser Angelegenheit sehr nebensächlich behandelt worden zu sein," erwiederte der Major mit ziemlich gekränkter Miene.

Darauf kam aber Paula's Mutter heran, welche die ganze Scene viel weniger tragisch aufgenommen hatte und ihren Mann zu beruhigen suchte.

Die anwesenden Freunde, sagte sie, wüßten ja längst, daß die jungen Leute sich lieb hätten, sie würden es Paula nicht übel auslegen, wenn sie nach der Erregung des Tanzens und dem darauffolgenden Schrecken ihre mädchenhafte Zurückhaltung ein wenig vergessen habe. Nun sei eben, ob ein wenig früher oder später, die Sache klar geworden, und man würde über die aufgeregte Scene am hellen Morgen lächeln.

Die Stirne des Majors entwölkte sich bei den Worten seiner Gattin, er streckte mir die Hand entgegen, versicherte mir, daß er mich stets für einen Mann von Ehre gehalten und meine Annäherung an seine Tochter ohne Bedenken beobachtet habe; ich müsse es nur der väterlichen Zärtlichkeit zu Gute halten, wenn die Entdeckung, daß das Herz seines Kindes fürderhin einem Fremden gehören solle, ihn im ersten Augenblicke befremdet und geschmerzt habe. Er sei gewiß nicht ein tyrannischer Vater und würde sich der Neigung seines Kindes niemals widersetzen, wenn er mit gutem Gewissen an ihr zukünftiges Glück glauben könne.

Und als ich darauf ſtammelnd erwiederte, was ich eben zu erwiedern ſchuldig war, unterbrach er mich mit der Bemerkung: Es ſei in der vorgerückten Stunde nicht Zeit zu ſo ernſter Beſprechung, er würde mich am nächſten Morgen in ſeinem Arbeitszimmer erwarten.

O, laß mich ſchweigen, Fritz, von dieſer Nacht, von dem Morgen, der ihr folgte! Düſterer kann der Tag auch für den Verbrecher nicht heraufdämmern, dem zum erſten Male die Ketten an den Füßen klirren. Auch ich mußte ja die Freiheit opfern, das Einzige, was mir geblieben war! Ich ſah keinen Ausweg. Sollte ich Lüge auf Lüge häufen und dem Major Dinge über mich ſelber ſagen, die es ihm unmöglich machten, mir ſeine Tochter zur Frau zu geben. Sollte ich fliehen? Meinen Namen der Lächerlichkeit preisgeben, nein, ſchlimmer als das, ihn mit dem Odium der Wortbrüchigkeit beflecken? Auch das Bild des roſigen jungen Geſchöpfes, das ich ſo kaltblütig geopfert für die Geliebte, wollte mir nicht von der Seele weichen, ich ſah ſie vor mir ſtehen in ihrem faſſungsloſen Schmerz, mein liebeskrankes Herz maß ihre Empfindungen an den eigenen, und Mitleid ſchmiedete ein neues Glied an der Kette, in welche ich mich verſtrickt hatte.

Und ſo erfüllte ſich mein Geſchick, ich verließ am nächſten Morgen als „glücklicher" Bräutigam das Arbeitszimmer des Majors; an meinem Arme hing mit bräutlichem Erröthen ein Mädchen, von dem mein Herz nichts wußte, man ſchüttelte mir beglückwünſchend die Hände. —

Wahrlich, wenn ein Tyrann ſich ein boshaftes Vergnügen daraus gemacht hätte, ſtatt der körperlichen Leiden

raffinirte Seelenmartern auszusinnen, er hätte nicht diabolischer zu quälen vermocht! Ich, mein Lebenlang ein Feind von Lüge und Heuchelei, war zu einer fortgesetzten Komödie gezwungen; ich sollte das heiligste Gefühl der Menschheit, die Neigung zu einem reinen Weibe, zur Schau tragen wie eine Maske, die man abnimmt, sobald die Zuschauer den Rücken drehen! Dabei mußte ich bei jedem zärtlichen Worte, bei jeder Berührung meiner Braut sehnsuchtsvoll der Frau gedenken, für welche ich mich opferte, die mir nun doch für immer verloren war!

O, laß mich schweigen von diesen unseligen Tagen!

Durch das Klingen der Gläser an unserem Verlobungstage hörte ich nur das Klirren meiner Ketten, es klang mir durch das Läuten der Hochzeitsglocken. Und als ich am Altare stand, als mein „Ja" durch die Kirche tönte, da war mir's, als müsse das Echo: „Lüge! Lüge!" zurückrufen, denn die Frage des Priesters hatte mich aus einem Traume geweckt, in welchem ich eine andere Braut — eine hohe Gestalt, ein blondes Haupt — im Myrtenkranz und Atlaßgewande knieend an meiner Seite geschaut!" —

Der Direktor hatte in lebhaftem Tone erzählt, nur bei den letzten Worten war seine Stimme immer leiser und ernster geworden; nun blickte er schweigend einige Minuten lang auf die verglimmenden Kohlen in dem Kamin; die langverjährten Schmerzen schienen wieder lebendig zu werden, während er den Jugendgespielen in seine Seele schauen ließ.

„Armer Freund!" sagte dieser voll Theilnahme.

„Ich bin noch nicht zu Ende," fuhr der Direktor fort,

„denn im wirklichen Leben ist mit der Ehe ja kein Schluß gefunden, wie in den Romanen; die beiden Menschen wünschen, denken, streben weiter, nur daß sie nun eine Harmonie erzielen sollen. Und nun gar in einer Ehe wie die unsere, die auf so falscher, unklarer Grundlage auferbaut war! Bei Gott, ich hatte in den stillen Bräutigamstagen, nachdem Paula mit den Ihren nach Berlin zurückgekehrt war und ich wieder allein in der einsamen Villa weilte, den festen Entschluß gefaßt, dem Mädchen, dessen Schicksal durch eine Lüge an das meine gefesselt wurde, durch unermüdliche Güte und Rücksicht das Leben leicht zu machen, sie nie errathen zu lassen, daß sie ihre Neigung einem Manne geschenkt, der ihr kein volles, warmes Herz als Entgelt zu geben vermochte. Aber was sind solch' künstlich erzeugte Entschlüsse, wenn die wahre Liebe fehlt, welche allein zur Brücke werden kann zwischen zwei Menschenherzen: Paula's Seele blieb mir fremd.

Ich führte meine junge Frau auf Reisen, wir fuhren von einem schönen Fleck des Südens zum anderen, immer im Sonnenschein, wie Wandervögel, die dem Frühling nachziehen. Paula staunte und bewunderte, freute sich wie ein Kind, wenn sie mir aber mit der stürmischen Begeisterung ihrer achtzehn Jahre um den Hals fiel und mir dankte für all' das Schöne und Neue, für das bunte, sonnige Stück Welt, das ich vor ihren staunenden Augen entrollte, dann wendete ich mein Antlitz weg, aus Furcht, sie möchte darin mein trauriges Geheimniß lesen, daß ich sie nur deshalb so ruhelos von einem Ort zum anderen führte, weil mir graute vor dem Alleinsein in dem stillen Heim, weil ich ihr durch

Vergnügen und Zerstreuung ersetzen wollte, was uns fehlte: das Glück. Sie selbst bat mich endlich, heimzukehren, und reisemüde kamen wir zwei Jahre später nach Deutschland zurück. Wir lebten in Eltville. Ich vertiefte mich in meine Studien und überließ Paula ihren häuslichen Pflichten, ihren Blumen, ihrer Musik. Sie schien sich auch während des Sommers, so lange ihre Eltern sich in dem nahen Wiesbaden aufhielten und Tilly häufig Tage lang bei ihr weilte, recht wohl in das einförmige Leben zu finden. Doch als es herbstlich zu werden begann, als die Eltern abgereist, ihre geliebten Blumen verblüht waren und nun das dürre Laub langsam von den hohen Bäumen unseres Gartens herabwehte, da bemerkte ich plötzlich, daß meine Frau sehr ernst und still geworden sei. Ihre helle Stimme trällerte nicht wie sonst durch die Zimmer, sie hatte auch das laute, muthwillige Lachen verlernt. Nun verstimmte mich der ungewohnte Ernst, der mir ein stiller Vorwurf schien.

Eines Morgens trat sie in mein Bibliothekzimmer, legte die Hand auf meinen Stuhl und sagte: „Rudolph, ich möchte auch einmal die dicken, großen Bücher lesen, in welchen Du so fleißig studirst, ich werde sie gewiß verstehen, wenn ich mir rechte Mühe gebe, und wenn ich über eine Stelle nicht im Klaren bin, darf ich wohl kommen und mir bei Dir Belehrung holen, nicht wahr?“

Nach Jahren habe ich mich noch an die schüchterne bittende Miene erinnert, mit welcher sie zu mir, der vor ihr saß, herniederschaute. Damals aber erwiederte ich mit einem bitteren Lachen:

„Du langweilst Dich wohl recht, weil Du auf solche Gedanken kommst! Das sind Grillen, liebes Kind! Laß Du die dicken Bücher, über welchen Du einschlafen würdest! Pack' lieber Deine Sachen zusammen, wir wollen in Deine Vaterstadt reisen, auf Bälle, in's Theater gehen, das wird Dir besser gefallen!"

Wir brachten den Winter in Berlin zu.

Paula tanzte und amüsirte sich. Mir fiel ein Stein vom Herzen, da ich sie fröhlich sah. Ihre Eltern weilten zwar nicht in der Hauptstadt, der Major war vor Kurzem versetzt worden, aber sie hatte doch einen großen Kreis von Bekannten und Freundinnen wiedergefunden, und wir waren wenig allein zu Hause; ich folgte ihr bereitwillig in die Gesellschaften, auf Bälle, in's Theater und in die Konzerte. Man rühmte mich als vorzüglichsten Ehemann. Niemand ahnte ja, ich selbst gestand es mir kaum, daß ich allabendlich mit der geheimen Hoffnung ausging, der geliebten, lange gesuchten Frau zu begegnen. Magda athmete ja eine Luft mit; doch wie auch Tausende von Menschen täglich an mir vorübereilten, wie viele schöne Frauengestalten in den Gesellschaften zur Thüre hereinrauschten, auf welche ich stets in banger Erwartung die Blicke geheftet hielt, sie erblickte ich nicht. Und seltsamerweise erwähnte Paula, die sonst alle früheren Bekannten aufgesucht hatte, nie den Namen der Frau Oberst, mit welcher ihre Familie doch so eng befreundet war; mich selber aber hielt eine unüberwindliche Scheu zurück, sie gerade zu diesem Besuche aufzufordern. Aber dieses nutzlose Harren steigerte meine Leidenschaft von Tag zu Tag, und als ich eines

Abends in wahnsinniger Sehnsucht die Straße auf und ab gewandelt war, in welcher die Geliebte wohnte, als endlich ein Wagen über das Pflaster rollte und vor ihrem Hause hielt, da war mir's, als müsse ich vor sie hinstürzen, fassungslos, besinnungslos. Sie trug einen langen schwarzen Sammtmantel, wie heller Sonnenschein hob sich das lichte Antlitz aus dem dunklen Pelzbesatz; doch wie ich eben vortreten und grüßen wollte, hatte ihr ein junger Mann, der nach ihr ausgestiegen war, den Arm geboten und sie in's Haus geführt.

Von Eifersucht gequält, obwohl ich nach der Aehnlichkeit ihren Bruder vermuthen konnte, von Liebesweh zerrissen irrte ich in der Winternacht umher. Paula wachte noch, als ich nach Hause kam. Sie hatte rothgeweinte Augen, die sie mir zu verbergen suchte. Warum weinte sie? Ich wagte nicht zu fragen, hatte ich ihr doch keinen Trost zu geben, auch wenn sie sich elend fühlte.

Wenige Wochen später erfuhr ich in einem Salongeplauder, dem ich gleichgiltig zuhören mußte, daß der Oberst v. Teschenreute infolge eines Schlaganfalles gelähmt sei, daß er aus dem Dienste ausgeschieden und die Stadt verlassen habe, um in einem milderen Klima seinen Aufenthalt zu nehmen. Zum ersten Male war der Name Magda's in einer Gesellschaft genannt worden; ich fühlte, wie das Blut mir siedendheiß in das Gesicht strömte, und zugleich erfaßte mich namenloser Schmerz, als hätte ich jetzt erst die Geliebte verloren, da so viele Meilen mich von ihr trennten.

Jahre vergingen; wir waren auf Paula's Wunsch an

den Rhein zurückgekehrt. Unsere Ehe glich einem melancholischen Herbsthimmel ohne Gewitterwolken, ohne Stürme, aber von monotonem Grau, durch welches die Sonne nie durchdringen konnte. Paula war sanft und gut, aber eben ihre Güte wirkte wie ein Stachel auf mein Gemüth.

„Welches Glück hätte sie verdient!“ sagte ich mir dann und schämte mich in tiefster Seele, dies reine, schuldlose Geschöpf so schmählich betrogen zu haben. Zwischen uns lag die Lüge als eine dunkle Kluft. Doch, wer weiß, vielleicht wäre auch dieser Schatten gewichen, als endlich nach fünfjähriger Ehe Paula's Herzenswunsch nach einem Kinde in Erfüllung ging, als wir unser kleines Mädchen in den Armen hielten, wenn nicht die dämonische Leidenschaft, in welche ich mich verstrickt, mir alle Empfindung, alle Klarheit, allen Verstand geraubt hätte. O, wärest Du damals an meiner Seite gewesen als strenger, warnender Freund — als Arzt meiner Seele!

Paula lebte nur für das Kind, sie konnte Tage lang an der Wiege sitzen und die ersten Lebensregungen des zarten Geschöpfchens beobachten; und wenn es lachend die Aermchen nach der Mutter ausstreckte, dann ruhten die Augen meiner guten Frau in so seligem, zärtlichem Entzücken auf dem rosigen Gesichtchen, wie ich es nie an ihr gesehen, sie hatte mich ja geliebt! Wie kam es, daß sie mir nie die leidenschaftliche Hingebung, die tiefe Neigung gezeigt, die nun dem Kinde gegenüber zum Vorschein kam? Mit seltsamer Verstimmung, deren Grund ich mir nicht klar zu machen suchte, sah ich Paula so vollbefriedigt in ihrem Mutterglücke.

Haltlos gab ich mich den Gedanken an Magda hin und malte mir das Wiederſehen mit ihr aus, das ja einmal kommen mußte, denn mein Leben ohne ſie ſchien mir ein Wandern auf öder Haide, lichtlos, blumenlos, erſchlaffend, todeseinſam. Ich träumte von ihr; allnächtlich, wenn ich die Augen geſchloſſen, dann ſtand ſie greifbar nahe vor mir, ich ſah die ſchönen ernſten Lippen ſich bewegen, die weichen Haare wehten um ihre Stirne; den Tag über wandelte ich umher wie ein Menſch, der Geſpenſter ſieht und allem wirklichen Leben entrückt iſt. Eines Nachts glaubte ich deutlich ihre Stimme zu vernehmen, die flehend wie in heißer Sehnſucht nach mir rief: „Rudolph, Rudolph!“

Am nächſten Morgen las ich in einer Zeitung die Nachricht, daß Oberſt v. Teſchenreute in Nizza verſchieden, ſeine Leiche nach Deutſchland gebracht und in Berlin beſtattet worden ſei.

So wenig Hang ich ſonſt zum Myſticismus gehabt, nun glaubte ich an ein Wunder; es ſchien mir geheimnißvoller Seeleneinklang, daß Magda in jener Nacht nach mir gerufen habe, da ſie jetzt frei war, da ſie wieder auf heimathlichem Boden weilte, und ich berauſchte mich immer mehr mit den ſüßen Gedanken an ihre Gegenliebe, an getheilte Sehnſucht.

So vergingen Wochen des Harrens. Die erſte Frühlingsregung wehte durch den Rheingau, als ich nach mehrtägiger Abweſenheit den Strom wieder herauffuhr. Ich war bei Tilly's Hochzeit mit Oskar Werner in Düſſeldorf geweſen, hatte mich aber ſo ſchnell wie möglich los-

gemacht, denn es drängte mich heimwärts, konnte ich nun doch sicher annehmen, daß Magda in Wiesbaden weile, daß ich ihr endlich wieder begegnen müsse. Paula war nicht zu bewegen gewesen, sich von dem Kinde zu trennen, ich fand sie bei meiner Rückkehr im Garten, das kleine Mädchen an der Hand, das mir jubelnd „Papa, Papa!“ zurief. Doch schon nach der ersten Begrüßung theilte mir meine Frau das schreckliche Brandunglück mit, das ein benachbartes Dorf während meiner Abwesenheit betroffen, viele Familien obdachlos, manche zu Bettlern gemacht habe, und bat mich, doch sogleich den armen Menschen Unterstützung zu bringen, deren sie so sehr bedurften.

Ich machte mich selbst auf den Weg. Das Dorf lag in der Nähe von Wiesbaden. Ich ging raschen Schrittes dahin durch den hellen, sonnigen Frühlingsmorgen, fast mit einer freudigen Empfindung, der Geliebten näher zu kommen, welcher Regung ich mich freilich schämte, wenn mir die Veranlassung meines Weges vor die Augen trat. Die Brandstätte bot einen entsetzlichen Anblick; bettelnde, zerlumpte Kinder umringten mich, da und dort suchten noch Männer und Weiber mit stierem Blick in der Asche, in welcher ihr Hab und Gut begraben lag, und über den schwarzen Mauerresten, zwischen welchen noch an manchen Stellen eine Flamme emporzüngelte und von denen ein erstickender Brandgeruch ausströmte, blaute der Abendhimmel, lag warmer Sonnenglanz. Neugierige hatten sich nach der Brandstätte gedrängt, Equipagen waren in der sonst so einsamen Dorfstraße auf und ab gerollt, nun ward's allmählig still über dem weiten Trümmerhaufen, die armen

Abgebrannten ſchleppten die elenden Reſte von Metallgegenſtänden und Geräthſchaften, die ſie in dem Schutt aufgeleſen, nach den Scheunen des Nachbarortes, die ihnen zum Obdach angeboten worden waren. Ich ſchritt langſam an den bleichen, verhärmten Menſchen vorüber. Da ſah ich plötzlich am Ende der Straße eine hohe, dunkle Frauengeſtalt, deren Anblick mir das Herz ſtillſtehen machte vor ſüßem Schrecken. Ach, wie oft war ich in den Straßen Berlins einer flüchtigen Aehnlichkeit nachgejagt, wie oft hatte ich dann mit klopfenden Pulſen einem fremden, gleichgiltigen Antlitz gegenübergeſtanden!

Ich folgte auch heute, ohne der bettelnden Kinder, die ſich um mich drängten, weiter zu achten, der ſtolzen Erſcheinung, die ſich in einiger Entfernung vor mir dahinbewegte. Plötzlich verſchwand ſie in einer der beſſer erhaltenen und noch bewohnten Hütten; einige Sekunden nach ihr trat ich in den finſteren, niedrigen Raum. Eine alte Frau lag auf einem elenden Bette und ſchaute mit dankbarem Geſicht, über welches die Thränen herunterrollten, zu der von mir abgewendeten, ſchwarzgekleideten Dame empor. Nun wendete dieſe das crêpe-umhüllte Haupt und „Magda, Magda!“ rief ich, daß es wie ein Jubelſchrei durch die armſelige Hütte klang. Sie ſchaute mir befremdet, mit räthſelhaftem Ernſte in das Geſicht, dann reichte ſie mir die Hand, ich war keines Wortes mehr fähig.

Bebend, mit überſtrömendem Herzen ſtarrte ich auf die langerſehnte Geſtalt, als müſſe ſie mir wieder wie ein Traumbild entſchwinden. Was ich bei mir trug, legte ich in die zitternden Hände der alten Frau, um einen Ab-

glanz meiner Seligkeit in dem düſteren Raume zurückzulaſſen, in welchem ich endlich der Geliebten wieder begegnet war. Mit ſtieren Augen ſchaute die Alte auf die Goldſtücke, dann auf uns, und ſchluchzte dabei vor gerührtem Dank. Ich bot Magda den Arm, um ſie über die Schwelle zu führen.

„Gottes Segen über Euch Beide!“ rief die Alte uns mit gefalteten Händen nach.

Der Augenblick war da, nach dem ich gebangt hatte in den langen, langen Jahren, ich ſtand der geliebten Frau allein gegenüber. Es war einſam ringsum, die düſtere Umgebung gab unſerer Unterredung ein tiefernſtes Gepräge. Sie ſprach zuerſt, ich fand keine Worte.

„Sie ſtarren mich an wie ein Geſpenſt, Herr Feldberg,“ ſagte ſie mit einem flüchtigen Lächeln, „iſt's denn ſo ſeltſam, daß der gleiche Wunſch, zu helfen, uns hier wieder zuſammenführte?“

„Sie ahnen nicht,“ erwiederte ich mit gepreßter Stimme, „Sie ahnen nicht, gnädige Frau, was mir dieſes Wiederſehen bedeutet. Mein ganzes Leben war ja nur namenloſes Sehnen ſeit unſerem Scheiden.“

Sie zog ihren Arm aus dem meinen und ſchaute mich wieder mit demſelben ſtrengen, vorwurfsvollen Blicke an, wie im erſten Augenblicke; ich aber ſprach wie im Fieber, die lang zurückgehaltene Leidenſchaft drängte ſich mir auf die Lippen in glühenden Worten, die ich heute nicht mehr zu wiederholen vermöchte.

Sie wendete das Geſicht nicht von mir ab, der Ausdruck deſſelben ward nur immer trauriger und ernſter.

„Ich kann Ihnen nicht ſagen, wie tief Ihre Worte mich ſchmerzen!“ erwiederte ſie, als ich endlich ſchwieg. „Mir iſt, als ſchauten mich an Ihrer Seite zwei thränenüberſtrömte Frauenaugen an und erzählten von Jahren des Leids, die ſie durchlitten — um meinetwillen. O Gott, was habe ich denn gethan, daß Sie einen ſolchen Vorwurf auf mein Gewiſſen wälzen! Glauben Sie denn, ich würde Ihr Opfer angenommen, ich würde Ihre Lüge nicht zerriſſen haben mit dem Stolze meiner reinen Tugend, wenn ich Paula nicht gekannt, nicht gewußt hätte, wie gut ſie Ihnen ſei, wenn ich ſie nicht ſtets für ſo liebenswerth gehalten! Es ſchien mir in jenen Augenblicken höchſter Angſt und Reue wie eine Schickung, der ich mich fügen müſſe, wie die beſte Tilgung meiner Schuld, wenn Sie nun doch an Paula's Seite das Glück finden würden, das ich Ihnen nicht gewähren durfte. Heute darf ich's ja geſtehen, auch ich glaubte damals ein Opfer zu bringen. Daß Paula's Jugendreiz raſch mein Bild aus Ihrem Herzen verdrängen würde, ich zweifelte ja keinen Augenblick daran! Und nun nach Jahren, da ſchien es mir ein lieber Gedanke, als ruhige treue Freundin Sie Beide wiederzuſehen, Ihre Kinder in meinen Armen zu halten. Sie aber erſchrecken mich mit dieſem entſetzlichen Bekenntniß Ihrer Leidenſchaft, das ſelbſt der Anblick meiner Trauerkleider, der Anblick des Elends um Sie her, das kein Gedanke an Ihre — Pflicht auf Ihren Lippen zurückhielt, und ich muß ſchaudernd erkennen, daß ich, die ich mich einmal vermeſſen Ihren Schutzengel nannte, ein Dämon geworden bin, für Sie und für Ihre arme junge Frau!“

„O Magda! Habe ich denn nicht gelitten unter diesem unseligen Zwiespalt zwischen Pflicht und Neigung? Drückt die Schuld gegen Paula mich nicht wie ein schweres Verhängniß? Aber glauben Sie nun endlich, daß diese meine Liebe, die trotz aller Hindernisse, trotz der Entfernung immer festere Wurzeln in meinem Herzen geschlagen hat, auch größer und gewaltiger als die Satzungen der Menschen, daß sie unser Schicksal ist? Glauben Sie endlich, daß ich ein Recht besitze an das Weib, für welches ich so viel gefehlt und gelitten habe, ein Recht an mein lange versagtes Glück?“

Wie streng und kühl klang ihre Stimme, als sie nun erwiederte:

„Und das wäre Ihnen Glück? Ein gebrochenes, verrathenes junges Herz, ein Unrecht gegen die Frau, die Sie zu lieben vorgeben, ein Unrecht gegen jene, die Sie lieben sollten, ein Verrath an Ihrem gegebenen Wort, ein Hohn auf Sitte und Treue — das würden Sie Glück nennen? O nein, mein Freund, Sie täuschen sich selbst! Ich will Ihnen eine Wahrheit sagen, die Sie vielleicht von keinem anderen Menschen ertragen würden, wenn auch in einer ruhigeren Stunde Ihr Herz Ihnen sagen muß, daß ich Recht hatte. Sie sind verwöhnt vom Schicksal! Mühelos ist Ihnen all' das in den Schoß gefallen, wofür Andere ihre beste Kraft einsetzen müssen, was für Viele zeitlebens nur ein schöner Traum bleibt. Nie ist die Noth nur von ferne an Sie herangetreten, nie haben Sie die Mühsal eines arbeitsvollen Lebens kennen gelernt! Und weil einmal ein Wunsch in Ihnen erwachte, der keine Befriedigung fand, weil Sie

einmal die Arme ausbreiteten und das Ersehnte nicht erfaßten, so hat Ihre ungenügsame Phantasie sich ein Ideal aus diesem Unerreichbaren geschaffen und das Versagte Ihnen als Glück vorgespiegelt! Besäßen Sie's, Sie würden Ihren Wahn erkennen und so unbefriedigt sein, wie zuvor!"

Wie eine zürnende, richtende Göttin stand sie vor mir, ihre Augen blickten kalt wie die Wintersonne, das schwarze Gewand, der dichte Schleier, der ihr bleiches Gesicht umflatterte, gaben ihrer Erscheinung eine düstere Färbung.

„O Magda!" rief ich, „sind Sie denn dem Erdenleben so weit entrückt, stehen Sie denn so hoch über uns armen, irrenden Sterblichen, daß Sie einen Wahn nennen, was doch des Lebens bester Theil: die Liebe ist?"

Ein wehmüthiger Zug glitt über ihr ernstes Antlitz und zum ersten Male klang warmes Gefühl und tiefe Trauer durch ihre Stimme.

„Nicht entrückt bin ich dem Erdenleben, ich habe zu tief in seine Schrecken geschaut, um noch den Jugendtraum an das Glück zu hegen, um noch schwärmen zu können, wie Sie. Glauben Sie denn, daß Jahre der Entsagung spurlos an uns vorübergehen? Ich komme von einem Krankenlager, mein Freund, habe in zwei langen Jahren nichts von der Welt gesehen, als den Jammer langsamen Sterbens, bin noch immer durchschauert von dem furchtbaren Ernste des Todes! Wie könnte ich Ihre Sprache verstehen! Nein, Rudolph, für mich gibt es keinen Frühling mehr!"

Dabei schaute sie mit den großen stillen Augen gedan-

kenvoll auf den Abendhimmel. Es war daſſelbe holde Antlitz, kein Fältchen trübte die helle Stirne, es war dieſelbe Stimme, die mir ſo oft im Ohr geklungen, und doch, während ſie ſprach, da war mir's plötzlich, als ſtünde ich einer Fremden gegenüber, als wäre dies nicht die geträumte erſehnte Frau, wenn ſie auch ihre Züge hatte.

Einer ſchönen Madonna mußte ich gedenken, die ich einſt in einer der italieniſchen Kirchen bewundert hatte: ein bleiches, ſchönes Frauenbild, das ſchon den Stempel himmliſcher Verklärung trug, und ich fühlte, daß ich dieſes ruhig gewordene Herz mit meiner Gluth nicht mehr erwärmen konnte.

„Wie können Sie ſo gelaſſen dieſe tieftraurigen Worte ſprechen?“ flehte ich noch einmal. „Was gibt Ihnen dieſe entſagungsvolle Ruhe? Was hat das Sehnen, von dem auch Sie einmal ſprachen, Magda, ſo gänzlich erſtickt in Ihrer Bruſt?“

Sie war ſtehen geblieben, ihr Wagen, der außerhalb des Dorfes gewartet, kam heran. Sie zog den Schleier über das Antlitz und ich konnte ihre Augen nicht ſehen, als ſie leiſe erwiederte:

„Muß ich Ihnen das Räthſel löſen, mein Freund? Ihr Männer habt doch ſonſt ſehr ſcharfe Augen und wartet nicht, bis eine Frau Euch ſelbſt geſteht: ich bin nicht mehr jung, Rudolph! Nie habe ich die Wahrheit des ſchlichten Gedichtchens, das ich einmal als Mädchen gedankenlos auswendig lernte, wie in dieſer Stunde begriffen:

„Ja, wär' es nur der Wangen Pracht,
Die mit den Jahren flieht!

Doch das ist's, was mich traurig macht,
Daß auch das Herz verblüht!
Wir sind so alt, wir sind so müd,
Von was — wir wissen's kaum;
Wir wissen nur: das Herz verblüht,
Und Alles war ein Traum!"

Das waren ihre letzten Worte; dann reichte sie mir die Hand, der Wagen rollte fort und verschwand mit ihr in den dämmernden Schatten.

„Und Alles war ein Traum!" Unwillkürlich wiederholten meine Lippen diesen letzten Satz, während ich vernichtet auf einen Wegstein niedersank und mich in der todesstillen Einsamkeit dem Gefühle namenloser Enttäuschung überließ. Alles Sehnen, alles Wünschen, alle Lebenshoffnungen hatte ich auf dieses Wiedersehen gerichtet, und nun war dies das Ende! Es hatte mir nichts gebracht und Alles genommen! Ich hatte ein Weib geliebt, dessen Seele mir angehörte, das bei aller Tugend mir sehnsuchtsvoll zustrebte, das ich mir vereint glaubte in geheimnißvoller Harmonie! Eine Heilige fand ich jetzt, vor der ich wohl die Kniee beugen mußte in stummer Verehrung, deren Pulse aber nicht höher schlugen in meiner Nähe, die kein Verständniß mehr besaß für mein heißes Fühlen, in deren Leben ich keinen Raum mehr hatte. Und wenn die Liebe sich lange Jahre nur von Erinnerung nähren kann, wenn sie Entfernung, Trennung zu überdauern vermag, wenn sie zuweilen den starrsten Trotz und Stolz noch zu besiegen hofft, so wirkt doch *eines* wie ein ertödtender Hauch auf sie: Gleichgiltigkeit. Magda's kühler Blick und ihre lei-

denschaftslosen Worte, ihr Antlitz, das nicht erröthete, ihre Gestalt, die nicht erbebte, ihre Hand, die nicht erzitterte in der meinen, hatten den Halt meines Lebens in Trümmer gerissen mit dem vernichteten Glauben an ihre Gegenliebe. Nun erst begriff ich die grenzenlose Oede meines Daseins; und selber wie ein Abgebrannter, dem in dieser Stunde sein bestes Eigenthum mit einem Schlage zerstört worden, saß ich neben den Ruinen des verlassenen Dorfes mit einem Gefühl solcher Verlassenheit, daß ich meinte, der Schmerz müsse mich zermalmen.

Für eine solche Seelenstimmung hat die schönste Sternennacht keinen Trost, die holdeste Frühlingsluft kann solches Weh nicht von der Stirne fächeln.

Lange nach Mitternacht kehrte ich nach Hause zurück; ich konnte kein Menschenantlitz sehen und scheute mich, in all' den folgenden Tagen den Augen meiner Gattin zu begegnen; Stunden lang irrte ich auf den einsamsten Wegen umher wie ein Heimathloser.

Paula sagte kein Wort. Wir lebten nebeneinander hin ohne Zank und Streit, mit gegenseitiger Schonung und Höflichkeit, jedes in sich verschlossen und dem Anderen fremd.

Ich glaube es war im August, als unser Kind zu kränkeln begann. Paula's prüfendes Mutterauge hatte schon länger die bleicheren Wangen, die matteren Bewegungen der Kleinen bemerkt; ich aber hatte über ihre übertriebene Besorgniß gelächelt. Nun schien sie wirklich Recht zu behalten; das arme Gretchen hustete und fieberte, der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf. Paula wich nicht von dem Lager der Kleinen, und die unermüdliche Pflichttreue der

lieben Frau bewegte mich mit seltsamen Gefühlen der Bewunderung und Beschämung; doch die Kleine ward trotz der sorgsamen Pflege bleicher und schmaler. Auch ich saß gar manche Stunde an dem Lager, denn Paula war nur durch das feierliche Versprechen, daß ich nicht weichen würde bis zu ihrer Rückkehr, zu der ihr vom Arzt befohlenen Bewegung in freier Luft zu überreden. Das Kind schlief viel und lallte oder schrie nur in seinen Fieberträumen; doch einmal schaute es mich lange mit ganz wachen Augen an und streckte die Händchen nach mir aus. Es hatte Paula's braune Augen, aber plötzlich sah ich in dem schmaler gewordenen Gesichtchen die wunderbare Aehnlichkeit mit meinen eigenen Zügen. Mit Allgewalt erwachte die schlummernde Vaterliebe in meiner Brust, und von Rührung übermannt drückte ich Kuß um Kuß auf die weichen Löckchen und schlang die Arme um mein kleines Ebenbild. Mir war's, als müsse ich es zurückhalten im Leben, als hätte die mangelnde Liebe im Hause das Kind getroffen, das uns Beiden so ähnlich sah. Von Reue gequält saß ich am Bette des todkranken Mädchens und fühlte die ganze unlösliche Macht und ernste Bedeutung der Ehe, aber ich fühlte sie nicht mehr als schwere Kette, die ich schleppen mußte, sondern als den einzigen Halt, der mir noch geblieben war.

So saß ich lange; da legte mir Paula die Hand auf die Schulter; heiße Mutterangst klang aus ihrer Stimme:

„Du findest das Kind wohl sehr, sehr krank, Rudolph?"

„Nein," sagte ich, „gewiß nicht, Paula, nicht schlimmer als gestern," und ich klammerte mich, während ich

ſprach, ſelbſt an den letzten Hoffnungsſchimmer; „ich ſaß nur ſo ſtill und dachte, wie traurig doch Dein Leben hier geworden, wie ſtill Du Deine jungen Jahre hier zubringſt, wie das luſtige kleine Ding hier Dir fehlen müſſe in Haus und Garten, ſeit es krank im dunklen Zimmer liegt, wie leid mir's iſt um Dich, arme kleine Frau!"

„O Rudolph," ſagte ſie und es zuckte ſchmerzlich um ihren blaſſen Mund, „wir bedürfen wohl Beide des Mitleids ſeit langer Zeit!"

Es war das erſte Wort der Klage, das je über ihre Lippen gekommen.

Unſer Kind ſtarb. Nun erſt ward es ganz freudlos in unſerem Heim. Paula's Schmerz äußerte ſich nicht in wildem Weinen und Klagen, dem ſchließlich körperliche Ermüdung als wohlthuende Kriſis folgt; ſie litt um ſo tiefer, weil ihre Augen keine Thränen fanden. Ihr Geſicht hatte ſich verändert in den Wochen der Angſt und Sorge, ſie war nicht mehr das kindlich rothwangige, lachende Perſönchen, wie ſie zuerſt an jenem Frühlingstag in meinem blühenden Garten geſtanden; jetzt erſt ſchien ſie zum Weibe gereift, ihre Augen blickten dunkler und größer aus dem ſchmaler gewordenen Antlitz, nie war ſie ſo ſchön, ſo rührend anmuthig geweſen; aber ein trotziger, finſterer Zug lag um Lippen und Brauen und ſie wehrte jede Annäherung, jedes Wort des Troſtes von meiner Seite mit düſterem Ernſte ab.

Wie konnte ich ihr auch Troſt geben! War ich doch ſo zerriſſen in meinem eigenen Herzen, daß ich nicht wußte, wie ich ſo weiter leben ſollte. Ich krankte ja auch an der

Berufslosigkeit! Wie vielfach werden die Männer beneidet, welche kein äußerer Zwang zur Arbeit treibt — wie selten sind sie beneidenswerth! Ich war mir längst darüber klar geworden, daß mir eine geregelte Thätigkeit fehle, aber ich hatte nicht die nöthige Energie gehabt, mich um eine passende Stellung umzusehen. Da überraschte mich eines Tages der Besuch eines Universitätsfreundes. Wir hatten uns seit Jahren nicht mehr gesehen und freuten uns von Herzen, wieder von den alten tollen Zeiten zu plaudern; doch als Paula uns verlassen hatte und wir uns allein beim Glase Wein gegenübersaßen, rückte der lustige Kamerad erst mit dem Bekenntniß heraus, daß er nicht aus eigenem Antrieb, sondern auf höheren Befehl zu mir gekommen sei. Er berichtete zu meinem größten Staunen, man habe in einflußreichen, dem Hofe, welchem er zu dienen die Ehre habe, sehr nahestehenden Kreisen in anerkennendsten Worten von mir gesprochen; er sei stolz gewesen, sich als mein Freund in das Gespräch mischen zu können; den nächsten Morgen schon habe er den Auftrag erhalten, brieflich oder mündlich zu sondiren, ob ich geneigt wäre, mich um die Stelle eines Direktors an dem Museum zu D. zu bewerben. Man wünsche nämlich als Ersatz für den kürzlich verstorbenen Direktor einen Gelehrten, der neben den erforderlichen Fachkenntnissen weltmännische Gewandtheit besäße und zu repräsentiren verstände, und würde mein Nachsuchen um den Posten sehr geneigt aufnehmen. Leider könne man keine glänzenden äußeren Bedingungen anbieten, dagegen eine freie unabhängige Thätigkeit und eine höchst angesehene gesellschaftliche Stellung zusichern.

Der Freund lachte hell auf, als er mein verdutztes Gesicht bemerkte. Ich stand vor einem Räthsel, hier lag mein geheimster Wunsch erfüllt vor mir, ehe ich ihn ausgesprochen. Wie war das möglich? Ich hatte allerdings in dieser und jener gelehrten Zeitschrift kleinere Aufsätze veröffentlicht, welche gut aufgenommen worden waren, ich war in einem Streite mit einem Professor der Alterthumskunde gerade in D. einmal Sieger geblieben, aber alles das erklärte nicht das Wunder, daß man mir eine vielbegehrte Stellung höflichst anbieten ließ. Die ganze Nacht habe ich über das seltsame Begebniß nachgegrübelt; am Morgen aber beim Frühstück kam plötzlich die Erleuchtung; mein Freund nannte gesprächsweise den Namen seines Vorgesetzten: Präsident v. Wanning.

Wanning war Magda's Mädchenname, ihr ältester Bruder lebte in D., sie, mein ernster Schutzengel, hatte die kleine Intrigue gesponnen, um mich aus ihrer Nähe zu verbannen. Ich sah sie wieder vor mir und ihre ernsten Lippen sprachen mahnend: „Sie sollen nicht träumen, mein Freund, sondern schaffen und streben!"

Ich beugte mich vor ihrem Willen und noch am selben Tage reiste mein Freund mit meinem Gesuche in Händen nach D. zurück. Auch Paula schien mit meinem Entschlusse einverstanden. „Ein neues Leben wird Dich erfrischen, Rudolph, Du thatest Recht!" Dann aber erwähnte sie mit keiner Silbe mehr unsere demnächstige Domizilveränderung, auch dann nicht, als ich längst die Bedingungen vereinbart und den Zeitpunkt unserer Abreise festgesetzt hatte. Ich sah sie nur zuweilen sinnend an einem

Fenster stehen, als wolle sie von ihrer Umgebung Abschied nehmen.

Und dann kam jener unvergeßliche Winterabend. Draußen fiel der Schnee in großen Flocken nieder und breitete tiefe Stille um unser Haus. Im Wohnzimmer zitterte der Feuerschein über die Arabesken des Teppichs, und die Hängelampe brannte über dem runden Tischchen, ich las ein paar Briefe, Paula saß arbeitend mir gegenüber.

„Liebes Kind," sagte ich, „Du wirst nun wohl ein wenig an die Reisevorbereitungen denken müssen! Es gibt doch allerlei zu ordnen, wenn wir gänzlich von hier wegziehen."

Ich sah, wie sie erbleichte, wie ein Zittern ihre Gestalt überflog, als sie, die Arbeit niederlegend, sich zu mir wendete:

„Rudolph, ich muß es endlich sagen, was mir lange schon auf dem Herzen liegt: ich werde nicht mit Dir in die neue Heimath gehen, sondern zu meinen Eltern zurückkehren!"

Ich fuhr empor, als wäre ein Blitzstrahl neben mir niedergeschlagen.

„Um Gottes willen — Paula!"

„Laß mich zu Ende reden, Rudolph, und glaube, daß das, was ich zu sagen habe, gewiß keine Anklage gegen Dich enthalten soll. Du warst kein strenger Gebieter gegen mich, Du gabst mir, was Du mir geben konntest: Güte, Nachsicht, eine behagliche Häuslichkeit. Manch' andere Frau wäre damit wohl recht glücklich geworden an Deiner Seite,

auch ich vielleicht, wenn ich nicht gewußt hätte, daß es nur ein Pflichttheil an Liebe sei. Denn, Rudolph, ich will es Dir in dieser ernsten Stunde gestehen: ich wußte um Deine Lüge!"

Eine Weile war's ganz stille in dem Gemach; keines Wortes mächtig starrte ich auf den bleichen, kleinen Mund, der endlich nach sieben langen Jahren sein Schweigen gebrochen.

„Ich wußte, daß Du Magda liebtest," fuhr meine Frau nach einer Pause voll tiefer Bewegung fort, „wußte es seit dem ersten Blick, den Du auf sie geworfen. Mädchenaugen sehen scharf, und ich — ich liebte Dich ja! Ich war freilich ein thörichtes junges Ding und versteckte mein warmes, volles Herz unter kindischen Launen, aber es war mir doch sehr, sehr ernst mit meiner Liebe und es hat mir weh gethan, wenn Du an meiner Seite stets die Blicke auf sie gerichtet hieltest, wenn Du kaum hörtest, was ich sprach, und nur um den Schein zu wahren, eine zerstreute, verwirrte Antwort gabst. Niemand bemerkte dies, als ich allein; ich wurde geneckt mit Dir als meinem Verehrer — und ich habe in mancher Nacht, wenn Tilly mir als letzten Abschiedsgruß zugerufen: ‚Träume von Deinem schönen Rudolph, lieb Schwesterlein!' die Kissen gegen den Mund gedrückt, um mein Schluchzen zu ersticken! Eine seltsame Scheu hielt mich ab, Dein Geheimniß, das ich errathen, preiszugeben. So kam jener verhängnißvolle Abend, an welchen ich Dich wohl nicht zu erinnern brauche, da er Dich ja so viel gekostet hat! Du ahntest freilich nicht, wie mir zu Muthe war, als

Oskar uns Deine Abschiedsgrüße bestellte, wie ich tanzte mit überströmenden Augen und todeswundem Herzen bei dem Gedanken, Dich nie wiederzusehen! Aber ich sah Dich wieder — Du weißt es ja — neben Magda. Nie war ich Dir noch so unsäglich gut gewesen, wie in jener Stunde! Da nanntest Du mit einer Lüge meinen Namen und spendetest mir die Liebesworte, die der Anderen galten, die wie ein Hohn an mein Ohr drangen. Einen Augenblick wollte mich der Zorn übermannen, ich war nahe daran, die Rosen der Frau Oberst vor die Füße zu werfen und zu rufen: ‚Ich will nicht Eure Hehlerin sein!‘ Aber ein Blick auf Dich nahm mir allen Muth, meine Seele war in Deiner Gewalt, Rudolph, ich mußte schweigen. Doch als nun in dieses furchtbare Gewirr von Empfindungen auch noch ein Wort hineinklang: ‚Leben Sie wohl, mein Fräulein!‘, da war's zu Ende mit meiner Kraft, und die Thränen, die ich den ganzen Abend erstickt hatte, ließen sich nicht mehr beherrschen. Ich ahnte nicht, was ich that, wußte nicht, wie ich Dich mit meinem Weinen verstrickte, und als ich später aus den Worten meiner Eltern die Sachlage verstehen lernte und mir erst die Folgen dieses Auftrittes in's Bewußtsein traten, da kam die Versuchung an mich heran, der ich erlag. Ich war zu schwach, um in diesem Konflikte Siegerin zu bleiben. Verrathen wollte ich Dich nicht; es wäre mir nur Eines geblieben, meine Liebe zu leugnen, meine Thränen auf Kosten meiner erregten Nerven zu schieben, Dir mein Jawort zu verweigern! Verzeih, Rudolph, daß mein thörichtes Herz diesen Ausweg nicht gefunden hat, weil es die Trennung

von Dir nicht zu ertragen vermochte, weil es meinte, Alles sei gut, wenn Du nur bliebest. Verzeih! Ich war ein Kind und ich weiß, ich büße heute nur für die eigene Schuld.

Doch ein Wort der Vertheidigung muß ich noch für mich hinzufügen: ich hätte in den ruhigeren Tagen, die unserer Verlobung folgten, vielleicht den Muth gefunden, dieselbe zu lösen, wenn ich nicht den festen Glauben gehabt, Deine Liebe gewinnen zu können. ‚Magda ist doch für ihn verloren!‘ sagte ich mir. ‚Wer weiß auch, ob sie ihn so liebt, wie ich. Und dann, ist's nicht abscheulich, von der Todesstunde eines Anderen sein Glück zu erwarten?‘ So hoffte ich zuversichtlich, ihr Bild aus Deinem Herzen zu verdrängen, hoffte es mit der ganzen Selbstgefälligkeit eines achtzehnjährigen Mädchens, das allezeit der Eltern verwöhnter Liebling gewesen, das sich von dem ernsten Papa jeden Wunsch erschmeichelt hatte.

Ich habe mir auch ehrliche Mühe um Dich gegeben, als ich Deine Frau geworden, Rudolph. Erst hätte ich so gerne an Deiner Seite die Lücken meiner Pensionatserziehung ausgefüllt, um Dich nicht mehr mit meiner Unwissenheit und mit meinem falschen Accent bei den griechischen Namen zu ärgern, wie auf der Reise — Du lachtest mich aus! Dann in Berlin putzte ich mich und war gefallsüchtig um Deinetwillen; nur mein Mann hatte keine Augen für mich. Ich suchte durch Sorgfalt in der Ausübung meiner Pflichten als Hausfrau Deine Neigung zu gewinnen — Du nanntest mich Dein ‚gutes Kind‘, aber im Traume hörte ich Dich den Namen ‚Magda‘ rufen mit einer Sehnsucht, die mir das Herz zerriß. Schon damals wollte

ich jede Hoffnung, Deinem Herzen lieb zu werden, in banger Verzweiflung aufgeben, da kam als beſter Troſt das Kind. Meine kleine Grete hätte mich an Deiner Seite feſtgehalten, Allem zum Trotz; ihr hätte ich auch meinen Frauenſtolz zum Opfer gebracht — ſie ward von uns genommen. Und nun, da der Ernſt des Lebens mir den letzten Kinderleichtſinn von der Stirne geſtreift, da ich in voller Klarheit ſehe, wie unrecht ich gehandelt habe, da ich weiß, wie machtlos wir einem Männerherzen gegenüberſtehen, das uns nicht gehört — nun müßte ich kleiner von mir ſelber denken, wenn ich noch länger Dein Opfer annehmen würde, wenn ich nicht endlich ſagte: Magda iſt frei, und Du, Rudolph, Du ſollſt es auch ſein!“

Mir war's, während ſie ſprach, als käme der Frühlingsſturm herangebraust und zerreiße Nebel und Wolken, als ob in lichtem Blau ſich der Himmel wölbe und leuchtender Sonnenſchein um uns her fluthete. Solche Worte hatte die kleine Frau, die ich für ein gedankenloſes Kind gehalten, neben der ich in meinem eigenſinnigen Trotze gegen das Geſchick achtlos dahin gegangen war — dieſer Schatz an Liebe war dicht an meiner Seite geweſen, während ich, ein verblendeter Thor, ſehnſuchtsvoll nach Herzensglück dürſtete!

Erſt als ihre leiſe Stimme verklungen war und ſie nun mit zitternder Hand nach dem runden Goldreif an ihrer Rechten griff, da verſtand ich, daß all' das ja geweſen und verloren war, daß ich mein beſtes Glück verſcherzt hatte, daß ſie wirklich gehen wolle. Und mit einem Schrei der Angſt, der Liebe, der Reue ſtürzte ich auf ſie zu und

hielt die Hände feſt, die ſich mir entziehen wollten, und drückte die zarte Geſtalt an mich in wilder, ſtürmiſcher Zärtlichkeit. Sie regte ſich nicht; wie verſteinert lag ſie in meinen Armen, die ſie feſt und feſter umſchlangen, mit geſenkten Augen und aufeinander gepreßten Lippen; nur das raſche Klopfen ihres Herzens verrieth, daß Leben in ihr ſei. Wie ich auch flehte und bat, kein Laut ward mir zur Antwort; ich flüſterte die heißeſten Liebesworte, das reumüthigſte Bekenntniß, ich erzählte ihr von den Jahren des Leids wie von längſt gewichener Trübſal, auch daß meine Liebe zu Magda mir plötzlich unter den Händen zerronnen ſei wie ein Traum, daß meine Seele jetzt ſo einſam und verlaſſen ſei — Alles beichtete ich meinem ſtummen, regungsloſen Weibe.

Alles war umſonſt, ſie wollte mich nicht mehr verſtehen; entmuthigt ließ ich die Arme ſinken und wie ein zum Tode Getroffener murmelte ich:

„Ich hab's verdient, daß Du Dich von mir wendeſt, meine Liebe kommt zu ſpät!“

Da ſchaute ſie mir zum erſten Male in die Augen, und als wäre von dem Strahl ſchmerzlicher Sehnſucht, der ihr entgegenflammte, der ſtarre Trotz gethaut, floſſen die hellen Thränen über ihre Wangen. Mein treues Lieb ſchlang die Arme um meinen Hals und flüſterte:

„Iſt's denn wirklich, wirklich wahr, daß ich Dich gewonnen habe in der letzten Stunde? O Rudolph, ich fühle, das Herz wäre mir gebrochen, wenn Du mich hätteſt ziehen laſſen! Ich habe Dich ja in all' den Jahren ſo unſäglich lieb gehabt!“

An jenem Abende, Fritz, hat das Glück unser stilles Haus durchleuchtet wie mit einem Zauberschlage. Und das echte Glück ist wie Gold: die Jahre können ihm den Glanz nicht rauben. Mit der gleichen dankbaren Rührung wie an jenem Abende, da unsere Herzen sich fanden, schaue ich noch heute meiner Gattin in die lieben Augen, da unsere zweite Tochter der Mutter schon über den Kopf gewachsen ist; und Du hattest Recht, daß in diesem Heim ein trauter Friede weht. Nachdem ein gesundes, frisches, kleines Mädchen das Bild des todten Gretchens verdrängte, hat hier keine Wolke mehr unsere Ehe getrübt; auch die Erinnerung an Magda nicht. Glückliche Frauen kennen keine Eifersucht. An der Wiege unserer Tochter, die wir Magda tauften, reichte ich der einst geliebten Frau die Hand in ruhiger Freundschaft, die bis heute uns Alle vereint. Magda hat jetzt weiße Haare, aber wenn auch ihr Herz aufgehört hat, einem Einzelnen zu schlagen, so hat es sich dafür voll Güte und Theilnahme der ganzen leidenden, des Mitleids bedürftigen Menschheit zugewendet; nicht der Armuth in den Hütten nur, sondern auch den an der Seele Leidenden, den geistig Bedürftigen. Manches Talent hat in den Salons der feinsinnigen Frau Erhebung und Aufschwung gefunden, manchem jetzt berühmten Manne hat sie die helfende Hand gereicht, da er ihrer am meisten bedurfte.

Ich aber, Fritz, habe mich von dem Staube des Alltagslebens reingebadet unter dem Einfluß der griechischen Kunst, unter meinen geliebten Marmorbildern; und jene Psyche, vor der ich Dich heute fand, die eine wunderbare

Aehnlichkeit mit den Zügen der Frau hat, welche mir einſtmals an dem geöffneten Fenſter erſchien und ſo lange unvergeßlich blieb, iſt mir die marmorne Verklärung meiner Jugendliebe geworden!“

Der Direktor war zu Ende. Die Freunde wandelten Arm in Arm, in ſtimmungsvollem Schweigen durch die Säle des Muſeums, bis ein Wagen am Hauſe vorfuhr, eine helle Mädchenſtimme durch den Korridor trällerte und eine zarte, noch jugendliche Frauengeſtalt, des Fremden nicht achtend, dem ihr entgegeneilenden Gatten um den Hals flog.

Der einſame Freund war kein verbitterter Junggeſelle; er blieb beſcheiden im Dunkel ſtehen, bis der Jubel vorüber war, und ſchaute voll Rührung auf das Familienglück des Jugendgefährten. Auch über ſein wettergebräuntes Geſicht flog heller Freudenſchimmer, als Rudolph's hübſches Töchterlein ihn mit jugendlicher Herzlichkeit als Onkel begrüßte und Paula ihm die weichen, kleinen Hände bewillkommnend entgegenſtreckte.

Iwan der Schreckliche.

Kulturgeschichtliches Charakterbild

von

Th. Winkler.

(Nachdruck verboten.)

Unter allen Tyrannen, deren Namen und Thaten in den Jahrbüchern der Geschichte verzeichnet stehen, ragt die wilde Gestalt Iwan's IV., genannt „der Schreckliche", hervor als ein entsetzliches Beispiel von menschlicher Verworfenheit, Blutgier und Grausamkeit. Nicht ohne Schauder vermag unser humaner geartetes Geschlecht auf Zeiten und Zustände zurückzublicken, die nicht nur ein Scheusal wie Iwan den Schrecklichen hervorbrachten, sondern auch gestatteten, daß derselbe beinahe vierzig Jahre lang als unumschränkter Herrscher das große russische Reich regierte.

Iwan IV. war, als sein Vater Wasilij IV. im Jahre 1533 starb, erst vier Jahre alt, und seine Mutter übernahm daher, unterstützt von einigen Räthen, für den Minderjährigen die Regentschaft. Die Art und Weise, wie diese geführt wurde, war nicht dazu angethan, dem heranwachsenden Knaben die richtigen Begriffe über die Pflichten eines Herrschers einzupflanzen. Fast täglich sah er, wie seine Mutter und ihre Räthe die schrecklichsten Greuelthaten verübten und Alles dem Verderben weihten, was ihnen nicht unbedingt zu Willen war. Die ganze Regentschaft

bildete eine faſt ununterbrochene Kette von Frevelthaten und Intriguen.

Jurij Iwanowitſch, der jüngere Bruder des verſtorbenen Zaren, welcher ebenfalls als Kronprätendent aufzutreten berechtigt war, verzichtete freiwillig darauf, kam nach Moskau und huldigte dem jungen Iwan und der Regentin. Gleichwohl wurde er des Verraths beſchuldigt, in den Kerker geworfen und dort dem Hungertode preisgegeben. Ein Adeliger, Michael Glinski, erlaubte ſich eine freimüthige Aeußerung über einen Günſtling der Regentin; die Folge war, daß auch er ohne Weiteres eingekerkert wurde. Andere wurden durch Abhauen der Hände, Ausreißen der Zunge, Eingießen von geſchmolzenem Blei in den Hals und durch ſonſtige teufliſche Grauſamkeiten um's Leben gebracht. Hinrichtungen mit ausgeſuchten Martern gehörten zur Tagesordnung.

Unter ſolchen Verhältniſſen entwickelte ſich der dem Knaben ohnehin angeborene Hang zu Grauſamkeiten natürlich in grauenhafter Weiſe. Aus ſeiner Kindheit wird erzählt, daß er ſein Vergnügen daran fand, Thiere zu martern und, ſobald er im Stande war, ein Pferd zu beſteigen, in dichte Menſchenmengen hineinzuſprengen und Greiſe, Weiber und Kinder niederzureiten.

Die Zarin-Wittwe ſtarb bereits 1538 in der Blüthe ihrer Jahre, wahrſcheinlich an Gift, und nach ihrem Tode bemächtigte ſich der Reichsrath der Herrſchaft, unter welchem der Streit, die Verfolgungsſucht, die Willkür und Grauſamkeit wo möglich noch ärger wütheten als zuvor.

Als Iwan im Januar 1547 ſich für großjährig erklärte

und selbst die Zügel der Regierung ergriff, da konnte man sagen, daß es schrecklicher, als es bis dahin in Rußland zugegangen, kaum noch werden könnte. Und dennoch war dem so. Iwan IV. oder Zar Iwan II. — er war nämlich der vierte Großfürst von Moskau, welcher Iwan hieß, und der zweite Zar dieses Namens — eröffnete die neue Aera auch sofort mit einem blutigen Schauspiel. Er beschuldigte die Fürsten Schuiski, welche das Land bisher verwaltet hatten, ihre Stellung gemißbraucht zu haben, und ließ zuerst den Aeltesten derselben, Andreas Schuiski, durch die Hundevögte auf den Straßen Moskau's mißhandeln und enthaupten. Die anderen Schuiskis wurden verbannt, und ihre Anhänger theils hingerichtet, theils ihnen die Zunge ausgeschnitten. Darauf sandte der siebenzehnjährige Zar Vertraute nach allen Richtungen des Landes aus und befahl, daß der Adel seine Töchter zur Schau ausstelle, damit die schönsten zur Auswahl für den Herrscher in die Hauptstadt geführt würden. Wo ein Vater sich dessen weigerte und seine Tochter verbarg, da verfiel derselbe in die härtesten Strafen. Iwan erwählte aus all' den Schönen Rußlands Anastasia Romanow zur Gemahlin, die Tochter eines seiner Unterthanen, Roman Jurgewitsch Zacharin, welcher ursprünglich aus Deutschland stammte.

Diese Frau war von blendender Schönheit und soll auch sehr tugendhaft gewesen sein; allein einen bessernden Einfluß auf den Zaren gewann sie nicht. Auch lebte sie nicht lange, und schon wenige Tage nach ihrem Tode schritt er zu einer neuen Ehe.

Das jähzornig-aufbrausende, blutgierige, alle Gründe der Vernunft verachtende Wesen Iwan's trat von Tag zu Tage nur noch maßloser hervor.

Im Frühling 1547 ermannten sich die Bewohner von Pskow, welche den schmählichsten Bedrückungen Seitens ihres Statthalters ausgesetzt waren, zu einer Beschwerde an den Zar, der gerade in ihrer Nähe war. Siebenzig angesehene Männer warfen sich ihm zu Füßen, um Klagen und Beweise über das erlittene Unrecht vorzubringen. Iwan aber ließ sie nicht ausreden, brauste zornig auf, schrie und stampfte mit den Füßen. Er begoß sie mit glühendem Wein, sengte ihnen Bart und Haare und befahl, sie nackt auszuziehen und auf die Erde hinzustrecken, damit er ihnen seine Antwort ertheile. Alle waren des Todes gewärtig, und wahrscheinlich war es auch nur ein Zufall, der ihnen das Leben rettete. In demselben Augenblick nämlich wurde dem Zar die Nachricht überbracht, daß in Moskau ein furchtbarer Brand ausgebrochen. Da ließ Iwan Alles liegen und stehen, setzte sich auf's Pferd und sprengte nach der Hauptstadt zurück.

Ganz Moskau glich damals einem großen Feuermeer. Ein Pulverthurm war mit einem Theile der Stadtmauer in die Luft geflogen, und bald standen die wichtigsten Gebäude, die Kaufhöfe, Klöster und selbst der Kreml in Flammen. Siebenzehnhundert Männer und Frauen, sowie eine Menge Kinder kamen um's Leben. Das Elend überstieg alle Vorstellungen. Das Feuer, hieß es alsbald, sei angelegt worden, und zwar sei „die Zauberei einiger Bösewichter" Schuld daran. Ein abermaliges Blutbad war

die Folge. Die vermeintlichen Schuldigen wurden auf Iwan's Befehl ergriffen und ohne Weiters hingemordet. Einige einflußreiche Verwandte des Zaren, welche längst den Haß des Volkes auf sich gezogen hatten, wurden gleichzeitig von dem verzweifelten Pöbel erwürgt und ihr ungerecht zusammengebrachtes Vermögen geraubt.

Diese Vorgänge blieben nicht ohne Eindruck auf das Gemüth des blutdürstigen Wütherichs, zumal ein kühner Priester, Namens Sylvester, die Gelegenheit ergriff, um dem Zaren in's Gewissen zu reden, dieses Unglück als eine Strafe Gottes für seine Grausamkeiten zu erklären und ihm anzukündigen, daß auch ihn der Arm der Gerechtigkeit ereilen werde, wenn er nicht in sich gehe und sich bessere. Iwan ließ darauf in seiner augenblicklichen Angst vor dem Strafgerichte Gottes Abgeordnete aus allen Städten Rußlands nach Moskau kommen, begab sich mit diesen und der Geistlichkeit in feierlicher Prozession nach dem Richtplatz, und gelobte hier vor allem Volk, die bisherigen Bedrückungen wieder gut zu machen und künftig Recht und Gerechtigkeit walten zu lassen. In der That trat für einige Zeit eine gewisse Aenderung ein. Neue und bessere Räthe traten dem Zaren zur Seite, der sich jetzt ganz dem Staate widmete und ein vernünftiges, wenngleich strenges Regiment führte.

Er unterwarf Kasan und bald darauf Astrachan; letzteres schuf er zu einem Hauptverkehrsplatz mit Persien und dem fernen Orient um. Gegen die Tataren der Krim schützte er die Grenze durch Anlage von Festungen und Wachtposten. Ein Krieg mit Polen und Schweden, in

welchen er verwickelt wurde, hatte keinen günstigen Verlauf und war für ihn nur mit empfindlichen Verlusten verbunden. Dagegen unterwarfen sich ihm die tscherkessischen Bergvölker, worauf er auch über das Uralgebirge nach Asien vordrang und die Unterjochung Sibiriens begann (1568).

Wir begnügen uns, diese Seite seiner Thätigkeit nur mit kurzen Strichen zu berühren, da sie zur Vervollständigung des Charakterbildes, das wir hier entwerfen wollen, wenig beiträgt. Nicht unerwähnt lassen dürfen wir jedoch die gesetzgeberischen Arbeiten Iwan's, welche ebenfalls in diese Zeit fallen und womit er das bereits von seinem Großvater begonnene Werk fortsetzte und ergänzte. In einem neuen Rechtsbuch stellte er die Privilegien des Adels und der Geistlichkeit fest, traf Bestimmungen, um die Bestechlichkeit der Richter zu verhindern, und gab der Rechtspflege durch Beiziehung von Geschworenen größere Gleichmäßigkeit und Sicherheit. Im übrigen förderte er die Civilisation des Landes dadurch, daß er fremde Einwanderung, besonders von deutschen Handwerkern, Lehrern, Aerzten und Gewerbtreibenden aller Art begünstigte und, nachdem die Engländer unter der Regierung der Königin Elisabeth den Seeweg nach Archangel aufgefunden hatten, durch einen Vertrag mit England den russischen Handel begründete. Damit ist aber auch Alles gesagt, was zu Gunsten dieses schrecklichen Despoten angeführt werden kann. Ein wirkliches Verständniß für die Wohlfahrt seines Volkes hatte er nicht, und seine eigenen Interessen, die Erweiterung seiner absoluten Herrschergewalt gingen ihm

über Alles. Dabei war er nicht ohne Staatsklugheit und ſchlug mitunter zur Erreichung ſeiner Zwecke gar ſchlau erſonnene Wege ein.

Mitten im Winter 1565 verließ Iwan plötzlich die Hauptſtadt, machte in einem anderthalb Meilen entfernten Dorfe Halt und ſchrieb von da an den Metropoliten (Biſchof), er werde das Reich verlaſſen, da die Geiſtlichkeit die widerſpenſtigen Bojaren (Adeligen) ſchütze und ihrer Beſtrafung entziehe. Die Moskauer waren über dieſe Erklärung nicht wenig beſtürzt, und da ſie fürchteten, daß das Reich nach Iwan's Abdankung in zügelloſe Pöbelherrſchaft verfallen würde, ſo zogen ſie das immerhin kleinere Uebel vor und ſchickten eine Geſandtſchaft an ihn, um ihn zum Bleiben zu bewegen. Weiter wollte der Zar nichts. Aber erſt, als ihm zugeſichert wurde, daß er ohne jede Einſprache der Geiſtlichkeit Todesſtrafen, Achtserklärungen und Gütereinziehungen nach ſeinem Ermeſſen erlaſſen dürfe, folgte er dem Rufe.

Nun aber trat der abſcheuliche Charakter des Zaren erſt recht hervor. Alles, was er bezüglich ſeiner Beſſerung dem Volke gelobt hatte, war vergeſſen. Der freimüthige Prieſter Sylveſter wurde auf eine wüſte Inſel verbannt, ſein getreuer Rath Adaſchew, der ihn ſtets zum Guten angehalten, in's Gefängniß geworfen, wo er ſtarb. Im Uebrigen führte Iwan ſeit dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ein höchſt wüſtes und ausſchweifendes Leben. Wer das nicht gut hieß oder gar zu mißbilligen wagte, verfiel dem Tode. Einem Knäſen (d. h. Adeligen), der ſich eine offenherzige Bemerkung erlaubte, ſtieß der Zar bei der

Mahlzeit ergrimmt mit eigener Hand das Messer in's Herz. Einen Anderen ließ er foltern und waidete sich an seinen Martern. Unter den weiteren Opfern seiner bestialischen Wuth befand sich auch der Bojar Michael Repnin. Derselbe hatte einige Tage zuvor im Palast ein Narrenspiel angesehen, bei welchem der Zar, maskirt und überdies betrunken, mit seinen Lieblingen tanzte. Repnin konnte sich vor Kummer und Unmuth der Thränen nicht erwehren. Als aber Iwan auch ihm eine Maske vorbinden wollte, trat er sie mit Füßen und sagte: „Das sei ferne von mir, daß ich meinem Amt und meiner Würde diese Schmach anthue." Der Zar jagte ihn wüthend hinaus und ließ ihn anderen Tages am Altare, wo er betete, erdolchen.

Der durch seine Siege über die Tataren berühmte Bojar Iwan Scheremetew wurde in einen dumpfen Kerker geworfen, dessen Fußboden mit Eisenspitzen versehen war. Dort legte man ihm schwere Ketten um Hals, Hände und Füße, und um die Lenden einen dicken eisernen Ring, an welchem 10 Pud (400 Pfund) Eisen befestigt wurden. In diesem Zustand mußte der arme Mann einen ganzen Tag und eine Nacht zubringen. Dann kam Iwan selbst zu ihm in's Gefängniß, um sich von der Wirkung der Qualen zu überzeugen.

Den Günstlingen und sonstigen Kreaturen des Zaren stand das ganze Land offen und sie brandschatzten dasselbe nach Herzenslust. Unter Anderem kam die schnöde Praxis auf, daß diese Herren einen ihrer Diener mit eigens dazu mitgenommenen Werthsachen sich im Hause eines reichen

Kaufmanns oder Edelmanns verſtecken ließen. Dann ſuchte der Herr mit Hilfe eines Gerichtsdieners den anſcheinend entlaufenen Dieb auf und erpreßte von dem unſchuldigen Hausbeſitzer, als habe derſelbe wiſſentlich den Hehler gemacht, eine Summe Geldes.

Bei all' ſeiner Verworfenheit war Iwan von einer ſtark mit Aberglauben vermiſchten Religioſität und ſuchte durch fromme Uebungen ſein Gewiſſen zu beſchwichtigen. Seine Handſchreiben und Erlaſſe wimmelten gewöhnlich von Bibelſtellen und frommen Sprüchen und begannen ſtets mit den Worten: „Im Namen des allmächtigen Gottes.“ Nach dem Tode ſeiner erſten Gemahlin ließ er zum Gedächtniß der Verblichenen viele Tauſende von Rubeln unter die Kirchen und Klöſter des Landes vertheilen und ſchickte ſelbſt nach Jeruſalem und Konſtantinopel Geldſpenden. Nicht genug damit, begab er ſich zeitweilig an einen ſelbſtgewählten, in tiefſter Einſamkeit liegenden Verbannungsort, ſchuf ſein Schloß in ein Kloſter um, ſteckte ſeine verworfenſten Lieblinge in die Mönchskutte und ſpielte ſelbſt den Oberprieſter. Streng hielt er dann auf die von ihm ſelbſt entworfene Kloſterordnung, läutete mit eigener Hand zum Gottesdienſt und las, betete und ſang Stunden lang, als kenne er nichts Höheres, wie ein gottſeliges Leben. Aber wenn dieſe Uebungen vorüber waren, und der Zar geſpeiſt hatte, dann begab er ſich faſt täglich auf den Peinhof. Da ſaßen jeder Zeit Hunderte von Gefangenen, die in ſeiner Gegenwart gefoltert, ja, ohne rechtlichen Grund ſelbſt zu Tode gemartert wurden. Und die zeitgenöſſiſchen Schriftſteller berichten dabei: „Nie ſah er fröhlicher aus, als

wenn er von ſolchem Schauſpiel kam." Eine einfache Hinrichtung ſah jeder Verurtheilte als eine beſondere Gnade und Auszeichnung an.

Von einem angeſehenen Bojaren, Fedorow, der 19 Jahre in treuen Dienſten die Würde eines Stallmeiſters am Hofe bekleidet hatte, ſetzten böswillige Ränkeſchmiede das Gerücht in Umlauf, er habe den Zar vom Throne ſtürzen wollen, um ſeine Stelle einzunehmen. Dies genügte zu ſeinem Verderben. Iwan ſelbſt vollzog das Urtheil. In Gegenwart des ganzen Hofes bekleidete er Fedorow mit dem Zarengewande und der Krone, ſetzte ihn auf den Thron, gab ihm das Scepter in die Hand, nahm die Mütze vor ihm ab, verbeugte ſich tief und ſprach: „Sei geſund, großer Zar des ruſſiſchen Landes! Siehe, die erſehnte Ehre haſt Du von mir empfangen. Da ich aber die Macht habe, Dich zum Zar zu erheben, habe ich auch die Macht, Dich wieder zu ſtürzen." Mit dieſen Worten ſtieß er ihm das Meſſer in's Herz.

Solch' unſchuldiger Opfer fielen unzählige, Große und Geringe. Hofbeamte, mit langen Meſſern und Aexten bewaffnet, liefen durch die Stadt, um ihrer Mordluſt zu fröhnen. Zehn, ja zwanzig Einwohner blieben oft an einem Tage. Dann lagen die Leichen auf den Gaſſen und Plätzen, und Niemand wagte ſie zu begraben; die Bürger fürchteten ſich, ihre Häuſer zu verlaſſen.

Schließlich ſcheint es, als ob der Blutdurſt des Zaren in wirklichen Wahnſinn, wirkliche Raſerei übergegangen ſei. Hatte das gekrönte Scheuſal bis dahin ſeine Unterthanen nur einzeln geſchlachtet, ſo wurden jetzt ganze

Städte dem Verderben geweiht. Torschock kam zuerst an die Reihe. Auf irgend ein leeres Gerücht hin erklärte der Zar die Bürger für Aufrührer, ließ sie foltern, im Fluß ertränken und die ganze Stadt von Grund aus zerstören. Die Stadt Nowgorod ferner wurde beschuldigt, in verrätherische Unterhandlungen mit Polen getreten zu sein. Die Folge war, daß sie der Zar, ohne die Sache weiter zu untersuchen, fünf Wochen den Plünderern und Würgern preisgab, bis sie einem großen Leichenfelde glich. Ganze Familien wurden zusammengebunden und von der Brücke herab in die Wolchow geworfen. An 60,000 Einwohner sollen damals um's Leben gekommen sein. Auch Twer, Moskau und andere Orte wurden in ähnlicher Weise mitgenommen.

Nach dem frühen Tode seiner ersten Gemahlin hatte Iwan, wie schon erwähnt, rasch eine zweite Ehe geschlossen. Aber auch diese Frau, Maria mit Namen, starb bereits 1569, und da der Zar glaubte oder es wenigstens vorgab, daß sie vergiftet worden sei, so besiegelte er auch diesen Trauerfall mit einer Reihe von Hinrichtungen. „Zu Marterwerkzeugen," erzählt ein Geschichtsschreiber, „brauchte man Bratpfannen, besonders eingerichtete Oefen, eiserne Kneipzangen, lange Stacheln ꝛc. Man zerschnitt Menschen nach den Gelenken, man zersägte sie mit dünnen Schnüren mitten von einander, man zog ihnen die Haut ab und schnitt ihnen Riemen aus dem Rücken."

Während Rußland vor Entsetzen erstarrte, verschaffte der Zar in seinem Palast sich noch anderen Zeitvertreib mit seinen Henkersknechten, mit den Possenreißern und mit

Bären, die ihm zugeschickt wurden. Mit letzteren hetzte er Menschen im Zorn und zum Spaß. Wenn er in der Nähe des Palastes zufällig einen Volkshaufen beisammen stehen sah, ließ er zwei oder drei Bären los und lachte laut über das Geheul der Geängstigten, Verfolgten und Verwundeten. Dann beschenkte er die, welche Schaden gelitten, mit einem oder ein paar Goldstücken. Vorzügliches Ergötzen fand er an den zahlreichen Hofnarren, die ihn vor und nach dem Morden zum Lachen bringen mußten, ein witziges Wort aber zuweilen mit dem Leben büßten. Am meisten gefiel ihm unter diesen der ein angesehenes Hofamt bekleidende Gwosdow. Als diesen aber einstmals der Zar mit einem Napf voll heißer Suppe übergoß, fing der arme Lustigmacher an zu heulen und wollte weglaufen. Iwan stach nach ihm mit dem Messer, und in seinem Blute schwimmend stürzte Gwosdow zu Boden. Man rief den Doktor. „Heile mir meinen braven Diener," sagte der Zar, „ich habe unvorsichtig mit ihm gespaßt." — „So unvorsichtig," erwiederte dieser, „daß nur Gott und Deine zarische Majestät etwa ihn wieder auferwecken kann; in ihm ist kein Odem mehr."

Sein Lieblingssohn Iwan, den er zu seinem Nachfolger bestimmt hatte, fiel sogar seiner bestialischen Wuth zum Opfer. Er tödtete ihn in einem seiner Jähzornsanfälle durch einen Schlag mit einem Stocke, nach Anderen durch einen Lanzenstich.

Am 17. März 1584 endlich, nachdem Iwan 37 Jahre lang regiert, befreite der Tod das unglückliche Land von dieser Geißel. In der letzten Zeit hatte ihm selbst bis-

weilen gebangt, daß ihn die Gerechtigkeit noch bei Lebzeiten ereilen werde, und er hatte sich deshalb an die Königin von England mit der Bitte gewandt, ihn aufzunehmen, wenn er vertrieben würde. Allein seine Befürchtung erfüllte sich nicht. Er starb ruhig in seinem Palaste, 54 Jahre alt. Er war von kräftiger Körperkonstitution, aber die ihn beständig durchwühlenden Leidenschaften und seine Ausschweifungen hatten ihn frühzeitig erschöpft.

So sank Iwan der Schreckliche vor der Zeit in die Gruft, und Rußland athmete auf. Wir aber wenden uns ab von diesem entsetzlichen Charakterbild aus vergangenen Jahrhunderten, mit dem tröstlichen Bewußtsein, daß Dank der fortgeschrittenen Civilisation die Wiederkehr solcher Greuel nicht zu befürchten stehe.

Frankreichs Festungsgürtel.

Von

Hasso Harden.

(Nachdruck verboten.)

Selten hat ein Staat so schwere, tiefe Wunden erhalten, als Frankreich in den Jahren 1870 bis 1871. Selten aber hat sich auch ein Land so schnell erholt, selten hat es — und dies geht uns hier zunächst an — seine Wehrkraft in so rapider Weise neu aufzurichten und zu festigen verstanden, als die französische Republik.

Frankreich verfügt heute nach etwa zehnjähriger Reorganisationsarbeit über 18 Armeecorps in Europa, denen sich Kolonialtruppen in der Stärke eines weiteren Corps hinzufügen, so daß das stehende Heer in der Friedenszeit bereits rund eine halbe Million Streiter mit 2000 Feldgeschützen umfaßt, d. h. circa 50,000 Mann mehr als dasjenige Deutschlands. Der Krieg würde diese Zahlen fast verdoppeln, denn man nimmt an, daß die gallische Republik bei einer Mobilmachung allein an Feldtruppen 850,000 Mann nebst 2700 Geschützen aufstellen kann, hinter denen in zweiter Linie als Besatzungs- und Ersatztruppen noch einmal 850,000 Mann verfügbar bleiben würden, ja eine sehr beachtungswerthe fachmännische Stimme hat sogar berechnet, daß Frankreich im Jahre 1885 nahezu zwei und

eine halbe Million Krieger würde aufstellen können. Indessen sind es noch andere Faktoren, die das Loos der Schlachten entscheiden, als die Massen allein — der Geist des Heeres und der Geist der Führung ketten den Erfolg an die Fahne des Muthigen.

Freilich ist es auch in Bezug auf den inneren Heeresdienst in Frankreich besser geworden seit 1870, die Ausrüstung ist vorzüglich, die Bewaffnung stellt sich derjenigen der vorgeschrittensten Armeen würdig zur Seite und die neuen Befestigungsanlagen sind thatsächlich auf der ganzen Welt einzig in ihrer Art und nach französischer Ansicht unüberwindlich! Eben diese Befestigungen sollen — ihrer Entstehung und eigenthümlichen Gestaltung nach — uns in dieser Skizze näher beschäftigen.

Unmittelbar vor 1870 standen die Festungen überhaupt nicht in besonderem Ansehen, erst der Feldzug selbst brachte mit einem Schlage ihre oft bezweifelte Bedeutung wieder in das rechte Licht. Die Belagerung von Straßburg, Metz, Paris hat die Wichtigkeit großer Centralplätze ein- für allemal bewiesen; es wird jedem unserer Leser noch in frischer Erinnerung sein, wie um die Mauern dieser Festungen sich der eiserne Gürtel der Cernirung legen mußte, wie sie Hunderttausende deutscher Tapferen auf Monate vor ihren Bastionen fesselten und dadurch Frankreich Zeit und Muße zur Aufstellung immer neuer Feldarmeen verschafften. Weniger bekannt ist, wie wichtig für die deutschen Operationen mehrfach der Besitz kleinerer, an sich unbedeutender fester Plätze wurde. So konnte erst nachdem Toul in deutsche Hände gefallen war, die bis

dahin auf eine einzige Eisenbahnlinie basirte Verpflegung der großen Belagerungsarmee vor Paris als gesichert betrachtet, erst dann ernstlich an den Beginn der Beschießung der Weltstadt gedacht werden, der sich bis dahin fast unüberwindliche Schwierigkeiten des Munitionsersatzes entgegengestellt hatten.

Auf der anderen Seite hatten sich die französischen, nach dem jetzt veralteten System des großen Ingenieurs Vauban erbauten Festungen fast ausnahmslos den Wirkungen der gezogenen Geschütze gegenüber ebenso unhaltbar erwiesen, als ihre vorgeschobenen Werke nicht vermocht hatten, die großen Bevölkerungscentren, zu dessen Schutz sie erbaut waren, den Leiden eines Bombardements zu entrücken, endlich waren mit Metz und Straßburg die bedeutendsten Grenzbollwerke wieder in deutschen Besitz übergegangen, und die Deutschland zugekehrte Grenze Frankreichs lag jetzt fast schutz- und wehrlos etwaiger späterer Invasion offen.

Unmittelbar nach dem Friedensschluß begann man daher bei den Franzosen mit umfassenden Neuanlagen, die, heute nahezu vollendet, mit einem fast beispiellosen Aufwand von Geschick, Arbeit und Geld durchgeführt wurden. Es sind mindestens 500 Millionen innerhalb der letzten acht Jahre in Frankreich auf Festungsbauten verwendet worden.

Längs der ganzen Ostgrenze von Belgien bis zur Schweiz dehnen sich zunächst zwei fast schachbrettartig hintereinander liegende Hauptvertheidigungsfronten aus, deren einzelne Werke theils die wichtigsten Kommunika-

tionslinien, als Flüsse, Gebirgspässe oder Eisenbahnen sperren, theils mit diesem ersten Zweck zugleich den zweiten verbinden sollen, als große verschanzte Lager eine deutsche Angriffsarmee so lange zu fesseln, bis die französischen Feldarmeen schlagfertig sind.

Die erste der beiden Vertheidigungslinien zieht sich von Longwy an der belgischen Grenze über Verdun, Toul und Epinal, welche Festungen die von Metz und Straßburg in's Innere Frankreichs führenden Bahnlinien beherrschen, nach Belfort, das zu einer großen Lagerfestung umgebaut ist und zusammen mit einigen noch südlicheren kleineren Befestigungen sowohl die von Mülhausen nach den mittleren und südlicheren Provinzen Frankreichs führende Bahn, wie die aus der Schweiz kommenden Straßen sperren soll. Noch vor dieser Vertheidigungslinie liegen in der Höhe von Epinal die zur Vertheidigung der wichtigen Vogesenpässe bestimmten Sperrforts, vor den Abschnitt Toul-Verdun sind ebenfalls einzelne Forts bis Etain und Frouard vorgeschoben. So bildet das Ganze eine Art „chinesischer Mauer", die sich von ihrem asiatischen Vorbild dadurch freilich unterscheidet, daß sie nicht fortlaufend angelegt ist, sondern aus einer Kette im Durchschnitt etwa eine Meile von einander entfernter Forts besteht, welche das Zwischenterrain (die Intervalle) durch die Wirkung ihrer weittragenden Geschütze vollkommen ungangbar machen sollen. Ob das letztere freilich durchgehends der Fall ist, ob sich nicht doch im Ernstfall zwischen den einzelnen Forts unbestrichene Anmarschlinien werden finden lassen, mag hier vorläufig dahingestellt bleiben.

Jedenfalls repräsentirt aber jedes dieser Sperrforts eine hohe, nicht zu unterschätzende Widerstandskraft. Nach deutschem Vorbild in einfachen, geraden, dem Terrain sich anschmiegenden Grundrißlinien gebaut, sind sie mit allen technischen Errungenschaften der modernen Befestigungskunst in fast überreichem Maße ausgerüstet: Gedeckte Unterkunftsräume für die Mannschaft während der Dauer der Beschießung, tiefe und breite Gräben, welche durch Infanteriefeuer und Mitrailleusen flankirt werden, Panzerbatterien und drehbare Panzerthürme fehlen ebensowenig, wie eine kraftvolle artilleristische Ausrüstung von 30 bis 40 schweren Geschützen und eine ausgiebige Vorbereitung von Minenanlagen. Die Besatzung eines jeden Forts wird zwischen 700 und 1000 Mann schwanken.

Hinter dieser ersten Vertheidigungsfront erhebt sich ein zweiter Festungsgürtel, dem die Aufgabe zufallen soll, sowohl den etwa in das Innere des Landes zurückweichenden Armeen eine schrittweise Vertheidigung des Reiches zu ermöglichen, wie ihnen als Depotplätze zu dienen und gleichzeitig wiederum die Hauptkommunikationen nach dem Centralpunkt aller Anlagen, nach Paris, der feindlichen Benützung zu entziehen.

Dementsprechend wurden — wir schreiten in unserer Betrachtung von Norden nach Süden fort — zum direkten Schutz von Paris und zur Deckung der von Diedenhofen, Metz und Straßburg nach der Metropole führenden Bahnen die Städte Reims, Epernay und Nogent in verschanzte Lager umgewandelt; südlich schließt sich diesen Festungen das wichtige Langres an, das den Zugang zu der reichen Franche-

Comté deckt, während Dijon, Besançon und Chagny das von Belfort und dem Rhonethal nach dem mittleren Frankreich führende Straßennetz sichern sollen. Alle diese Plätze sind im modernen Sinne umgebaut, mit weit hinausgeschobenen Forts versehen und artilleristisch auf das Stärkste ausgerüstet worden; es sind Lagerfestungen großen Styls, jede einzelne fähig, gleicherweise die Sammlung einer Armee unter dem Schutze ihrer Werke zu ermöglichen, wie ein geschlagenes Heer in sich aufzunehmen und ihm Zeit und Ruhe zur Wiederherstellung seines gelockerten Gefüges zu geben. In Frankreich verspricht man sich, daß sie eine deutsche Armee, selbst nach Ueberwindung der ersten Linie der Sperrforts, Monate lang auf ihrem Vormarsche aufhalten sollen, man ist der Ansicht, daß keine feindliche Armee weiter nach dem Inneren des Landes vordringen kann, ehe nicht eine oder mehrere dieser Festungen erobert worden.

Gelänge aber auch dies dem Feinde, so soll er sein Grab vor dem gewaltigen Paris selbst finden, wie zuversichtlich angenommen und allseitig von der französischen Fachpresse behauptet wird, ohne zu bedenken, daß dieselbe Behauptung denn doch schon einmal recht empfindlich Lügen gestraft wurde.

Das Paris, das die deutschen Truppen 1870 bis 1871 bekämpften, war schon damals die größte Festung der Welt. Die Linie seiner 2500 Meter vor die eigentliche Stadtumwallung vorgeschobenen Forts umfaßte 55 Kilometer, selbst eine bloße Einschließung der Riesenstadt schien unmöglich, da man berechnete, daß nahezu eine halbe Mil-

lion Krieger die Gewaltige nicht in Fesseln würden schlagen können. Und dennoch schloß die deutsche Armee die Metropole mit kaum 200,000 Mann hermetisch ab, ihre weittragenden Geschütze trugen Tod und Schrecken bis in die innere Stadt, und in der verhältnißmäßig kurzen Frist von vier Monaten lag das vom Hunger überwältigte Paris wehrlos zu den Füßen des Siegers.

Nun verhält sich aber die Festung Paris des Jahres 1870 zu der heutigen thatsächlich wie der Zwerg zum Riesen, heute ist Paris eigentlich überhaupt kaum noch eine einzelne Festung zu nennen, es ist, kann man wohl sagen, eine befestigte Provinz! Vor der Kette der alten Forts, die jetzt eine Art innerer Vertheidigungslinie bilden, sind auf einen Abstand von durchschnittlich 10 Kilometer nicht weniger als 20 neue Forts vorgeschoben worden, die einen Kreis von mehr als 130 Kilometer Umfang um die Stadt ziehen, die Gesammtheit der Werke aber bedeckt einen Raum von 19 Quadratmeilen und schließt außer Paris selbst 7 große volkreiche Städte und eine Unzahl kleinerer Orte ein; die ganzen Stellungen der deutschen Armee, welche sie behufs der Cernirung 1870 einnahm, sind in den Kreis der Befestigungen gezogen, und wollte man jetzt Paris wie damals cerniren, so würde der Umkreis der Einschließungstruppen anstatt 12 Meilen, wie 1870, nahezu 30 Meilen betragen müssen. Für die artilleristische Ausrüstung nur der äußeren Werke sind über 2000 Geschütze in Aussicht genommen, und die Besetzung aller Befestigungen würde mindestens 300,000 Mann erfordern.

Beschäftigt uns in dieser Skizze nun auch hauptsächlich das Befestigungssystem, das Frankreich gegenüber einer etwaigen deutschen Invasion angewendet hat, so bleibt doch zu erwähnen, daß man französischerseits auch die Südfront, die Schweizer und die italienische Grenze, keineswegs unberücksichtigt gelassen hat. Auch hier, wo der mächtige Gebirgsstock der Alpen eine an sich starke Barrière bildet, ist die Bahn über den Mont Cenis durch zwei starke Forts gesperrt worden, Grenoble wurde neu befestigt, und wie Paris bei einem deutsch-französischen Kriege die Rolle einer gewaltigen Hauptstellung übernehmen soll, so ist hier der zweiten Stadt des Reiches, dem im größten Maßstab befestigten Lyon, die gleiche Bedeutung zugedacht. Alles in Allem sind seit 1874 in Frankreich fast 350 selbstständige größere Befestigungen neu erbaut worden, und die dortigen Fachzeitschriften erklären die Befestigungen noch keineswegs für abgeschlossen, dringen vielmehr mit Bestimmtheit auf eine weitere Verstärkung der Ostgrenze, vor Allem noch auf Verwandlung von Nancy in eine große Lagerfestung.

Wenn wir bisher erörterten, was im letzten Jahrzehnt in Frankreich an Befestigungswerken entstanden ist und wie man sich in Frankreich deren Nutzen denkt, so bleibt uns noch übrig, den französischen Anschauungen und Erwartungen die Ansichten und Meinungen deutscher Fachleute über den Werth des jenseit der Mosel Geschaffenen entgegenzustellen.

Es liegt zunächst ein prinzipieller Gegensatz von einschneidender Bedeutung zwischen dem, was man in Deutschland durch Befestigungen anstrebt, und was Frankreich mit

seiner Landesbefestigung bezweckt. Die deutsche Kriegsleitung baut das System ihrer Landesvertheidigung auf dem Prinzip kühner Offensive auf, Frankreich arbeitet bewußt oder unbewußt auf ein defensives Verhalten hin! Alle wahrhaft großen Feldherrn aber haben stets gesiegt durch den Geist der Initiative, und ihre schönsten Lorbeeren allein im Angriffskriege gepflückt. Wohl baute man auch in Deutschland, den Geboten weiser Fürsorge folgend, Festungen, man beschränkte sich aber dort auf wenige, jedoch sehr starke Plätze und vertraute im Uebrigen auf die Tüchtigkeit der Feldarmee und auf die Richtigkeit des alten Satzes, daß eiserne Herzen besser decken und schützen, als alle Brustwehren von Erz und Stein! Und noch ein anderer altbewährter Satz, eine der Fundamentallehren der Kriegskunst, scheint in Frankreich zur Zeit in Vergessenheit gerathen zu sein, oder wenigstens nicht mehr seiner vollen Bedeutung nach gewürdigt zu werden: „Wer Alles decken will, deckt nichts.“ Es gehört allein schon zur Besetzung aller der neugeschaffenen Werke eine solche Unsumme von materiellen und Menschenkräften, daß Frankreich sie entweder nicht stark genug oder doch nur mit minderwerthigen Truppen besetzen kann, oder darauf angewiesen ist, zu Gunsten seiner Festungen die Feldarmee zu schwächen.

Aber ganz abgesehen von alledem, sind jene Sperrforts der ersten Linie wirklich im Stande, einer feindlichen Armee einen Aufenthalt von Wochen oder gar von Monaten zu bereiten, ist der Besitz der großen Plätze der zweiten Linie für die Operationen eines Heeres gegen Paris oder gegen das Innere des Landes wirklich unentbehrlich, ist

endlich diese Kapitale thatsächlich so absolut unnahbar, wie geschildert wird?

Wir dürfen uns keinen Illusionen hingeben: die französischen Befestigungen sind in ihrer Art vorzüglich, und es würde keine leichte Aufgabe sein, sie zu bewältigen! Aber wir dürfen noch weniger das Gefühl in uns aufkommen lassen, daß sie wirklich unangreifbar sind! Trotz aller französischen Maßnahmen würden sich doch wohl im Ernstfalle Punkte finden lassen, auf denen einzelne Heerestheile zwischen den Sperrforts hindurchdringen könnten, ja es dürfte voraussichtlich sogar möglich sein, eines oder einige derselben, wenn auch mit bedeutenden Opfern, in allerkürzester Zeit nach der Kriegserklärung mit stürmender Hand zu nehmen. Ebenso wird die deutsche Heeresleitung sich gewiß nicht durch die großen Festungen der zweiten Linie fesseln lassen, sondern dieselbe nur mit verhältnißmäßig geringeren Kräften beobachten, während die deutschen Eisenbahntruppen die von jenen gesperrten Bahnen bald zu ersetzen wissen werden. Und auch Paris endlich wird kaum in dem Sinne wie 1870 eng umschlossen und cernirt werden; man wird nur die Hauptverkehrslinien, die zu der Metropole führen, zerstören und durch starke Corps sperren, mit den Hauptkräften aber auch stets das eigentliche Hauptziel, die feindliche Feldarmee, aufsuchen und schlagen. Nur in dem Fall, wenn diese selbst sich unter die deckenden Mauern einer der großen Festungen zurückzieht, würde letztere den größten Theil der deutschen Truppen in Anspruch nehmen; eine alte kriegsgeschichtliche Erfahrung hat aber gerade ein Franzose in das treffende Wort eingekleidet: „L'armée

cernée, l'armée battue," zu deutsch: „Ein eingeschlossenes Heer ist stets ein im Voraus geschlagenes!" Die Erfahrungen von Sebastopol, von Metz und Plewna haben dies erst in neuerer Zeit wiederholt bestätigt.

Wie man aber auch über die größere oder geringere Widerstandskraft der neugeschaffenen Befestigungen urtheilen mag, so muß doch eine Nation, die ihrer Wehrkraft solche gewaltige Opfer gern und willig bringt, gerade bei dem deutschen Volke, das sich so oft mit ihr im rühmlichen Kampfe gemessen hat, voller und rückhaltsloser Anerkennung gewiß sein! Auch den Feind kann man, ja man muß ihn achten, hoffen wir nur, daß jene Werke blos in dem Sinne des alten Wortes gebaut sind: „Si vis pacem, para bellum!" — „Wenn Du den Frieden willst, rüste Dich für den Krieg!"

In den Heimstätten der Noth und des Elends in London.

Von

Friedrich v. Hellwald.

(Nachdruck verboten.)

Nirgendwo treten unermeßlicher Reichthum und die bitterste Armuth in so grellen Gegensatz, als in dem Themsebabel London. Mancher Fremde, der sich an den Herrlichkeiten der brittischen Metropole satt gesehen und nun auch die Kehrseite zu betrachten wünscht, findet indeß den Weg nicht zu den Stätten der eigentlichen Armuth. Denn diese muß sich verstecken, und je kostbarer Grund und Boden in der inneren Stadt von Jahr zu Jahr werden, desto schonungsloser wird sie hinausgedrängt in die entlegensten Quartiere, wo sie hoffen darf, ungestört ihr Dasein zu fristen. Immerhin ist das Ostende Londons noch stets das Hauptquartier der Armen, wenn man auch gegenwärtig sich Tage lang in den Gegenden von Whitechapel, Stepney, Bethnal Green, Spital-Fields und wie sie alle heißen, ergehen kann, ohne ein richtiges Bild von dem Leben, Wohnen und Treiben der Aermsten der Armen zu bekommen. Wenn man nun von der Noth im Ostende Londons spricht, darf man sich unter diesem nicht etwa ein paar Straßen vorstellen. Das, was man als

„East-London" bezeichnet, ist ein Viertel, welches nahe an sieben englische Quadratmeilen bedeckt, sich längs der Themse, auf deren linkem Ufer, bis in die Gegend von Greenwich erstreckt und eine Bevölkerung von über 700,000 Köpfen in sich schließt. Auch auf dem rechten Ufer der Themse, gegenüber dem Ostende, ziehen sich noch Quartiere hin, in denen gleichfalls ein unbeschreibliches Elend herrscht, namentlich längs der verschiedenen Docks, ostwärts vom Tower; der Strom mit seinem Handel und Verkehr bietet eben stets den Anziehungspunkt für den Armen, der etwas verdienen und sich ehrlich durchschlagen will, wie auch für den Verbrecher, der auf unrechtmäßige Weise sein Auskommen sucht.

Von allen diesen Quartieren der Metropole ist Whitechapel in gewisser Beziehung das interessanteste. In unsauberem Elend freilich wird es von den eben erwähnten Umgebungen der Docks und von Bethnal Green übertroffen, wo Hunderte von Abkömmlingen der alten flämischen Weber in grenzenloser Armuth leben und vor dem Verhungern nur durch ihre alljährlichen kleinen Verdienste auf den Hopfenfeldern von Kent geschützt werden. Whitechapel besitzt keine fast ausschließlich seefahrende oder schiffsdienende Bevölkerung, wie Limehouse oder Stepney, aber als ein Sammelplatz wunderlicher sozialer Elemente, schmutziger Armuth und lärmenden Vergnügens, von Verbrechen und aufopfernder Menschenliebe, von gemeinem Laster und erhebender Tugend steht Whitechapel fast einzig da. Wir wollen eine abendliche Wanderung dorthin unternehmen.

Von Hyde-Park fahren wir durch die Straße Picca-

dilly, wo jedes Haus einen Millionär birgt, passiren die Regent-Street mit ihren herrlichen Magazinen, lassen den lauten Hay-Market zur Linken und kommen an der mit tausend Gasflammen erhellten Alhambra vorüber. Wir fahren weiterhin über den Trafalgar-Square, den großen Platz bei Charing-Croß und dann quer durch die City. Die City ist schon still und verlassen, alle Bureaux sind seit Stunden geschlossen; plötzlich bei der Wendung einer Straße ändert sich das Bild. Wir gerathen wieder in Lärm und Menschengewühl, eine Arbeiterbevölkerung treibt sich an Fleischbänken und Bäckerläden der Kaufmannsgewölbe herum. Wir besinnen uns, daß morgen Feiertag ist, an welchem in England alle Läden hermetisch geschlossen bleiben. Ungeachtet des Hagels und Schneesturmes, sowie des dichten Nebels halten Tausende von hausirenden Verkäufern die Trottoirs besetzt, und Tausende von Gasflammen werfen auf die Schaufenster ihr Licht. Man geht, läuft, schreit, stößt sich, Männer, Weiber, Kinder bedecken die Wege; die Einen tragen Brodlaibe, die Anderen Gemüse, die Aermsten nur einige Kartoffeln. Auch verdächtige Gestalten, in Lumpen gehüllt, sieht man vorüberziehen, sie werfen einen matten Blick auf die Auslagen der Bäcker; Betrunkene werden von ihren Freunden auf die Seite getragen, Mädchen von ihren Begleitern in eine Branntweinschenke gezerrt. Wir sind in Whitechapel.

Treten wir zunächst ein in ein Logierhaus in der Nachbarschaft des berüchtigten Ratcliff-Highway. In einem großen Raume zu ebener Erde finden wir etwa fünfzig Männer, die ihre Pfeifen rauchen oder ihr Abendessen

bereiten, das größtentheils nur aus Thee und Brod besteht. Blos ein paar „Glückliche" rösten sich ein Stück unappetitlich aussehenden Fleisches an dem mächtigen Kaminfeuer. Ein Bett, d. h. ein Nachtlogis, kostet hier 3 Pence (25 Pfennig), für welche Summe dem „Logierer" gestattet wird, sich, wenn er nicht anderweitig beschäftigt ist, den ganzen Tag im Lokale aufzuhalten und seine Mahlzeiten zu kochen. Besitzt er Kleidungsstücke oder anderes Eigenthum, so kann er sich für 5 Pence eine der vielen im Parterreraume angebrachten verschließbaren Schubladen miethen, und wenn er den Schlüssel wieder abliefert, erhält er 4 Pence zurück. Wir erklimmen eine steile Stiege und gelangen in den Schlafsaal für ledige Männer, der gut geweißt und ventilirt ist, auch ziemlich reinlich aussieht, wogegen die Betten an Dürftigkeit nichts zu wünschen übrig lassen. In den Quartieren der verheiratheten Leute erhält jedes Paar eine Art Zelle von zwei Meter Höhe, wofür nebst dem Gebrauch von Feuer und heißem Wasser in der unten gelegenen Küche 6 Pence zu entrichten sind. Andere Arme suchen und finden eine Unterkunft im Polizeigebäude, dessen Hof Abends ein sonderbares Schauspiel bietet. Auf den Stufen, die zum Bureau führen, und auf den naßkalten Steinen liegen und sitzen Männer, Weiber, Kinder und Greise. Die Nasen sind von Kälte blau, die Gesichter blaß, vom Hunger entstellt. Unter diesen armen Leuten ist der Londoner Bettler durch mehrere Exemplare in den verschiedensten Lebensaltern vertreten; es ist ergreifend, diese Kinder ohne Schuhe und fast ohne Kleidung zu schauen, diese Greise, gebrochen

durch Alter und Entbehrungen. Alle diese Menschen haben Hunger, frieren, haben noch kein Obdach für die Nacht. Die Polizei nimmt sich allerdings derjenigen an, welche aller Subsistenzmittel entblößt sind, und sendet sie in die öffentlichen Asyle. Um zehn Uhr Abends erhält daselbst jeder Ankömmling eine Anweisung auf ein Stück Brod und ein Bett. In den Schlafsälen bekommt er ein Bad mit Seife, ein reines Hemd, ein Stück Brod und ein Glas Wasser, ein Lager mit Matratze, Kissen und Decke. Die Kleider werden inzwischen in einem Ofen von Ungeziefer gereinigt. Beide Geschlechter sind getrennt, und die Polizei, welche für jeden Kopf eine bestimmte Summe vergütet, überwacht diese Asyle, welche dem Obdachlosen indessen nur für drei aufeinander folgende Nächte Unterkunft gewährt. Von der vierten Nacht an muß der Asylbedürftige eine Kleinigkeit bezahlen.

Ob übrigens die Bevölkerung dieser Häuser die allerunglücklichste ist? Wir denken nicht. Da passiren wir z. B. Bluegate Field, eines der erbärmlichsten Armenquartiere Whitechapels. Hier hausen vielleicht die Aermsten der Armen in kleinen, halbverfallenen Häusern, in betäubender Atmosphäre. Blicken wir durch ein Fenster in eine solche Wohnung des Elends hinein. In der Mitte auf dem Tische steht ein schiefes dünnes Talglicht, am Tische sitzt ein Weib in Lumpen, sie näht an einem Männerhemd, ihr gegenüber sitzt der Mann und ihm zur Linken ein junges Mädchen, dessen Hände ebenfalls eifrigst die Nadel führen. Der Eltern Haare hat die Noth und unausgesetzte Arbeit früh ergrauen lassen. Keiner der

Armen blickt auf oder spricht ein Wort, denn Zeit ist Geld, und das Nähen eines Männerhemdes wird ja nur mit 3 Pence das Stück bezahlt. Wir treten ein. Die Stube hat etwa einen Raum von 6 Fuß im Quadrat und man kann darin kaum aufrecht stehen. Ein junger Mann von 18 Jahren schläft auf dem Fußboden; er hat keine regelmäßige Beschäftigung, sondern arbeitet hin und wieder in den Docks. Seine Mutter, eine alte Frau mit abgehärmten Gesichtszügen, verdient sich hie und da ein paar Pence durch Betteln. Für diese ihre einzige Stube zahlen die Leute einen Schilling (1 Mark 2,15 Pf.) per Woche. Der Regen dringt durch die morschen Fensterflügel, aber dem kann nicht abgeholfen werden.

Ein anderes, nicht minder elendes Quartier befindet sich in der Nähe der East-India Docks. Von einer schönen belebten Straße aus betritt man einen weiten viereckigen Platz durch einen schmalen Gang, der finster und schmutzig, für keinerlei Gattung von Fuhrwerk passierbar ist. Ringsum stehen die Hütten der Armen. Kaum darf man sie Hütten nennen, sie sehen eher den Remisen ähnlich, die als Wagenraum an die Scheunen angebaut sind. Hinter jeder derselben ist noch ein kleinerer elender Anbau errichtet, das sogenannte Waschhaus. Es waren ursprünglich provisorische Hütten von Eisenbahnarbeitern, welche nach Beendigung des Bahnbaues von der obdachlosen Armuth in Besitz genommen wurden. Von Zeit zu Zeit fällt eine der Baracken, zerfressen vom Zahn der Zeit, in sich selbst zusammen und wird dann mit Hilfe der Nachbarn wieder aufgebaut, wenn nicht, was ebenso oft ge-

ſchieht, über Nacht die Trümmer von den Umwohnern geſtohlen werden, die ihre eigenen Häuſer damit ausflicken. Die Häuſer ſind klein, nur eine Thüre und ein Fenſter in der Front, aber vollgeſtopft mit Menſchen. Vor dem Hauſe iſt ein kleiner, mangelhaft eingezäunter Platz mit der Ciſterne für das Trinkwaſſer, und der freie Raum, den die Häuſer ſonſt noch gelaſſen, wimmelt von Kindern jeglichen Alters, die von Schmutz ſtrotzen. Den Tag über allein gelaſſen ohne Aufſicht und Pflege, da die Eltern auf Erwerb ehrlicher oder unehrlicher Art ausgegangen ſind, wachſen jene unglücklichen Weſen auf in Uebung jeglicher Bosheit und in gründlicher Verwahrloſung.

Aus dieſer Jugend rekrutiren ſich im Laufe der Zeit theils die Verbrecher, von denen London wimmelt, theils auch jene Sorten von ſcheinbaren Krüppeln, die durch allerlei erheuchelte Leibesſchäden das mitleidige Auge des Vorübergehenden auf ſich zu lenken verſtehen; oder aber es ſind wirkliche Krüppel, die nach des Tages Arbeit, d. h. nach dem Bettel, den Heimweg in dieſe unwirthliche Gegend antreten, um in dem elenden Neſte neue Kräfte zu ſammeln für's neue Tagwerk. Zu den Bettlerrezepten gehört die Vorſchrift, ſich immer neue Reviere auszuſuchen, um die Mildthätigkeit in Anſpruch zu nehmen. Ungleich ſeinem Collegen in Italien, der täglich zu ein und derſelben Stunde auf einer und derſelben Kirchenſchwelle zu finden iſt, vertauſcht der Londoner Bettler ein Stadtquartier, wo das Mitleid mit ſeiner Spezialität erſchöpft iſt, mit einem anderen in Stadt oder Land. In der Bettlerwelt Londons erſcheint übrigens derjenige als beſonders

vom Schicksal begünstigt, der die entsetzlichsten Verstümmelungen aufweisen kann. Wer ein Auge verloren hat, steht höher im Werthe als ein Einbeiniger. Ein Bettler ohne Arm und Bein hat gleichen Kurs wie derjenige, welchem beide Arme fehlen, und wird nur noch durch ein seltenes Exemplar ausgestochen, bei welchem gleichzeitig beide Kniee auf Stelzen stehen. Diese Parasiten der Gesellschaft haben selbstverständlich ihre Assistenten, zum großen Theile weiblichen Geschlechts, und unter diesen herrscht eine Art eifersüchtigen Wettstreites nach solchem „Ehrenamte". Daheim ist der Bettler, obwohl er der Erwerber ist, wegen seiner Hilflosigkeit seinen Parasiten preisgegeben, die an ihm zu Tyrannen werden. Das Einzige, was sie nöthigt, ihre Barbarei zu mäßigen, liegt in dem Umstande, daß sie wissen, wie viele Andere sich sofort finden, den zur Verzweiflung getriebenen Krüppel in lohnende Obhut zu nehmen. Die Konkurrenz ist in solchen Dingen groß und raffinirt. Es ist vorgekommen, daß sich in den verrufenen Quartieren die Weiber zur Nachtzeit förmliche Schlachten geliefert haben, bei denen es zahlreiche Verwundete gab, um keines anderen Zweckes willen, als sich in Besitz eines kleinen einäugigen und einarmigen Krüppels zu setzen, den die Natur mit einem unglaublich häßlichen monströsen Kopfe begnadet hatte.

Und man muß nicht etwa glauben, daß aus diesen Heimstätten des Elends und der bittersten Noth das Vergnügen verbannt sei. Im Gegentheil wimmelt es gerade hier von Spelunken, Tavernen und Belustigungsplätzen aller Art, die freilich den Bedürfnissen und dem Geschmacke der

Beſucher angepaßt ſind. Bald hier, bald dort lockt ein „Gin-Palaſt“ die Bewohner des Viertels an, gegenüber ſteht vielleicht ein „Penny-Gaff“. So heißen im Volksmunde die vielen ordinären Muſikhallen oder „Cafés chantants“ des Oſtendes, deren Eintrittspreis die beſcheidene Summe eines Penny beträgt. Es gibt natürlich auch „reſervirte“ Plätze, für welche einige Pence mehr zu entrichten ſind. Von außen ſehen dieſe Penny-Gaffs verlockend genug aus. Den Eingang zieren prächtige Spiegelſcheiben, in welche Hunderte von Gasflammen ihren Reflex werfen; ein langer ſchmaler Gang führt in das Parterre der Muſikhalle. Wüſter Lärm empfängt uns und ein faſt erſtickender Tabaksqualm herrſcht dort. Das „Haus“ iſt überfüllt. Das Publikum beſteht großentheils aus jungen rohen Burſchen, von denen mancher zur edlen Zunft der Langfinger gehört. In ihrer Begleitung befinden ſich junge Mädchen der unterſten Volksklaſſe, die bei Tage in den Fabriken arbeiten, die Abende aber in dieſen „Höllen“ zubringen. Vor ihnen ſtehen Gläſer mit dampfendem Ginpunſche, während die männliche Welt ſich an Porter und Ale gütlich thut. Eine Beſchreibung der hier gebotenen Kunſtgenüſſe dürfen wir uns wohl füglich erlaſſen. Weniger anſpruchsvoll zeigen ſich andere Etabliſſements. Wir ſteigen in einen Keller hinab und gelangen dann durch einen feuchten engen Gang in den „Saal“, nachdem wir einer Orangenverkäuferin, die zugleich als Kaſſierin fungirt, unſer Eintrittsgeld entrichtet. Vor einem Büffet, das mit zweifelhaften „Sandwiches“ (belegte Semmeln), mit anrüchigen Würſten, harten Eiern und Flaſchen voll verſchiedener Liqueure bedeckt iſt,

stehen einige Personen und trinken aus großen Gläsern Brandy; hinter dem Büffet steht in Hemdärmeln der Garkochdirektor. Ein Theater befindet sich im Hintergrunde des Kellers. Eine Billardlampe mit zwei Armen erleuchtet den Kunsttempel. Bretterſitze vertreten die Fauteuils; das Publikum besteht aus jungen Arbeitern, Taugenichtsen, und „Damen". Unter letzteren findet man viele Mädchen von 13 bis 14 Jahren, deren Züge bereits den Stempel des Lasters tragen. Auf einigen Bänken haben sich wohl auch Betrunkene der Länge nach ausgestreckt und schnarchen miteinander um die Wette. Ein wandernder Harfenist stellt das Orchester vor, das Haus duftet nach Gin und Tabak, die Schauspieler bekümmern sich wenig um ihre Rollen und die „Damen" unter ihnen haben nur Augen für die Gäste.

In diesen Armenvierteln Londons sind begreiflicherweise die Stätten, wo alle Kniffe des Diebstahls und des Betrugs eingeübt, wo alle möglichen Laster großgezogen werden, umsomehr, als sie dem Auge auch der wachsamsten Polizei sich nur zu leicht zu entziehen im Stande sind. Dennoch sollte, wer immer Gelegenheit hat, die prächtige, glanzvolle Metropole an der Themse zu besuchen, es nicht versäumen, auch die Regionen der Armuth und des Elends mit eigenen Augen zu schauen. Er wird dann erkennen lernen, wie im Herzen der blühendsten Kultur noch Zustände von barbarischem Gepräge walten und für die Größe des menschlichen Elends ein tieferes Verständniß gewinnen.

Das Rückenmark.

Physiologische Skizze

von

Paul Tunsch.

(Nachdruck verboten.)

Für die intellektuelle Entwickelung der Menschheit ist es sicherlich höchst bezeichnend, daß man im Alterthum zu einer Zeit, wo man in der Kenntniß des gestirnten Himmels schon verhältnißmäßig weit vorangeschritten war, doch über die Lebensfunktionen des eigenen Körpers noch so wenig wußte, daß man z. B. die Sehnen für Nerven, das Herz für den Sitz des Wollens, und das Gehirn und Rückenmark für Knochenmark hielt. Allerdings erkannte man die wirkliche Bedeutung des Rückenmarks schon vor Christi Geburt unter den Griechen, und etwa 200 Jahre nach Christus war die Vorstellung, daß es mit dem Gehirn der Sitz der Bewegung und Empfindung sei, als wissenschaftliche Anschauung durchgedrungen. Jedoch Griechenland und Rom gingen mit ihrer Kultur und ihrem Wissen unter, die Stürme des Mittelalters brausten darüber hinweg, die nicht nur einen Stillstand, sondern einen Rückschritt für die Wissenschaften brachten, den selbst eine Renaissance nicht ganz aufhalten konnte, und so geschah es, daß uns erst die neueste Zeit mit dem Aufschwung des

realen Naturwissens wieder der Naturerkenntniß unseres Körpers näher brachte und uns auch das so lange verkannte Rückenmark in seiner hohen Bedeutung für unseren Körper erkennen lehrte, von der wir den Leser kurz zu unterrichten versuchen wollen.

Doch ehe wir hierauf eingehen, wollen wir dasselbe einmal näher in Augenschein nehmen.

Wir finden es als einen ungefähr 35 Centimeter langen und 1 Centimeter breiten, aus einer wässerigen, mattweißlichen Masse bestehenden Strang in der Wirbelsäule des Rückens eingeschlossen, die es von den Hals- bis zu den Lenden- und Kreuzwirbeln herab durchzieht. Mit dem Gehirn, welchem es in seiner Beschaffenheit ähnlich ist, hängt das Rückenmark durch einen wurzelartigen Ansatz, das „verlängerte Mark" zusammen; es unterscheidet sich jedoch von den mit eigenthümlichen Kanälen und Windungen durchsetzten Gehirnmassen durch seine äußere Form. Der Rückenmarkstrang zeigt nämlich vorn und hinten zwei schmale, aber tiefe Furchen (vordere und hintere Längsspalte), und wird auf diese Weise in zwei gleiche Hälften, eine rechte und eine linke getheilt, die nur in der Mitte durch einen Verbindungsstrang zusammengewachsen sind. Dieser seiner äußeren Form nach hat man das Rückenmark in sechs Stränge eingetheilt, und zwar in die beiden Vorderstränge, welche rechts und links von der vorderen Längsfurche liegen, die beiden Hinterstränge, welche die hintere Längsfurche zwischen sich haben, und die zwischen den Vorder- und Hintersträngen liegenden beiden Seitenstränge.

Seine hohe Bedeutung erhält das Rückenmark erst durch die Nerven, deren rechts und links zu 31 bis 32 Paaren aus der Wirbelsäule herauslaufende Stränge aus weißlichen mikroskopischen Fädchen zusammengesetzt sind, welche das Rückenmark in ungeheurer Zahl nach allen Richtungen des Körpers aussendet. Jeder Nerv auf einer Seite des Rückenmarks entspringt aus zwei besonderen Wurzeln, einer stärkeren hinteren und einer schwächeren vorderen. Um diese letzteren weiter bis in das Innere des Markes zu verfolgen, müssen wir einen Querschnitt desselben in's Auge fassen. Dieser zeigt uns, daß die helle weißliche Markmasse nur eine Umkleidung ist und in ihrem Inneren eine graue dunklere Masse einschließt, die sich in Form zweier Halbmonde darstellt, welche mit der konvexen Seite einander zugekehrt und in der Mitte durch einen Strang verbunden sind. Auch sehen wir, daß die vorderen Nervenwurzeln zu beiden Seiten dort liegen, wo sich die Vorderhörner der beiden Halbmonde befinden, die Hinterwurzeln dagegen dort liegen, wo wir die Hinterhörner der Halbmonde sehen. Diese charakteristische Theilung der Rückenmarkmassen und der Nervenstränge ist keine zufällige, sondern die verschiedenen Theile haben auch verschiedene Verrichtungen; wie durch zahlreiche Experimente bewiesen ist, dienen nämlich die Vorderhörner mit den vorderen Nervenwurzeln und den von dort auslaufenden Nerven der Bewegung, die Hinterhörner dagegen mit den hinteren Nervenwurzeln und den dort einlaufenden Nerven der Empfindung.

So geht denn vom Rückenmark aus jedem Wirbel durch

das Wirbelloch hindurch rechts und links ein Nervenstrang, in welchem sich innerhalb der Wirbelknochen der aus der vorderen Nervenwurzel kommende Strang Bewegungsnerven, und der aus der hinteren Nervenwurzel kommende Strang Empfindungsnerven zu einem Nervenstamm vereinigt haben. Solch' ein Nervenstamm erinnert im Querschnitt etwa an ein unterseeisches Telegraphenkabel. Wie man in diesem die einzelnen Leitungsdrähte, durch Isolirschichten getrennt, zu Bündeln vereinigt findet, so sehen wir auch bei jenem die einzelnen Nervenfasern, von Isolirmassen umkleidet, in größeren und kleineren Bündeln zusammenliegen, und wie man aus dem Kabel die einzelnen Leitungsdrähte herauslösen kann, so lassen sich auch aus dem Nervenstrang die einzelnen Nervenfasern herausschälen. Solche Stränge haben oft die Stärke des kleinen Fingers und enthalten dann viele Hunderte von gesonderten Nervenleitungen.

Je weiter sich diese vereinigten Stränge vom Rückenmarke auf ihrem Verlaufe nach den äußeren Theilen des Körpers entfernen, je dünner werden sie, denn es geht eine Theilung mit denselben vor sich; sie lösen sich in einzelne Nervenbündel und Nervenfasern auf, welche jetzt ihren eigenen gesonderten Weg durch den Körper verfolgen und gesonderte Leitungen bis zu den äußersten Theilen des Körpers bilden, wo erst eine wirkliche Zerspaltung und Verästelung derselben stattfindet, infolge deren ein einzelner Nerv einen größeren Bezirk des Körpers mit seinen Endigungen versieht. Und zwar legen sich hier die Bewegungsnerven an die Muskeln, jene

walzenförmigen elastischen Fleischkörper, mit einer eigenthümlichen Endplatte an, während die Empfindungsnerven durch die Gewebstheile des Körpers hindurchgehen und fast am ganzen äußeren Körper in selbstständigen, indessen je nach den Orten sehr verschiedenen Endapparaten aufhören.

Doch nicht nur äußerlich gleichen die Nerven den elektrischen Leitungsdrähten der Kabel, sondern auch in ihrem innersten Wesen, denn sie stellen sich thatsächlich als die Leitungsvorrichtungen elektrischer Ströme dar, welche fortwährend durch unseren Körper cirkuliren. Dies wird uns dadurch bewiesen, daß ein elektrischer Strom, welcher durch die Nerven frischgetödteter Körper, z. B. einen Froschschenkel, hindurchgeleitet wird, ganz dieselbe Zusammenziehung der Muskeln hervorbringt, wie sie der lebendige Frosch bei seinen Bewegungen bewirkt. Auch wird die Magnetnadel durch die Ströme der Nervenelektrizität ganz ebenso abgelenkt, wie durch diejenigen einer galvanischen Batterie. Jene Aehnlichkeit ist auch in anderer Beziehung wahrzunehmen. Wie man es den Drähten einer elektrischen Batterie nicht ansehen kann, daß elektrische Ströme durch sie hindurchfließen, so erleiden auch die Nerven durch dieselben keine sichtbare Veränderung. Die Bewegungsnerven wie die Empfindungsnerven sind eben nur Träger elektrischer Ströme, welche jene Wirkungen hervorbringen, die wir Bewegung und Empfindung nennen. Wie dies geschieht, ist leider noch nicht erforscht, es ist uns nur bekannt, daß infolge des Willens ein durch die Bewegungsnerven nach außen zu laufender elektrischer

Strom dort die Zusammenziehung eines bestimmten Muskels bewirkt, aus welcher eine Bewegung entsteht, sowie daß die Außendinge auf die Enden der Empfindungsnerven Reize ausüben, welche nach innen gerichtete elektrische Ströme hervorrufen, die wir als Empfindung wahrnehmen, wobei noch bemerkt sei, daß ein Bewegungsnerv stets nur nach außen gerichtete Bewegungsströme, und ein Empfindungsnerv nach innen laufende Empfindungsströme leiten kann, und ebensowenig wie wir je durch einen Bewegungsnerv, selbst wenn wir ihn zerschneiden, etwas empfinden können, ebensowenig kann ein Empfindungsnerv jemals eine Bewegung erzeugen.

Ohne den Zusammenhang der Nerven mit dem Rückenmark wären bewußte Bewegung und Empfindung unmöglich, wie dies durch Versuche nachgewiesen ist. Durchschneidet man nämlich einen Bewegungsnerv irgendwo an einer Stelle im Körper, so hört an demjenigen Körpertheile, den er mit seiner Leitung versorgte, jede bewußte Bewegung auf. Reizen wir den Nerv nun *oberhalb* der Durchschnittsstelle, so nehmen wir keine Wirkung auf den Muskel wahr, reizen wir ihn jedoch *unter* dem Durchschnitt, so tritt eine *unwillkürliche* Bewegung ein, die ganz *mechanisch* vor sich geht. Anders verhält es sich mit den Empfindungsnerven. Zwar hört, wenn man einen Empfindungsnerv durchschneidet, für den Körpertheil, nach welchem er die Leitung vermittelte, ebenfalls sofort jede Empfindung auf, jedoch wenn wir ihn *oberhalb* der Durchschnittsstelle reizen, wird der Reiz sehr wohl empfunden. Indeß die Verschiedenheit ist nur eine schein-

Digitized by Google

bare, weil die Bewegungsströme ihre Wirkung nach außen, die Empfindungsströme dagegen nach innen haben.

Aehnlich verhält es sich mit dem Zusammenhang zwischen Rückenmark und Gehirn. Zerschneiden oder zerstören wir das erstere an irgend einer Stelle, so ist zwar seine Thätigkeit über jener Stelle nicht gestört, aber die darunter liegenden Parthien haben ihr Vermögen, willkürliche Bewegungen hervorzubringen und bewußt zu empfinden, völlig verloren. Dies sehen wir an jenen Unglücklichen, welche sich die Wirbelsäule zerbrochen und durch Verschiebung der Bruchflächen das Rückenmark beschädigt haben. Bei ihnen ist Alles, was unter der Bruchfläche liegt, z. B. die Beine ꝛc., der willkürlichen Bewegung und bewußten Empfindung entzogen, obgleich, wie wir später sehen werden, sie noch unwillkürlich sich bewegen und noch unbewußt empfinden. Jene Theile sind wie von dem übrigen Körper abgetrennt, der Unglückliche nimmt ihr Vorhandensein nicht direkt, sondern nur auf Umwegen wahr, wie andere Dinge aus seiner Umgebung, sie erscheinen ihm wie fremde Körper. Je höher die Bruchstelle liegt, desto mehr Körpertheile sind der Bewegung und Empfindung entzogen. So erklärt es sich, daß bei der von unten beginnenden Rückenmarksschwindsucht zuerst die untersten Körpertheile, die Fußsohlen, dann die Füße u. s. f. „taub" werden.

Welcher Theil des Rückenmarkes als spezieller Ausgangspunkt der Bewegung und Empfindung anzusehen ist, dafür gibt uns eine weitere Betrachtung seines Baues einen beachtenswerthen Anhaltspunkt.

Betrachtet man einen dünnen Querschnitt des Rücken-

markes bei durchfallendem Lichte mit einem Vergrößerungsglase, so gewahrt man, daß die äußere (weiße) Masse dunkel, die innere (graue) Substanz hell erscheint, was daher kommt, daß jene weniger, diese mehr durchsichtig ist. Weiter gewahrt man, wie die Wurzeln der Nervenstränge die Nervenfasern durch die äußere dunkle (weiße) Schicht hindurchsenden, worauf dieselben in der inneren hellen (grauen) Masse endigen. Dabei nehmen wir wahr, daß die äußere Masse, durch welche die Nervenfasern hindurchlaufen, diesen selbst nach Farbe und Beschaffenheit sehr ähnlich sieht, wie sie sich denn bei näherer Untersuchung im Wesentlichen als nichts anderes herausgestellt hat. Sie besteht aus einer ungeheuren Menge längs des Markes verlaufender Nervenfasern, welche die innere eigentliche Markmasse einhüllen und die leitende Verbindung mit dem Gehirn herstellen. In der inneren grauen Substanz nehmen wir unzählige eigenthümliche knotige mikroskopische Zellengebilde, die Ganglien, wahr, in welchen sich die Nerven verlieren. Dieselben bilden verschiedene Gruppen, bald sind es größere, obgleich immer noch mikroskopische Gebilde, die mit einfacheren zweigartigen Fortsätzen versehen sind, in welche die Nerven unmittelbar hineinlaufen, bald sind es bei Weitem kleinere, die sich in äußerst zarten wurzelartigen Ausläufern verästeln und durch ein feines sehr verwickeltes Netzwerk miteinander in Verbindung stehen. In diesen seltsamen Körperchen, an denen der mikroskopirende Physiologe fortwährend Neues entdeckt, in diesen Ganglien mit ihrem räthselhaften Baue und ihren geheimnißvollen Verschlingungen, haben wir

elleicht den Ursprung jener noch immer völlig unauf-
klärten Vorgänge, die wir Bewegung und Empfindung
nnen, zu suchen. Daß aber auch hier die verschiedenen
kte der Bewegung und Empfindung örtlich voneinander
etrennt sind, ist offenbar, denn wir nehmen in der einen
hälfte unseres Rückenmarkquerschnittes deutlich wahr, wie
ort, wo der Nervenstrang seine Bewegungsnerven in die
nnere vordere Markmasse hineinsendet, eine Gruppe jener
einfacheren größeren Ganglien (Bewegungszellen) liegt,
während sich ebenso dort, wo die Empfindungsnerven in
die innere hintere Markmasse dringen, eine Gruppe jener
verwickelteren kleineren Ganglienzellen (Empfindungszellen)
befindet.

Das Zustandekommen bewußter Bewegungen und Em-
pfindungen ließe sich unter der obigen Voraussetzung fol-
gendermaßen erklären. Eine willkürliche Bewegung
wird hervorgerufen, wenn sich in noch unbekannter Weise
ein Willensimpuls aus dem Gehirn durch die äußere weiße
Rückenmarksubstanz herab auf die vordere Gangliengruppe
der inneren Markmasse überträgt, welche in den mit ihr
in Verbindung stehenden Bewegungsnerven elektrische Ströme
nach außen erzeugt, die eine Zusammenziehung der Mus-
keln des betreffenden Gliedes und demzufolge die beab-
sichtigte Bewegung hervorrufen. Bei Empfindungen
dagegen bringen die durch die Außendinge auf die Enden
der Empfindungsnerven ausgeübten Reize elektrische Ströme
in denselben hervor, welche nach innen gerichtet, zur
Wirbelsäule laufen und, durch die hintere Nervenwurzel
auf die hintere Gangliengruppe der inneren Rückenmark-

masse übertragen, dort Empfindungen bewirken, die durch Uebertragung auf die äußere Rückenmarksubstanz und Fortleitung nach dem Gehirn bewußte werden. Wenn wir im Hinblick auf diese komplizirten Vorgänge noch bedenken, mit welcher Präzision und Sicherheit wir die zusammengesetzteſten und verwickeltſten Bewegungen, von der leiſen Berührung bis zu erſtaunlichen Kraftleiſtungen, ausführen und wie außerordentlich mannigfaltig das Gebiet unſerer Empfindungen iſt, von der leiſeſten Unbehaglichkeit bis zum tödtenden Schmerze, ſo müſſen wir über das Wirken dieſer geheimnißvollen Kräfte erſtaunen, die in mikroſkopiſchen Zellen wohnen und doch ſo Gewaltiges, Umfaſſendes vermögen.

Jedoch unſer Erſtaunen über dieſes räthſelhafte Organ, das die Alten mit dem Knochenmarke verwechſelten, muß ſich noch ſteigern, wenn wir das Gebiet willkürlicher und bewußter Vorgänge, bei denen es mehr als Werkzeug einer höheren im Gehirn reſidirenden Macht (Bewußtſein und Wille) fungirt, verlaſſen und ein neues betreten, auf dem es eine vom bewußten Wollen ganz unabhängige Thätigkeit entwickelt.

Der freundliche Leſer wird gewiß ſchon jene unwillkürlichen Schutzbewegungen bemerkt haben, die unfreiwillig bei Einwirkung heftiger äußerer Reize auf unſeren Körper vor ſich gehen. Ein Stich in den Fuß und wir ziehen ihn unwillkürlich raſch zurück; kommen wir mit der Hand unverſehens an einen heißen Gegenſtand, ſo entfernen wir dieſelbe inſtinktiv geſchwind wieder von demſelben. Dies geſchieht aber Alles rein mechaniſch und wir werden uns

:eist erst im nächsten Augenblick der Sache völlig bewußt.)ieselben Bewegungen aber werden auch von dem Schla=:nden ausgeführt, der den Fuß zurückzieht, wenn man enselben berührt, oder, wenn man andere Körpertheile esselben reizt, immer entsprechende Schutzbewegungen macht, nd zwar, ohne daß er es auch nur ahnt. Alle diese Be=oegungen, die oft sehr komplizirt sind, gehen äußerst ,weckmäßig vor sich und sind von Wichtigkeit für das Wohlbefinden unseres Körpers, welcher ohne dieselben täg=:ich tausend unangenehmen, ja verderblichen Zufälligkeiten preisgegeben wäre. Man hat diese Vorgänge, die sich bis in das höhere Sinnesleben hineinziehen, mit dem Namen Reflexaktionen belegt, weil sie in der That Reflex=wirkungen gleichen, bei denen die auf die Empfindungs=nerven ausgeübten Reize elektrische Ströme erzeugen, welche im Rückenmark auf bestimmte Bewegungsnerven über=springen und, nach den äußeren Theilen des Körpers zu=laufend, dort jene Bewegungen hervorbringen, wobei in diesem Falle Bewußtsein und Wille nicht in's Spiel kommen, wie Pflüger durch Experimente an einem Frosche nachgewiesen hat, der auch, nachdem das Organ des be=wußten Wollens, das Gehirn, entfernt war, Reflexbewe=gungen ausführte.

Die Letzteren können natürlich je nach der Intensität der Reize sehr verschieden sein. Sie sind einseitige, wenn ein auf die eine Seite ausgeübter Reiz eine Be=wegung derselben Seite hervorruft, und gleichartige, wenn der auf ein Glied geübte Reiz eine Bewegung desselben Gliedes hervorruft. Die beiden Hälften des

Rückenmarkes stehen aber durch einen Mittelstrang in Verbindung, und so geschieht es denn, daß sich ein starker Reiz auch zugleich auf die andere Seite überträgt. Treten wir mit bloßem Fuß unversehens in eine heiße oder ätzende Substanz, so machen wir einen Sprung mit beiden Füßen. Ist der Reiz noch stärker, so kann er sich auf große Parthien des Rückenmarkes ausdehnen, ja wohl über das ganze Rückenmark erstrecken, was z. B. bei dem als Scheintod gefürchteten Starrkrampf der Fall ist, der auf einer gleichmäßigen Zusammenziehung aller Muskeln des Körpers beruht, dessen Glieder in krampfartiger Starre verharren.

Zu den größeren reflektorischen Reizeffekten gehört auch das eigenthümliche „Nachtwandeln", das ein sehr lehrreiches Beispiel der mechanischen Rückenmarksthätigkeit ist. Während desselben führt der Schlafende äußerst komplizirte und höchst geschickte Bewegungen aller Glieder des Körpers aus, die in ihrer wunderbar ineinandergreifenden Reihenfolge den Schein zusammenhängender überlegter Handlungen tragen, ohne daß der Wille des Kranken dabei irgend im Spiele ist.

In einem ähnlichen Zustande befindet sich das neugeborene Kind, welches anfangs von seiner Umgebung und auch von sich selber so gut wie gar nichts weiß, und bei welchem sich das, was wir Bewußtsein und Ueberlegung nennen, erst im Laufe der Zeit an der Hand der Sinneswahrnehmungen ausbildet. Dennoch sehen wir es so außerordentlich viel zweckmäßige und scheinbar überlegte Bewegungen ausführen; zugleich drückt es Zorn, Aerger,

Digitized by Google

Freude, Behaglichkeit durch charakteristische Laute aus, während es in Wirklichkeit von alledem nichts weiß, denn es lernt all' das, was jene Wirkungen in ihm hervorbringt, erst sehr viel später kennen und beurtheilen.

Uebrigens sei hinsichtlich der Reflexvorgänge im Allgemeinen noch erwähnt, daß dieselben im Falle eines Bruches der Wirbelsäule und daraus folgender Verletzung des Rückenmarkes auch unterhalb der Zerstörungsstelle in den sonst „tauben" Gliedern nicht aufhören. Die Glieder, welche wir nicht mehr willkürlich bewegen können, antworten demungeachtet auf jeden stärkeren äußeren Reiz mit einer entsprechenden Schutzbewegung, ja sie scheinen darin noch empfindlicher geworden zu sein.

Alles dies sieht dem Instinkte, jenem unbewußten Triebe, welcher das Thier zu unwillkürlichen zweckmäßigen Handlungen anleitet und sich ebenso bis zu einem gewissen Grade beim Menschen findet, sehr ähnlich. Dies haben nicht nur die Physiologen, welche sich mit den äußerlich wahrnehmbaren Erscheinungen des Lebens beschäftigen, sondern auch die Psychologen, welche die Geheimnisse der Seele zu ergründen bestrebt sind, wahrgenommen, ohne daß es ihnen aber bis jetzt gelungen wäre, diese noch räthselhafte Thätigkeit des Rückenmarkes genügend zu erklären, was vielmehr, wie so manches auf diesem Gebiete, noch der Zukunft vorbehalten bleiben muß.

Die Bauhütten des Mittelalters.

Von

Friedrich Zimmermann.

(Nachdruck verboten.)

Wie ungeheure steinerne Wahrzeichen einer dahingeschwundenen großen Epoche ragen die kirchlichen Bauten unserer Vorfahren zum Himmel empor inmitten des Häusergewirrs moderner Städte. Jedes für das Schöne und Erhabene empfängliche Gemüth ergreift ein Gefühl ehrfurchtsvoller Bewunderung vor dem Genie und der Thatkraft jener gottbegeisterten Meister, welche die Pläne dazu entwarfen und die unausgesetzte Arbeit ihres ganzen Lebens an die Ausführung von Werken setzten, deren auch nur theilweise Vollendung sie nie schauen konnten, sondern sich getrösten mußten in der felsenfesten Zuversicht auf die Ewigkeit des christlichen Religionsgedankens und die Opferwilligkeit der Nachkommen, die das herrliche Werk in gleichem Sinne und Geiste fortführen würden.

Bei einem solchen Münsterbau, wie in Köln, Straßburg, Ulm ꝛc., war die ganze germanische Christenheit betheiligt, und dem Entwurf, den das gottbegeisterte Genie eines großen Meisters geliefert, fehlten auch die Mittel zur Ausführung nicht, denn der opferfreudige Glaube des Volkes spendete fortlaufend und reichlich. Allein das ge-

lügte noch nicht, die Vollendung eines auf Jahrhunderte hinaus berechneten Werkes zu sichern. Viele Geschlechter mußten ja dahinsterben, ehe mit der Aufrichtung des Kreuzes auf den Hauptthürmen dem Riesenbau der Schlußstein eingesetzt werden konnte, und wer gab die Gewähr, daß die späteren Generationen von Werkleuten im Geist und Sinn des längst dahingegangenen Meisters fortarbeiten würden? Hier lag eine kaum zu überwindende Schwierigkeit, die das Mittelalter durch das Institut der Bauhütten zu lösen suchte, auf deren Entwickelung und Organisation wir hier einen Blick werfen wollen.

Unter „Bauhütte" verstand man zunächst einen in der Nähe größerer Bauten errichteten provisorischen Schuppen, der das Bureau, Zeichenlokal, auch wohl den Aufenthaltsort der Arbeiter und Aufseher bildete. Bald jedoch erweiterte sich der Begriff, und man bezeichnete nun damit eine Genossenschaft von Künstlern und Werkleuten, welche sich zur Erbauung eines Klosters oder einer Kirche verbanden.

In diesem Sinne besaß auch das Alterthum schon Bauhütten, man kann sogar annehmen, daß ähnliche Institute bereits dreitausend Jahre vor Christi Geburt bei den Pyramidenbauten der Pharaonen bestanden haben. Unzweifelhaft erwiesen ist die Existenz von Baugenossenschaften in der Blüthezeit Athens und später im Römerreiche. Mit dem Untergange Roms jedoch brach für Künste und Wissenschaften eine lange Nacht an und es schien, als sollten dieselben von der hereinbrechenden Barbarei gänzlich vom Erdboden vertilgt werden. Da thaten die Klöster, in jenen wilden, kampferfüllten Zeiten die einzigen Stätten

des Friedens und der Sicherheit, auch den verfolgten Künsten und Wissenschaften ihre gastlichen Pforten auf, sammelten eifrig, was noch von Trümmern griechisch-römischer Kultur vorhanden, retteten, was irgend an Kunst- und Literaturschätzen aus der allgemeinen Zerstörung gerettet werden konnte, bildeten die antiken Ideen und Kunstformen im christlichen Geiste um und übergaben sie, als endlich ruhigere Zeiten gekommen, der neugestalteten Welt als schönstes Vermächtniß der untergegangenen.

Mönche waren es daher auch, die wir etwa vom 6. Jahrhundert an ausschließlich als Erbauer von Klöstern und Kirchen auftreten sehen. Bürgerliche Werkleute gab es kaum. Bischöfe und Aebte führten als Meister der Kunst Richtscheit, Zirkel und Winkelmaß, ihre Mönche arbeiteten als Maurer, Steinmetzen und Zimmerleute. Besonders that sich hierin der Orden der Benediktiner hervor. Indessen wurde etwa vom 7. Jahrhundert an durch die Menge der überall sich erhebenden Kirchen und Klöster die Nachfrage nach geschickten Baumeistern so groß, daß die Geistlichkeit sich entschließen mußte, zur Ausführung der niedrigeren Arbeiten das Laienelement heranzuziehen und daraus Lehrlinge, Gesellen und Handlanger zu bilden. Auf diese Weise entstanden die ersten Baubrüderschaften in christlichen Landen, die ihrem Ursprung gemäß einen hervorragend religiösen Charakter trugen. Von Papst und Fürsten mit bedeutenden Privilegien ausgestattet, zogen die Mitglieder dieser „Bauhütten" von Land zu Land, wohin immer man sie berief, und führten eine halb weltliche, halb mönchische Lebensweise. Hütten von Holz, in

der Nähe des zu errichtenden Baues aufgeschlagen, dienten der Brüderschaft als Wohn-, Aufenthalts- und Versammlungsort, Niemand durfte ohne Kenntniß des Paßwortes eintreten. Die Disziplin war streng, die Tagesordnung nach bestimmten Vorschriften geregelt, Gebet und Arbeit wechselten ab. Die Oberleitung führte ein Bischof, Abt, Domherr oder auch Kanonikus eines Stiftes, welch' Letzterer Gottesjunker genannt wurde; je zehn bis zwölf Arbeiter standen unter Aufsicht des Parlirers (erst später Polirer genannt), der Mönch sein mußte. Um die Profanirung der Kunst zu verhüten, schlossen sich die Mitglieder der Brüderschaft von den weltlichen Handwerkern durch eigene Ceremonien, Gebräuche, Erkennungszeichen und dergleichen ab.

Diese Baugesellschaften waren, so lange sie unter Leitung der Geistlichkeit standen, international, bedienten sich als Umgangssprache des Lateinischen und nahmen jeden Bruder Steinmetz, gleichviel, welcher Nation er angehören mochte, in die Gemeinschaft auf. Schweden, Italiener, Franzosen arbeiteten in deutschen Bauhütten, Deutsche errichteten viele herrliche Dome in Italien und Spanien, Franzosen zogen hinauf bis nach Upsala in Schweden, und überall herrschte in den Bauhütten derselbe Geist und Zusammenhalt, dieselbe künstlerische Durchbildung, dieselbe Lebensweise.

Indessen erwiesen sich die Geistlichkeit und der herrschende Feudaladel mit der Zeit dieser Aufgabe nicht mehr gewachsen, und an ihrer Stelle trat ein neues Kulturelement auf — der Bürgerstand. Als unter der Herrschaft

der Hohenstaufen (1138 bis 1254) die deutschen Städte immer größer, reicher und mächtiger wurden, die meisten Mönchsorden sich der Sicherheit wegen innerhalb der Stadtmauern ansiedelten und gleichzeitig der künstlerische und wissenschaftliche Eifer der Geistlichkeit völlig erstarb, da lösten sich auch die allmählig immer weltlicher gewordenen Baugesellschaften von der Vormundschaft ihrer geistlichen Pfleger los und konstituirten sich als selbstständige bürgerliche Korporationen. Was diesen bürgerlichen Bauhütten aber eine so hohe kulturgeschichtliche und künstlerische Bedeutung gab und sie einer so hohen Blüthe entgegenführte, daß wir noch heute staunend und bewundernd vor ihren Werken stehen, das war die Ausbildung eines neuen nationalen Styls, des gothischen, den wir in seiner reinsten und herrlichsten Entfaltung mit Recht als den germanischen Baustyl ansprechen können. Um die Geheimnisse dieser Kunstform zu wahren, wurde die Abschließung der deutschen Baubrüderschaft, die strenge korporative Gliederung, das Ceremoniel noch schärfer als bevor, und Ausländer fortan in den Bauhütten nicht mehr geduldet.

Die deutsche Baubrüderschaft bildete einen förmlichen Staat im Staate, mit eigener Verwaltung, eigener Gerichtsbarkeit, Gerechtsamen und besonderen Privilegien. An der Spitze des Bundes standen die vier Haupthütten Straßburg, Wien, Zürich und Köln, als deren vornehmste und angesehenste Straßburg galt. Letztere behielt von der Zeit ihres Entstehens unter dem Meister Erwin von Steinbach an bis zu ihrem Untergange im 17. Jahrhundert die Oberleitung sämmtlicher deutscher Bauhütten, und ihr jedes-

maliger Meiſter wurde als Großmeiſter der geſammten Brüderſchaft betrachtet.

Unter der Leitung und Gerichtsbarkeit dieſer vier Haupthütten gruppirten ſich nun alle kleineren Bauhütten nach einer alten Verordnung folgendermaßen: Straßburg gebot in Handwerksſachen über alles Land, was abwendig der Moſel iſt bis hinauf an den Thüringer Wald, öſtlich bis Prag, ſüdlich bis Augsburg; Wien über das Land ob der Enns, nebſt Böhmen, Mähren, Steiermark, Kärnthen, Krain, Ober- und Niederbayern; Köln vom Main bis zu den Niederlanden und oſtwärts bis Preußen; Zürich über Bern, Baſel, Luzern, Schaffhauſen, St. Gallen und die ganze Eidgenoſſenſchaft. Innerhalb ihres Gebietes war jede Haupthütte berechtigt, den Bauhütten einen Zehnten aufzuerlegen.

Das gegenſeitige Verhältniß der Haupt- und Nebenhütten, ſowie dasjenige aller Mitglieder der Brüderſchaft vom Meiſter bis zum Lehrling unterlag einer ſtrengen geſetzlichen Regelung, die keiner Willkür Raum gab. Der Meiſter jeder Hütte galt in techniſchen, künſtleriſchen, geſellſchaftlichen und perſönlichen Verhältniſſen als Autorität. Er entwarf den Plan, leitete den Bau, warb und entließ Handwerker und Arbeiter, führte die Sittenpolizei der Hütte, legte Disziplinarſtrafen auf und fungirte bei Streitigkeiten als Vorſitzender des Gerichts, deſſen Schöffen aus der Anzahl der Mitglieder gewählt wurden. Kamen Zerwürfniſſe zwiſchen Meiſtern verſchiedener Bauhütten vor, ſo mußte an die Entſcheidung der zuſtändigen Bauhütte appellirt werden, bei Streitigkeiten zwiſchen letzteren aber

ſprach die Straßburger Haupthütte das Urtheil als letzte und oberſte Inſtanz.

Fleiß, Verträglichkeit und gute Sitte wurden von jedem Mitglied der Bauhütte gefordert, ein Verſtoß gegen die Hausordnung unnachſichtlich geſtraft, Unmoralität oder Widerſetzlichkeit unter keinen Umſtänden geduldet. Schwere Vergehen zogen die Ausſtoßung des Verbrechers aus der Bauhütte nach ſich, und ein mit dieſer Strafe belegtes Subjekt war förmlich geächtet, denn er fand nirgends mehr Unterſtützung und Aufnahme.

Dieſe äußerſte Maßregel brauchte indeſſen um ſo ſeltener in Anwendung gebracht zu werden, als die Hauptſorge der Brüderſchaft darauf gerichtet war, in den jungen Lehrlingen vom Tage ihres Eintritts an das Ehrgefühl, die Begeiſterung für die Kunſt, das Selbſtbewußtſein und die moraliſche Kraft zu wecken und lebendig zu erhalten. Dahin zielten alle Geſetze, Einrichtungen, ja die ganze auf religiöſer Grundlage ruhende Lebensweiſe.

Schon vor der Aufnahme hatte der Geſuchſteller ſich einer ſtrengen Prüfung zu unterwerfen. Außer Fleiß, Liebe zur Kunſt, mehr als gewöhnliche geiſtige Befähigung, wurde auch noch gute bürgerliche Abkunft und ein ſeitheriger makelloſer Wandel beanſprucht. Vermochte der Aufnahmeſuchende dieſen Anforderungen zu genügen, ſo wurde ſein Name öffentlich in der Bauhütte angeſchlagen und wenn dann innerhalb einer gewiſſen Zeit keines der Mitglieder Einſpruch gegen die Aufnahme erhob, das Geſuch gewährt. Mehr als fünf Lehrlinge auf einmal durften nicht zugelaſſen werden, damit nicht die zu große An-

ahl die gründliche Ausbildung der jungen Leute beein-
rächtige. Dieſes Geſetz wurde unterſtützt durch ein an-
deres, welches befahl, daß nur im Tagelohn gearbeitet
werden ſolle, da Akkordarbeit zur Flüchtigkeit und zur
Pfuſcherei Veranlaſſung gäbe. Daher auch die Feſtigkeit
und Dauer der mittelalterlichen Bauwerke.

Einmal in die Bauhütte aufgenommen, befand ſich der Lehrling in einer Welt, ganz verſchieden von der, in welcher er bisher gelebt. Alles, ſelbſt die Phraſen der Umgangsſprache, ſogar die mechaniſchen Handarbeiten trugen infolge der eigenthümlichen, überall zur Anwendung gebrachten Symbolik gleichſam eine höhere Weihe. Geometriſche Symbole, deren Grundlage das Achteck war, aus deſſen Verhältniſſen nach Art und Weiſe der kabbaliſtiſchen und pythagoräiſchen Zahlenmyſtik ſämmtliche Konſtruktionen abgeleitet wurden, dienten als Richtſchnur bei Ausübung der Kunſt und wirkten auf Phantaſie und Gemüth junger Leute weit nachhaltiger, als geſchriebene Lehrſätze. Ebenſo fand der religiöſe und ſoziale Gedanke, welcher die Baubrüderſchaft beſeelte, in Leben und Arbeit, in Sprache und Benehmen ſeinen beſtändigen Ausdruck mittelſt ſinnreicher ſymboliſcher Zeichen, Gebräuche, Ceremonien, die ein vollſtändiges Ritual ausmachten. Dieſes wurde als Geheimlehre betrachtet und nur mündlich durch Tradition fortgepflanzt. Erſt gegen Ende des Mittelalters fanden ſchriftliche Aufzeichnungen ſtatt.

Hatte nach drei- bis fünfjähriger Lehrzeit der Lehrling die Handgriffe ſeiner Kunſt inne, ſo wurde er vom Meiſter feierlich losgeſprochen, zum Geſellen ernannt und in die

geheimen Erkennungszeichen der Maurer, „Wort, Gruß und Handschenk", eingeweiht. Er mußte an Eidesstatt geloben, das Kunstgeheimniß zu wahren, gehorsam zu sein, stets auf die Ehre des Handwerks zu halten, durfte ein eigenes, aus einer beliebigen geometrischen Figur bestehendes Steinmetzzeichen annehmen, das neben seinem Namen in das Gesellenbuch eingetragen wurde und zu ändern streng verboten war, und konnte sodann wandern, wohin es ihm beliebte. Das „Paßwort" verschaffte ihm freien Eintritt in jede Bauhütte, freundlichen brüderlichen Empfang, und verpflichtete außerdem Meister und Gesellen, ihm ihre Kunstregeln und Handwerksvortheile mitzutheilen. Fleiß, gute Führung, hervorragende Anlagen beförderten den Gesellen bald zum Parlirer (Polirer) und, wenn ihm als solchem ein kleiner Bau zu selbstständiger Ausführung übertragen wurde, zum Meister, welcher oberste Grad allerdings auch noch verschiedene Abstufungen hatte. Indessen war es Jedem möglich, durch Glück und eigenes Verdienst die höchsten Grade zu erklimmen.

Durch diese Organisation war es allein möglich, die Einheit des Styls und die Sorgsamkeit der Ausführung zu sichern, die uns an den gothischen Prachtbauten so sehr überrascht und anspricht. Jeder Maurer, durch zweckmäßige Gesetze geleitet, von regem Eifer und Pflichtgefühl angespornt, stolz auf die eigene und die Standesehre, überwacht in Leben und Arbeit von den Augen des Meisters und denen der Brüder, mußte auf diesem Wege zu einem nützlichen und brauchbaren Gliede des großen Ganzen werden, das nur durch ihn und seinesgleichen bestand und

von dem er hinwiederum ganz und gar abhing. Aus diesem geregelten, zweckmäßigen und von einer höheren Idee getragenen Zusammenwirken aller Kräfte konnten jene herrlichen Kolossalbauten hervorgehen, wie der Kölner Dom, der Straßburger, Freiburger, Ulmer Münster, der Dom zu Regensburg, die Stephanskirche in Wien und viele andere, kaum minder berühmte Meisterwerke gothischer Baukunst.

Im Jahre 1452 wurde durch Jobst Dotzinger, Werkmeister am Straßburger Münsterbau, die etwas gelockerte Verbindung der deutschen Bauhütten zur ursprünglichen Festigkeit zurückgeführt, und 1459 auf der Versammlung der Baubrüderschaft zu Regensburg wurden zuerst schriftliche Statuten entworfen. Diese Statuten, von den Kaisern mehrfach bestätigt, wurden im 16. Jahrhundert öfters revidirt und abgeändert, ohne daß dadurch die jetzt immer häufiger auftretenden Zerwürfnisse innerhalb der Baugenossenschaft gänzlich hätten beigelegt werden können. Ein neuer unruhiger Geist wehte durch Europa, welcher den mittelalterlichen Institutionen nicht günstig war und die Grundlagen der Baubrüderschaft erschütterte, indem er die Idee angriff, auf welcher sie ruhten. Im Jahre 1563 endlich entschloß man sich auf den Versammlungen der Meister zu Basel und Straßburg, den neuerdings revidirten und festgestellten Kodex des Steinmetzrechts, „das Bruderbuch", zu besserer Verbreitung und Kenntnißnahme für alle Mitglieder drucken zu lassen. Aber es war bereits zu spät, dem einreißenden Verderben Einhalt zu thun.

Die Reformation hatte einen unheilbaren Riß in die

Brüderschaft gebracht, viele Meister nahmen die neue Lehre an und traten aus, die Mittel zur Fortführung der begonnenen Bauten stockten, der dreißigjährige Krieg zerstreute Meister und Gesellen in alle Winde, und als nun gar zu Ende des 17. Jahrhunderts Straßburg von den Franzosen besetzt und dem deutschen Reiche entrissen wurde, da brach das Institut der Bauhütte zusammen und die alten Dome blieben unvollendet. Zwar fristete die Baubrüderschaft noch einige Zeit ein Scheindasein, aber der alte lebendige Geist war daraus entwichen, Begeisterung und Hingabe fehlten, die neuen Meister verstanden nicht mehr die gewaltigen Entwürfe ihrer Vorfahren und die Bauhütte verkam in pedantischem, nüchternem Zunft- und Formelwesen. Noch bis in's 19. Jahrhundert bestanden jedoch in Köln, Basel, Zürich, Hamburg und Danzig Steinmetzbrüderschaften, welche an den alten Satzungen der Bauhütte festhielten.

Mannigfaltiges.

Mittelalterlicher Aberglauben. — Bei der Wundersucht und Zeichendeuterei, die das ganze Mittelalter hindurch herrschte, ist es wohl erklärlich, daß man eben auch viele Zeichen und Wunder sah und über jedes „erschrecklich Gesicht" in den Chroniken genau Buch führte. Wir lassen einige Proben folgen:

Im Jahre 1531 ist in einem Wald des Bischofs von Salzburg von Jägern ein ungeheuer Thier gefangen worden, graulich, mit eines Menschen Angesicht, hat einen langen Bart gehabt, vier Füß, spitzige Klauen, einen kleinen fahlen Schwanz, sind ihm die hinteren Bein länger gewesen als die vorderen; das ist gen Salzburg an den Hof gebracht worden. Nachdem es aber sehr grausam gewest, hat sich's vor dem Hofgesinde entsetzt und womöglich versteckt. Da es aber gar nicht hat essen wollen, ist es über wenig Tagen gestorben. In selbem Jahre ist ein groß Erdbeben gewest im Lande Lusitania, welches über 200 Menschen jämmerlich erschlagen und umbracht hat.

Noch im Jahre 1531 ist ein Komet erschienen in Deutschland, Welschland und Frankreich, der den 6. August zuerst ist gesehen worden und ist etliche Tage für der Sonnen hergegangen. Darnach hat er der Sonnen gefolgt bis auf den 3. Septembris und ist durch vier Zeichen gegangen: durch den Krebs, Löwen, Jungfrau und Waage. Auf diesen Kometen ist den anderen Monat erfolget der Schweizerkrieg zwischen denen von Zürich, Zug, Uri, Unterwalden und Luzern.

Digitized by Google

Gar entsetzens- und bedeutungsvolle Zeichen gab's im Jahre 1546.

Im April ist in Ungarn in der Luft gesehen worden ein Feuer, das eine Zeit lang gebrannt und oft große Flammen auf die Erde unter sich gestreuet. — Solches ist kürzlich zuvor geschehen, ehe der König Johann gestorben ist. Daselbst ist auch Blut in Weinbeeren gefunden worden.

Ferner ist im Jahre 1546, da der Krieg zwischen dem Kaiser und den deutschen Fürsten entbrannt, in einem Dorfe in Franken ein Kind geboren, welches ein Messer im Leibe gehabt, dessen Spitze herausgesehen.

Am 7. August 1546, Sonnabends vor Laurenti, ist zwischen 10 und 11 Uhr in der Nacht zu Mecheln, vier Meilen von Antwerpen, ein groß gräulich und erschrecklich Wetter, Donner und Blitz geschehen. Erstlich hat der Donner geschlagen in die Sandpforte, in welchem Hause viele Munition und Kriegsrüstung gewesen, auch viel Pulver, welches sich entzündet, davon ein groß Erdbeben zu Mecheln und umliegenden Platz worden und ist von diesem Haus und anderen Gebäuden nicht ein Stein ganz blieben. Bei 400 Häuser sind abgebrannt. Der Lumbart, das ist der reiche Wucherer, von dem man viel Böses sagt, ist mit Weib und Kind, Haus und Hof zu nichte worden, daß man gar nichts von ihnen gefunden hat. Des Morgens auf den Sonntag hat man 300 Menschen todt gefunden, über 150 Menschen sind übel verwundet worden. Da dies grausam Wetter angegangen ist, sind etliche zur Zech gesessen und haben Karte gespielt, ist die Wirthin in Keller gangen, ihnen Wein zu holen, indeß hat das Wetter die Spieler erschlagen, daß sie die Kartenblätter noch in der Hand gehabt. — Auf den dritten Tag nach diesem hat allda zu Mecheln ein alter Mann aus einem Loch geschrien und gefragt, ob die Welt noch stünde.

Auch das Jahr 1555 war in dieser Hinsicht bemerkenswerth,

denn in ſelbigem hat man zu Galga an der polniſchen Grenze viele Hunde verſammelt geſehen, welche ſich ſo grauſam unter einander biſſen und zerriſſen, daß ihnen Niemand hat wehren können.

Zu Bartholomäi war zu Cüſtrin in der Mark am Himmel eine große Feldſchlangen zu erſchauen mit großem Getümmel und jämmerlichem Geſchrei. Auf dem Markt ſind zu gleicher Zeit zween unbekannte geharniſchte Männer geſehen worden, welche einander die Hände gegeben und alsdann mit einem jämmerlichen Geſchrei verſchwunden.

In der Nähe von Königsberg in der Mark iſt in ſelbigem Jahre ein wunderlich Pferd geboren, das gar ſeltſame Hoſen und Wammes angehabt, als wäre es brauner Sammet, zerſchnitten und zerhackt.

Am 13. Martii, Mittags, iſt an einem Ort des Thüringerlandes, am Himmel, der ſchön klar und hell geweſt, ein Schwert geſehen worden, wie ein türkiſcher Säbel, deſſen Spitze gegen Mittag gerichtet. Bald hat ſich von Morgen ein trüb Gewölk einfunden, überzwerch ſich nach dem Schwerte gelenket und mitten durch die Schneide, alſo daß man des Schwertes Spitze und Heft außer den Wolken frei ſehen konnte, gezogen, welche ſich alsdann, als wäre ſie zerſchnitten, getheilet. Der Säbel iſt aber bei einer Viertelſtunden unbeweglich geſtanden, dann verſchwunden, wie dies Alles von dem würdigen Chriſtoph Helmrich iſt geſehen und ausgeſagt worden.

Im Sommer 1555 iſt um Erfurt etliche Wochen ein Wolf umgelaufen, der den Leuten auf dem Felde nachgeſtellt, ſie geherzet und gedruckt, aber unbeſchädigt von ſich gelaſſen. Etliche ſind darüber ſo erſchrocken, daß ſie auf den Tod gelegen. Auch haben etliche geſehen, daß er den Rachen weit aufgeſperret, welcher ungewöhnlich groß geweſen. E. R.

Ein Gift als Erfriſchungsmittel. — Der geſunde Menſchenverſtand weiß es nicht anders, als daß man feſte Speiſen

nur eſſen, flüſſige Stoffe nur trinken und Luft nur athmen kann. Unſere an ſcheinbaren Widerſprüchen ſo reiche Zeit hat uns aber dahin gebracht, daß wir Luft wirklich auch trinken. Zwar nicht alle und jede Luft, aber doch jene erquickende Spezies, welche uns die ſogenannten „kohlenſauren Trinkhallen" in dem ſprudelnden Naß darbieten, in welchem die dem Luftkreiſe angehörige Kohlenſäure komprimirt enthalten iſt. In einem ſolchen Glaſe Waſſer nun genießen wir eine große Portion dieſes Gaſes mit, welche von der Flüſſigkeit völlig aufgeſogen iſt und daher ſich im vollen Sinne des Wortes trinken läßt; dies muß aber bekanntlich ſchnell geſchehen, da es ſonſt wieder die Freiheit ſucht und aufperlend, brauſend entwiſcht.

Aus denſelben Beſtandtheilen, wie die Kohlenſäure, iſt auch das giftige Kohlenoxydgas zuſammengeſetzt, welches bei vorzeitigem Schließen der Ofenklappe ſchon ſo viel Unheil geſtiftet hat. Letzteres beſteht aus einem Aequivalent Sauerſtoff und einem Aequivalent Kohlenſtoff; es verbrennt, angezündet, mit bläulicher Flamme, welche auch aus den verglühenden Kohlen noch züngelt. Bei ſolchem flammenden Verbrennen verbindet es ſich nun mit noch einem Aequivalent Sauerſtoff und wird dadurch zur Kohlenſäure. Dieſe brennt im Gegentheil gar nicht, in ihr löſcht ſogar jedes Licht aus, und auch das Feuer im Ofen würde verlöſchen, wenn die Kohlenſäure nicht durch den Zug des Schornſteins fortwährend weggeleitet würde. Auch die Kohlenſäure nun iſt in mancher Beziehung keineswegs ſo gefahrlos. Sie iſt es, welche als gefürchtetes Gas an manchen Orten aus Erdſpalten dringt, z. B. am Laacher See, in der Dunſthöhle bei Pyrmont, beſonders aber in der Hundsgrotte bei Neapel, wo alle lebenden Weſen, von denen ſie eingeathmet wird, zu leben aufhören; ſie iſt es, welche ſchon wiederholt die Todesurſache von Menſchen geworden iſt, die in einem geſchloſſenen Raume längere Zeit ſich aufzuhalten gezwungen geweſen ſind.

So wurden am 2. Dezember 1848 an Bord des Dampfers „Londonderry" bei ſtürmiſchem Wetter des Nachts 150 Paſſagiere in eine kleine Kajüte eingeſperrt, von denen vor Tagesanbruch 70 den Geiſt aufgegeben hatten. Lewes erzählt dieſen Vorfall in ſeiner „Phyſiologie des täglichen Lebens" ausführlicher. „Die große Menge der Menſchen," ſagt er, „hat davon keine Ahnung, daß Luft, die nicht friſch iſt, ſo ſchlimm wie Gift wirkt. Eine äußerſt traurige Illuſtration dieſer Unwiſſenheit bietet das Unglück, welches ſich an Bord des „Londonderry" ereignete, eines zwiſchen Liverpool und Sligo laufenden Dampfers. Freitag den 2. Dezember 1848 lief er aus nach Liverpool, mit 200 Paſſagieren an Bord. Es kam ſtürmiſches Wetter, und der Kapitän befahl, daß Alle während der Nacht hinabgehen ſollten. Die Kajüte für die Hinterdeckspaſſagiere war nur 18 Fuß lang, 11 Fuß breit und 7 Fuß hoch. In dieſen kleinen Raum wurden die Paſſagiere eingezwängt. Wären die Luken offen gelaſſen worden, ſo hätten die Eingeſperrten doch wenigſtens nur eine gewiſſe Unbequemlichkeit beim Athmen zu leiden gehabt, der Kapitän ließ aber die Luken ſchließen und einen Gummimantel über den Eingang der Kajüte werfen und befeſtigen. Die unglücklichen Paſſagiere waren nun verurtheilt, dieſelbe Luft immer von Neuem wieder zu athmen. Und nun begann eine ſchaudererregende Scene von Wahnſinn und Gewaltthaten unter dem Stöhnen der Sterbenden und den Flüchen der Kräftigeren; ſie wurde nur durch einen der Leute unterbrochen, dem es gelang, ſich mit Gewalt einen Weg auf das Verdeck zu bahnen und den erſten Steuermann zu alarmiren, dem nun ein fürchterliches Schauſpiel bevorſtand: 72 Paſſagiere waren bereits todt, viele waren im Sterben; ihre Körper waren krampfhaft gewunden, das Blut trat aus Augen, Naſen und Ohren. Der Kapitän und ſein Steuermann hatten nichts von der Bedeutung friſcher Luft für das Leben geahnt. Ihnen war es unbekannt, daß ausgeathmete

Luft nicht ohne Nachtheil wieder eingeathmet werden kann und ſo ſchlimm wirkt wie Gift."

Indeſſen Lunge und Magen, das iſt zweierlei! Was eingeathmet den Tod bewirkt, ſtärkt in anderem Falle, wenn es getrunken wird, das Leben. Nichts Köſtlicheres gibt es ja im Sommer, als ein Trunk einfachen friſchen Waſſers, aber wahrhaft erfriſchend wird Waſſer vor Allem durch die von der Natur ſelber beigemengte Kohlenſäure. Solcher geſegneten Orte, wo das mit einem gleichen Quantum Kohlenſäure gemengte Waſſer aus der Erde perlend hervorquillt, gibt es freilich nicht viel. Aber jedes Brunnen- und Quellwaſſer, welches aus dem Boden zuſammenſickert, der überall, beſonders durch die verweſende Pflanzenwelt, mit Kohlenſäure durchdrungen iſt, hat ſolche bei ſeinem Wandern, Rieſeln durch Moos, Erde und Geſtein in ſich aufgenommen oder auch aus der Luft aufgeſogen und enthält ſie reichlich aufgelöst. Je kälter das Waſſer iſt, ein deſto geſättigteres Verhältniß iſt möglich. Abgeſtandenes Waſſer iſt uns nur deshalb zuwider, weil die Kohlenſäure daraus entwichen iſt. Es iſt in der That wie eine Wirkung von Geiſt auf Geiſt, wenn die matte Seele des Wandermüden durch ſolchen Trunk ſich wieder hebt oder die Erregung des in der Fieberhitze Verſchmachtenden ſich wieder beruhigt.

Dr. A. Berghaus.

Eine grauſig-komiſche Geſchichte als amerikaniſche Reklame. — In der Stadt Goliath im Staate Texas lebten friedlich neben einander zwei Lokomotivführer, wackere verheirathete Leute, die ſich im Dienſte gegenſeitig ablösten. In dieſes mehrjährige freundnachbarſchaftliche Verhältniß brachte die Eiferſucht einen jähen Riß, indem der Eine dem Anderen allen Ernſtes vorwarf, er treibe in ſeiner dienſtfreien Zeit die Beſchützung der ihm nicht angetrauten Nachbarin zu weit. Alle Verſicherungen der Unſchuld fruchteten nichts, und man beſchloß, den „Eiſenbahnkönig" von Texas um koſtenfreie Ueberlaſſung einer Bahn-

ſtrecke zu erſuchen, um die Sache durch ein Duell zum Austrage zu bringen, wie es ſelbſt in Amerika noch nicht dageweſen. Dem „Eiſenbahnkönig“ imponirte die Idee, und für einen Sonntag Nachmittag wurde eine Strecke freigegeben, in deren ungefährer Mitte eine Brücke über einen ziemlich reißenden Fluß führt. Es wurde verabredet, von zwei entgegengeſetzten Stationen mit je einer Lokomotive ohne weitere Wagen mit voller Dampfkraft aufeinander loszufahren und gerade auf der Brücke zuſammenzuſtoßen; der Ueberlebende wäre als Sieger zu betrachten. Die beiden Duellanten machten ihr Teſtament und begannen zur beſtimmten Zeit ihre halsbrechende Fahrt. Schon näherten ſie ſich der Brücke, ſchon befanden ſie ſich auf ihr, im nächſten Augenblicke mußte der fürchterliche Zuſammenſtoß erfolgen, da rettete — nicht etwa ein Wunder — ſondern ein einfaches Geſetz der Phyſik die beiden Familienväter. Der Sohn des Bahnwärters ſpielte mit einem Gummiballe und der Zufall fügte es, daß der Ball von der Wand des Häuschens zwiſchen die beiden Lokomotiven abſprang, als ſie eben im Zuſammenſtoße begriffen waren. Durch die Elaſticität des Balles prallten die Maſchinen bis zu ihrer Ausgangsſtation zurück. Solche und ähnliche Gummibälle bezieht man am billigſten in New-York, Broadway 23 bei Smidt Sons. R.

Ein poetiſches Dekret. — Daß ſelbſt gekrönte Häupter unter die Poeten gehen, iſt längſt nichts Seltenes mehr; einzig in ſeiner Art aber dürfte es daſtehen, daß ein Landesvater in gebundener Sprache zu ſeinen Unterthanen redet, ja ſogar Dekrete in derſelben erläßt. Fürſt Wilhelm Heinrich von Naſſau, geb. 1684, überhäufte die beiden Nachbarſtädte Saarbrücken und St. Johann, ſeine Reſidenzen, mit Wohlthaten aller Art. Dafür dankten ihm die Bürger beider Orte durch Beweiſe ihrer Anhänglichkeit, wo ſich ihnen nur Gelegenheit bot, und keine Feier im fürſtlichen Hauſe konnte vorübergehen, ohne durch ſchriftliche

oder mündliche Freudenbezeugungen, oft sogar gereimter Art, verherrlicht zu werden, die Fürst Wilhelm Heinrich stets ebenso zu erwiedern pflegte. Vor Allem aber trat die Liebe des Volkes zu seinem Herrscher zu Tage, als beide Städte die Genesung des Erbprinzen von einer fast tödtlichen Blatternkrankheit feierten. Festen aller Art setzte eine glänzende Illumination die Krone auf, bei der ein riesiges Transparent mit einem rührenden Glückwunschgedicht für den Landesvater die Hauptrolle spielte. Am nächsten Morgen erließ der dankbare Fürst nachstehendes, im Druck erschienenes Dekret, wohl ein Unikum seiner Art.

Decretum.

Auf das Ehrenfest, so wegen meines Sohns Genesen,
Von beider Städte Bürgerschaft den 4. angestellt gewesen,
Die Treue, Freude, Lieb und Pflicht
Der Unterthanen beider Städte,
War viel zu edel eingericht',
Daß sie mich nicht gerühret hätte.
Drum nehmt für Eure Redlichkeit
Dies Zeugniß der Zufriedenheit:
Zwei Jahre seid Ihr zehntenfrei
Von allen Stifts- und Herrschaftsfrüchten.
Glaubt, daß es meine Freude sei,
Euch ein Vergnügen anzurichten.
Mein Eifer wird beständig seh'n
Auf aller Bürger Wohlergeh'n.

Wilhelm, Fürst zu N.-S.

Saarbrücken, den 7. Juni 1755.

Fürst Wilhelm Heinrich starb im Jahre 1768 und sein Monument befindet sich in der Schloßkirche zu Saarbrücken. H—d.

Die Ermordung des Herzogs von Buckingham im Jahre 1628. — Der Herzog von Buckingham war durch

seine hervorragenden geistigen Eigenschaften unter König Jakob von England und dessen Sohn Karl I. zu großer Macht gekommen. Seine Feinde bezichtigten ihn daher der verschiedensten Verbrechen, um ihn zu stürzen; insbesondere wurde behauptet: er stünde mit auswärtigen Mächten zum Schaden Englands im Bunde. Hiedurch steigerte sich der Haß des Volkes gewaltig gegen den mächtigen Günstling, und der schottische Lieutenant John Felton beschloß, den Herzog zu ermorden. Die Gelegenheit hiezu bot sich in Portsmouth; hieher war der Franzose Soubise mit großem Gefolge gekommen, um Buckingham Nachricht über die belagerte Festung Rochelle zu bringen. Felton schloß sich dem Gefolge des Franzosen an, drängte sich im Empfangssaal an den Herzog heran und stieß ihm unversehens ein Messer in den Leib; wie der Blitz sprang der Missethäter nach der Mordthat zurück und verschwand aus dem Saale, ohne daß man im ersten Augenblicke wußte, was denn eigentlich geschehen war. Als Buckingham aber zusammenbrach, glaubten die Engländer, der Mord sei von einem der Franzosen verübt worden; sie schrien deshalb, man solle alle Franzosen im Schlosse ermorden, und es entstand sofort ein fürchterliches Getümmel. Als Felton, der schon auf der Straße angekommen war und wohl hätte entschlüpfen können, hörte, um was es sich handelte, drang er in den Palast zurück und erklärte: „Ich bin Derjenige, der den Herzog umgebracht hat; kein Franzose hat es gethan. Das Messer im Leibe des Getödteten gehört mir, es hat einen weißen Stiel. In meinem Hute trage ich einen Brief, aus dem man hätte sehen können, wer ich bin, wenn ich bei der That umgekommen wäre.“ Man ergriff den Verbrecher und legte ihn auf die Folter, aber etwas Anderes brachte man nicht aus ihm heraus. „Ich habe die That freiwillig begangen,“ erklärte Felton, „blos um dem gemeinen Besten zu nützen; ich hoffe, das Vaterland von einem schädlichen Menschen befreit zu haben, und zweifle darum nicht, Vergebung mei-

ner Sünden zu erlangen.“ Der Verbrecher wurde zum Tode verdammt und bald darauf durch den Strang hingerichtet.

G. Sch.

Genaues Zeitmaß. — Ein Advokat in Hamburg, welcher Hunderte von Malen in seiner Praxis erfahren hatte, wie sehr sich oft die Leute bei den Zeugenaussagen in ihren Zeitangaben irren und widersprechen, wollte sich bei einem wichtigen Prozeß vergewissern, wie es in dieser Hinsicht mit der Glaubwürdigkeit des Hauptbelastungszeugen stehe. Dies war ein Seemann. Es handelte sich um eine Schiffskatastrophe durch Zusammenrennen zweier Fahrzeuge, und der betreffende Zeuge lag noch verwundet im Seemannshospital. „Sagt mir doch, mein Freund,“ begann der Advokat, an das Bett des Matrosen tretend, „wie lange Zeit verfloß von dem Augenblicke, daß das Schiff die Landungsbrücke verließ, bis zum Zusammenstoß.“ Der Matrose blinzelte mit den Augen, neigte den Kopf auf die Seite und meinte: „Etwa zehn Minuten.“ — „Mann,“ sagte der Advokat eindringlich, „wie lange meint Ihr wohl, daß zehn Minuten sind?“ — „Nun, zehn Minuten,“ antwortete der Matrose. — „Ganz recht. Wollen aber gleich 'mal sehen, wie lang Euch das scheint, denn darauf kommt's an. Ich nehme meine Uhr — jetzt fangt an, und wenn Ihr meint, daß zehn Minuten verflossen, so ruft Ihr Halt!“ — „Werd' schon machen.“ Der Advokat stand, seine goldene Uhr in der Hand, am Bett, während sich der Seemann wieder bequem zurückgelegt hatte. Nachdem einige Minuten verflossen, rief der Advokat: „Hollah, mein Freund, wie steht's? Soll ich etwa hier den ganzen Tag warten?“ Der Matrose sagte kein Wort, grinste nur und schielte nach einer großen Uhr, die am anderen Ende des großen Krankensaales an der Wand hing und welcher der Advokat den Rücken zudrehte. Endlich stand der Zeiger auf dem richtigen Punkte — auf Minute und Sekunde. „Halt!“ sagte der Ma-

troſe, „ich meine, jetzt werden's zehn Minuten ſein!“ — „Unglaublich!“ ſchrie der Advokat in ſtarrem Staunen. „Mein Freund, von allen Menſchen, lebenden und ſchon todten, die mir je vorgekommen ſind, könnt Ihr die Zeit am genaueſten meſſen!“ F. Z.

Gut gegeben. — Der berühmte Erzbiſchof von Canterbury, William Laud, welcher mit der Seelengröße eines Weltweiſen des Alterthums und der frommen Ergebung eines chriſtlichen Märtyrers am 10. Januar 1645 im 71. Jahre ſeines Alters den Tod durch Henkershand erlitt, predigte am 17. September 1609 zum erſten Male vor dem engliſchen Könige Jakob I. Jakob war bekanntlich ein ebenſo gelehrter wie eigenthümlicher Mann, und zu dieſen ſeinen Eigenthümlichkeiten gehörte es auch, daß er mitten während der Predigt oft und ziemlich laut mit ſeinen Begleitern ſprach. Alle Prediger, die den Gottesdienſt am Hofe hatten, wußten von dieſer oft recht ſtörenden Marotte des ſonſt ſtrenggläubigen Königs und ignorirten ſtets die Unterbrechungen, indem ſie ruhig weiter predigten. Laud dagegen war ein viel zu gewiſſenhafter Prediger, als daß er dieſen Mißbrauch, auch wenn es ſein Herr und König war, ungerügt gelaſſen hätte. Sobald er bemerkte, daß der König mit ſeinem Nachbar zu reden begann, brach er ab und hielt inne. Dem König fiel dies Benehmen Laud's auf und er ſchwieg. Der Prediger fuhr in ſeiner Anſprache fort; Jakob knüpfte wieder ein Geſpräch mit einem ſeiner Begleiter an, ſofort trat wieder eine auffällige Pauſe in der Predigt ein, während welcher Laud den König vorwurfsvoll anſah. Und da ſich dies ſtets wiederholte, wenn der König zu ſprechen anhob, ſo ſchwieg er endlich ſtill und die Predigt ging ohne Störung zu Ende. Aber Jakob verließ ärgerlich die Kirche und ließ den jungen Prediger ſogleich vor ſich kommen. „Warum haben Sie,“ fuhr er denſelben erzürnt an, „jedesmal, wenn ich ſprach, in Ihrer Predigt innegehalten?“ — „Majeſtät,“ antwortete Laud mit feſter Stimme,

„weil ich glaubte, daß es wider den Respekt sei, Eure Majestät in Ihren Unterredungen zu unterbrechen.“ Der König Jakob fühlte den Vorwurf des Predigers und ernannte ihn kurze Zeit darauf zu seinem Kaplan, dann zum Dechanten von Gloucester, in welcher Eigenschaft er stets um die Person des Königs sein mußte. Sein späteres Leben und Wirken unter dem unglücklichen König Karl I. von England gehört der Geschichte an, aber jene erste furchtlose Predigt vor König Jakob war es, welche die erste Stufe zu seiner späteren hohen Stellung bildete. J.

Ein schwieriges Räthsel. — Als Napoleon I. einst mit Kaiser Franz II. von Oesterreich speiste, gab dieser seinem Gaste folgendes Räthsel auf: „Wer ist das? Er hat keine Augen, keine Ohren, keine Nase, keinen Mund, ja sogar keinen Kopf, keine Hände und Füße, und doch ist es ein Mensch.“ Der damalige Beherrscher Europa's vermochte des Räthsels Deutung nicht zu finden, und lachend erklärte ihm Franz II., daß dies ein Oesterreicher sei, denn ein solcher habe nach dortigem Sprachgebrauch keine Augen, sondern Guckerln, keine Ohren, sondern Wascheln, keine Nase, sondern einen Schmecker, keinen Mund, sondern einen Goschen, ja auch keinen Kopf, sondern einen Schadel, statt der Hände endlich Pratzen und statt der Füße Haxen.

M. L.

Gesandtenhändel. — Im Jahr 1636 war Frankreich in Stockholm bei der schwedischen Regierung durch Baron d'Arongourt, Dänemark aber durch Herrn P. Wibe vertreten. Beide Gesandte waren durch den Oberst Fuchs zum Leichenbegängniß seiner Tochter eingeladen worden, Wibe zugleich als Begleiter am Sarge. Als nun d'Arongourt sah, daß der dänische Gesandte gleichsam eine höhere Stelle bei der Feier einnehmen sollte, trat er vor Wibe und drängte ihn zurück, um die höhere Stellung des Königs von Frankreich gegenüber dem König von Dänemark zu wahren. Es kam zum Wortwechsel, die Herren leg-

ten die Hand an den Degen und faſt wäre es zum Kampfe gekommen. Man brachte die Streitenden ſchließlich in verſchiedene Zimmer und die Leichenfeier ging ohne die Geſandten von ſtatten. Vierzehn Tage ſpäter begegneten ſich beide Geſandten in einer engen Straße; Baron d'Arongourt zog den Degen und drang auf Wibe ein. Dieſer warf den Mantel weg und griff nach ſeiner Waffe. Hiebei fiel ihm das Degengehänge über den rechten Arm, ſo daß er den Degen nicht ziehen konnte, weshalb er, um Zeit zu gewinnen, etliche Schritte zurückwich. Da die Straße ſehr uneben war, ſo ſtrauchelte der Däne und fiel rücklings zu Boden; hiebei verſetzte ihm der Franzoſe einige Hiebe über die linke Wange, den linken Arm und die Hand. Endlich hatte Wibe den Degen frei und ſich wieder aufgerafft; er drang nun ſeinerſeits auf d'Arongourt ein und verſetzte ihm einen ſo ſtarken Stoß an den Kopf, daß er ſtürzte; alsbald folgte ein zweiter Stoß auf den Daliegenden, doch der Streich ging fehl, der Degen fuhr dem Franzoſen zwiſchen den Beinen durch und drang tief in den Boden ein. Infolge der ſtarken Vorwärtsbewegung hatte der Däne aber das Gleichgewicht verloren und ſtürzte der Länge nach auf ſeinen Feind. Unterdeſſen erſchienen die Diener der Geſandten, welche ebenfalls aufeinander eindrangen, und zuletzt Bürger von Stockholm, welche die Kämpfenden trennten. Der Franzoſe hatte ſeinen Degen auf dem Platz gelaſſen und galt daher für desarmirt und beſiegt, der Däne aber konnte nicht mehr allein gehen und mußte geführt werden. Dem Baron d'Arongourt ſind dann 14 Tage lang zwei Hellebardierer vor das Haus geſtellt worden, bis er ſich wegen ſeiner unſchicklichen Handlungsweiſe verantwortet hatte. G. Sch.

Die beiden Gellert. — Der Dichter Gellert war der jüngſte von drei Brüdern. Der älteſte, geb. 1713, zuletzt kurfürſtlicher Bergrath zu Freiberg (geſt. 1795), war eine Autorität in der metallurgiſchen Chemie. Als ſeine Ueberſetzung von „Cra-

mer's Probierkunst" erschien, wurde sie im „Hamburger Korrespondenten" mit der Bemerkung angezeigt: „Der Uebersetzer ist ein Bruder des berühmten M. Gellert in Leipzig." Der Chemiker, in dessen Augen die Poesie eine brodlose Kunst war, wurde sehr zornig darüber, daß er, der verdiente Mann der Wissenschaft, nur als Bruder angekündigt war, und ließ eine beißende „Erklärung" in den Göttinger „Gelehrten Anzeigen" drucken. — Der zweite Bruder Gellert's war Fechtmeister in Leipzig und ein durchaus unbedeutender Mensch. Er stand einst in einem Konzert neben dem Satiriker Rabener. Als diesen eine Dame fragte, wer sein Nachbar sei, antwortete er lächelnd: „Er hat keinen eigenen Namen; er behilft sich mit dem seines Bruders."

R. F.

Ein Salonwagen im Jahre 1642. — Als der Kardinal Richelieu todkrank sich von Taraskon nach Lyon transportiren ließ, um dort über den Verschwörer Cinqmars das Urtheil fällen zu lassen, geschah es in einer Tragsänfte, da er die Bewegung eines Wagens nicht vertragen konnte. Diese Sänfte war wie ein vollständiges Zimmer eingerichtet, worin ein Bett, Lehnsessel und Tisch befindlich und ganz mit rothem Damast überzogen. Wenn es regnete, wurde es mit Wachstuch überdeckt. 18 Leibtrabanten trugen dieses ambulante Zimmer und hielten dabei aus Ehrfurcht gegen den gewaltigen Bewohner desselben beständig den Hut in der Hand, selbst wenn es stürmte und regnete.

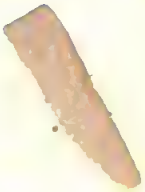
F. Z.

UNIV. OF MICHIGAN,

JUL 13 1912

Herausgegeben, gedruckt und verlegt von Hermann Schönlein in Stuttgart.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9196



Filmed by Preservation 1992

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 01907 9196

Filmed by Preservation 1992

Digitized by Google